Lager in Frankreich

Überlebende und ihre Freunde

Zeugnisse der Emigration, Internierung und Deportation

Herausgegeben von Edwin M. Landau und Samuel Schmitt

Verlagsbüro v. Brandt

Lager in Frankreich

Überlebende und ihre Freunde

Zeugnisse der Emigration, Internierung und Deportation

Herausgegeben von Edwin M. Landau und Samuel Schmitt

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Verlagsbüro v. Brandt

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lager in Frankreich:
Überlebende und ihre Freunde; Zeugnisse der Emigration, Internierung und Deportation/ hrsg. von Edwin M. Landau und Samuel Schmitt. – Mannheim: v. Brandt, 1991
ISBN 3-926260-15-7

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Bildquellen: Die Bildvorlagen stammen – mit einer Ausnahme – aus dem Privatbesitz von S. Schmitt oder wurden ihm für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Das Bild auf S. 89 wurde dem Verlag freundlicherweise aus Privatbesitz zur Veröffentlichung überlassen.

Diese Publikation wurde dankenswerterweise durch Zuwendungen des Migros-Genossenschafts-Bundes, Schweiz, und der Stadt Koblenz am Rhein gefördert.

Titelgestaltung: Franke & Franke, Oftersheim
Satz: Fotosatz Walter, Schriesheim
Reproduktion: Repro Service, Heidelberg
Gesamtherstellung: Druckhaus Beltz, Hemsbach

1. Auflage. Mit 20 Abbildungen
© 1991 Verlagsbüro v. Brandt, D-6800 Mannheim 71

Hanna Meyer-Moses
CH-5620 Bremgarten

Landau/Schmitt, Lager in Frankreich

Verlagsbüro v. Brandt, Mannheim

Inhalt

Vorwort 7

Die Internierungslager in Frankreich in der Vichy-Zeit (1940-1944) - Von Claude Laharie 11

Aus den Protokollen über die Forschungen zum Lager Les Milles - Von André Fontaine 35

Am Abgrund - Tagebuch von Pfarrer Henri Manen 55

Helfen in Gurs - Bericht des Internierten Arthur Schnierer .. 81

Bericht über das Lager Les Milles - Von Israel Salzer 95

Oskar Althausen 104

Interview mit Oskar Althausen 108

Josef Brenig 114

Ruth Freschel 117

Alfred Frisch 120

Amira Gezow 124

Herta Hausmann 129

Aus den Briefen des Malers Hans Reichel 132

David Hirsch 135

Karl Kunde 138

Dr. Edwin M. Landau 145

Hanna Meyer geb. Moses 154

Gerald F. Newman 163

Flucht aus dem Lager Les Milles 172

Dr. Heinz Peiser 181
Samuel Schmitt 184
Barackenkameraden 190
Frédéric Schoenfeld 201
Dr. Hans Steinitz 207
Der Tod in Gurs 213
Dr. Oscar Stroh 220
Karl Urbach 221
Erew Schawuot in St-Cyprien 227
Dr. Georg Vadnai 229
Wilhelm Vogelsinger 240
Ruth Wertheimer 242
Dr. Karl Wilczynski 244
„Bürger wider Willen" 246
George Wronkow 248
Hugo W. Zarnel 256
Die Diktatur des Gewissens - Von Samuel Schmitt 258

Vorwort

Vor einigen Jahren schrieb mir ein Herr Fontaine aus Aix-en-Provence: „Wenn Sie Sammy Schmitt sind, der im Lager ‚Les Milles' Jugendchef war, möchte ich Sie gerne kennenlernen. Ihre Adresse habe ich von der Witwe des Pfarrers Manen." Da ich mit Pfarrer Manen und seiner Frau befreundet war, antwortete ich und trat mit André Fontaine in Verbindung. Ich fuhr zu ihm nach Aix. Wir besuchten die Ziegelei in Les Milles, in der während des Vichy-Regimes ein Internierungslager war - eine von vielen Leidensstationen für rassisch und politisch Verfolgte, zu denen auch ich gehört hatte. Viele Erinnerungen wurden wieder wach ...

André Fontaine betrieb die Nachforschungen über das ehemalige Lager, die damaligen Lebensverhältnisse und die Überlebenden mit großem, man kann sagen fanatischem Eifer. Jedem noch so kleinen Hinweis ging er nach; er fand auch immer wieder neue Spuren und vergessene Ereignisse. Sein Beitrag aus den Protokollen dieser Forschungen (S. 35 ff.) dokumentiert dieses Engagement wie auch die Schwierigkeiten und Widerstände bei der Ermittlung von 40 Jahre zurückliegenden Ereignissen.

In dieser Zeit wurde auch die „Association européenne pour le souvenir du Camp des Milles" gegründet. Zusammen mit einigen anderen ehemaligen Internierten wurde ich als Ehrenmitglied in die Vereinigung aufgenommen. - Bei einer Jahresversammlung dieser Gesellschaft erlebte ich eine heftige Auseinandersetzung. Man stritt um die voraussichtliche Leitung eines Museums. Im Nebengebäude der Ziegelei hatte man Fresken gefunden, die von den ehemaligen Internierten für den Eßraum des Wachpersonals gemalt worden waren. Dieser Raum sollte als Museum eingerichtet werden.

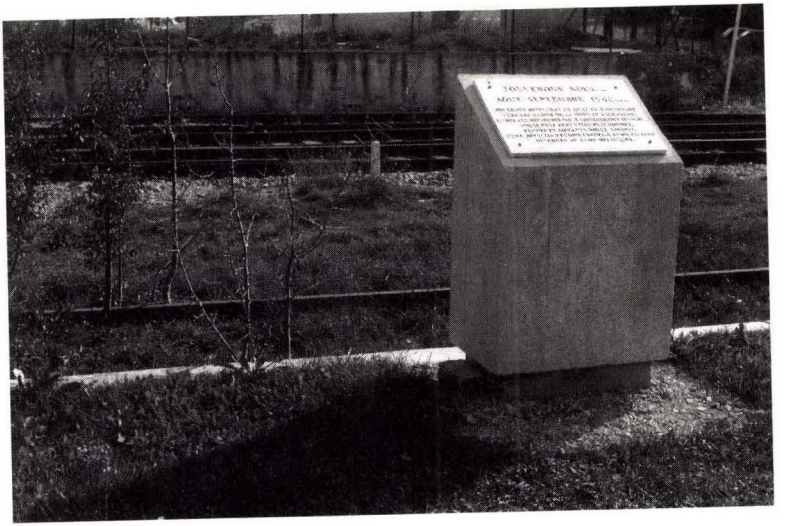
Heftigen Streit gab es auch um den Text einer kleinen Stele, die zur Erinnerung an die Deportation beim Bahnhof von Les Milles errich-

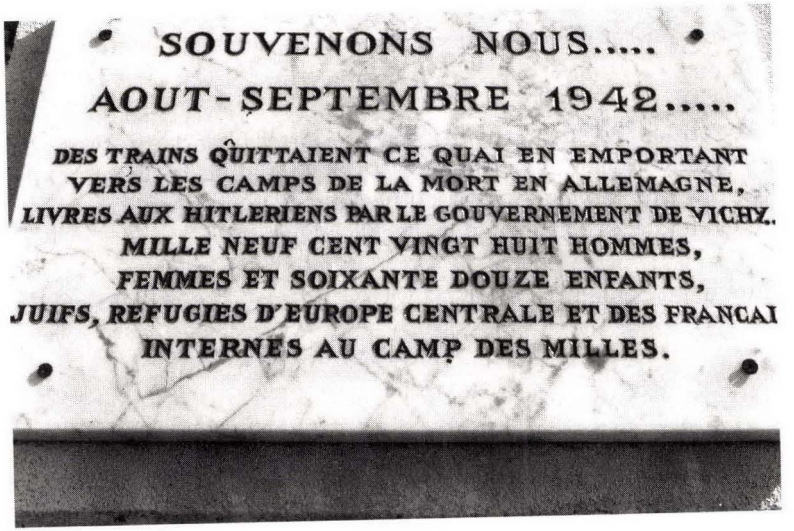
tet war. Es wurde beanstandet, daß der Text ungenau sei: Die erwähnten Kinder seien nicht deportiert, sondern von den Quäkern und jüdischen Pfadfindern gerettet worden. Vor allem seien 1942 aus dem Lager Les Milles keine Franzosen, sondern ausschließlich Juden deportiert worden.

Damals vertretene Meinungen, das Bild vom Lager beruhe mehr auf Gerüchten als auf Tatsachen – ja, das Lager habe gar nicht existiert – veranlaßten mich, einen Plan zu entwickeln. Ich schlug vor, ein Buch herauszugeben, in dem französische Historiker und wirkliche Freunde der Internierten zu Wort kommen sollten. Auf alle Fälle müßten aber auch Beiträge der überlebenden Internierten aufgenommen werden. – Dieser Vorschlag fand die Zustimmung aller.

Nach meiner Rückkehr in die Schweiz begann ich sofort mit der Arbeit. Es war mein Ziel, die jeweiligen Biografien bis in die Gegenwart zu dokumentieren, um zu zeigen, daß auch nach der Rettung vor der Deportation das Leben für alle noch sehr schwierig war. Die Kontaktaufnahme mit den Beteiligten war ein zeitraubendes Unterfangen. Aber viele meiner Freunde und Leidensgenossen aus den Lagern Gurs und Les Milles schickten mir ihre Texte, die alle zwischen 1985 und 1990 entstanden sind. Es handelt sich jeweils um die kurze Lebensbeschreibung und z. T. Erlebnisberichte.

Wir wollten hiermit kein wissenschaftliches Werk schaffen; jeder weiß, daß Erinnerungen nach 40 Jahren verblassen können und im Rückblick auch Fehleinschätzungen möglich sind. Solche Fehler und Widersprüche aus den einzelnen Beiträgen zu eliminieren, wäre die Aufgabe eines Historikers gewesen und hätte die Entstehungsgeschichte dieses Buches unendlich verlängert. Ich glaube allerdings, daß dieses Buch mit seinen Zeugnissen durchaus einen Beitrag zur wissenschaftlichen Forschung, auch zur Korrektur der einschlägigen deutschen Literatur leistet. So zitiert z. B. Michael Philipp in seiner Arbeit „Gurs – ein Internierungslager in Südfrankreich 1939 – 1943", Hamburg 1991, aus dem Tagebuch Henri Ma-





Die umstrittene Gedenktafel am Bahnhof von Les Milles

nens und ordnet dieses Zeugnis dem Lager Gurs zu. Dabei stützt er sich auf die Tatsache, daß die New Yorker jüdische Zeitschrift „Aufbau" vom 18. Dezember 1942 dieses Textfragment ebenfalls dem Lager Gurs zuordnet. Es besteht jedoch kein Zweifel, daß das in diesem Buch vollständig veröffentlichte Tagebuch (S. 54 ff.) Henri Manens seine Erlebnisse und Bemühungen im Lager Les Milles schildert.

Die Arbeit war langwierig und die Suche eines Verlegers nicht einfach, da hier kein Bestseller angeboten werden konnte. Viele Texte mußten übersetzt werden, auch dafür sollte eine kostengünstige Lösung auf Freundschaftsbasis gefunden werden. Und da viele Autoren inzwischen hochbetagt, z. T. sehr krank sind, war die Endphase dieser Edition von (verständlicher) Ungeduld geprägt.

Der Leser möge daher über sprachliche, historische und editorische Mängel hinwegsehen – Herausgebern und Verlag kam es darauf an, ein authentisches Zeugnis vorzulegen; und das so rechtzeitig, daß die beteiligten Freunde die Herausgabe auch noch erleben konnten.

Unser Buch soll sich nicht im kritischen Urteil über das Regime von Vichy erschöpfen, sondern gerade zeigen, daß es in diesem Dunkel, das uns umfing, auch Lichtblicke gab: Menschen, die halfen und in unmenschlicher Zeit menschlich blieben.

Zürich, im September 1991 Samuel Schmitt

Die Internierungslager in Südfrankreich in der Vichy-Zeit (1940 - 1944)

Von Claude Laharie*

1940, nach der Niederlage seiner Armee, war Frankreich in mehrere Zonen unterteilt. Südfrankreich stand unter der Herrschaft des Vichy-Regimes. Als „freie Zone" bezeichnet, entsprach es ungefähr dem alten Frankreich ohne die Atlantikküste und das Alpengebiet. Von dieser Zone - und nur von dieser - wird hier die Rede sein.

Während der vier Jahre des Vichy-Regimes wurde der südliche Teil ausschließlich von den Franzosen verwaltet, auch nach der Besetzung von ganz Frankreich durch die Deutschen am 11. November 1942. Französische Funktionäre regierten unter der obersten Autorität des französischen Staates unter Marschall Pétain. Es kommt hier nicht in Frage, irgendwelche Entschuldigungen geltend zu machen. Unumstößliche Tatsache ist, daß die Franzosen vier Jahre lang eine Region verwaltet haben, dafür die Verantwortung getragen haben und sie regiert haben. Die Besatzer haben das nicht an ihrer Stelle getan, wie das z. B. im Elsaß, in Lothringen oder im Norden, in der Region von Calais der Fall war.

Nun haben im Innern der „freien Zone" vier Jahre lang ununterbrochen Internierungslager bestanden. Tausende von Männern, Frauen und Kindern waren dort eingesperrt, haben dort gelitten, sind dort gestorben oder haben die „freie Zone" als eine der letzten Stationen ihres Lebens kennengelernt. Ihr Verbrechen? Flüchtlinge zu sein und versucht zu haben, in Frankreich ein Asyl zu finden. Weitaus die meisten von ihnen waren Juden - aber nicht alle.

Muß man daraus ableiten, daß der Umstand, als Jude geboren zu sein, zwischen 1940 und 1944 ein Delikt war, das mit Gefangennahme, Deportation und dem Tod zu bestrafen war? Für das Nazi-

Regime war das offensichtlich. Für Vichy-Frankreich traf das 1940 noch nicht zu, jedoch aber 1942. In diesen beiden Jahren hat sich das Regime nach und nach in Verruf gebracht, indem es von einem konservativen, aber im ganzen noch gut französischen System zum aktiven Komplizen der Pläne der Nazis wurde.

Die Lager der Südzone hatten eine doppelte Natur: Einerseits waren es spezialisierte Zentren für die Internierung von Fremden und besonders von Juden; die Bedingungen waren dort manchmal dermaßen fürchterlich, daß sie an deutsche Konzentrationslager erinnerten; andererseits wurden sie ab 1942 systematisch dazu verwendet, den Nazis die Opfer zu liefern, die in den Todeslagern - speziell in Auschwitz - vernichtet wurden.

Nachdem wir die verschiedenen Etappen der Unterdrückung der Juden durch das Vichy-Regime geschildert haben, entwerfen wir ein Bild des Alltags in den Internierungslagern der Zone und beschreiben eines davon eingehender, das Lager von Gurs.

Etappen der anti-jüdischen Unterdrückung unter dem Vichy-Regime

Am 23. Juni 1940, am Tag, an dem der Waffenstillstand zwischen der französischen und der deutschen Armee unterzeichnet wurde, existierte in Südfrankreich schon ein recht großes Netz von Internierungslagern. Es war in aufeinanderfolgenden Phasen unter dem Druck der internationalen Ereignisse schon seit anderthalb Jahren eingerichtet worden.

Die letzten Ereignisse des Spanischen Bürgerkriegs hatten die Regierung Daladier im Frühling 1939 veranlaßt, am Rande der Pyrenäen eine ganze Reihe von „Empfangszentren" zu eröffnen. Die spanischen Kämpfer der republikanischen Armee sowie ein großer Teil der Freiwilligen der Internationalen Brigaden waren dort „empfangen" worden unter Beingungen, die einfach diejenigen einer in-

ternierten Armee waren. Die Lager, die man in aller Eile errichtet hatte, wie jenes von Barcarès (in den Ostpyrenäen) oder Gurs (Westpyrenäen) oder sogar ohne jegliche Unterbringungseinrichtungen, wie jene von d'Argelès oder Collioure (Ostppyrenäen), waren im allgemeinen während der ersten Kriegsmonate leer und nachher aufgehoben worden. Dennoch blieben einige im Juni 1940 noch geöffnet, darunter Gurs, St-Cyprien, Fort Collioure, Rivesaltes (Ostpyrenäen) und Agde (Aude), Le Vernet (Ariège), Bram (Aude), Septfonds (Tarn-et-Garonne) usw.

Der Krieg mit Deutschland hatte zur Folge, daß in Frankreich ungefähr hundert Lager eingerichtet bzw. eröffnet wurden, etwa eines pro Département. Darin waren in Frankreich wohnende Ausländer interniert, die ursprünglich aus den mit Frankreich Krieg führenden Ländern stammten, d. h. Deutsche, Österreicher, Saarländer, Danziger usw. Diese Männer und Frauen, als Spione betrachtet, wurden qualifiziert als „Mitglieder der fünften Kolonne". Sie wurden zuerst in Rieucros (Lozère) eingesperrt, schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, dann in Catus (Lot), Domérat (Puy-de-Dôme), Vallon-en-Sully (Allier), Lambesc, Les Mées und Les Milles (Bouches-du-Rhône), Loriol (Drôme), Olargues und St-Pons (Hérault), St-Sulpice-la-Pointe und St-Antoine (Tarn), St-Nicolas (Gard), Tence (Haute-Loire) usw. Der Waffenstillstand brachte ihre unmittelbare Befreiung und die Auflösung der Mehrzahl der Lager. Aber einige dieser Hafteinrichtungen blieben verfügbar für die folgenden Jahre.

So existierten in Südfrankreich zur Zeit, als das Vichy-Regime seine gesetzgeberischen, anti-jüdischen Maßnahmen vervollkommnete, ungefähr zwanzig Lager, aus denen beinahe alle vorherigen Insassen entlassen waren. Einige von ihnen, wie Gurs und St-Cyprien, waren sehr groß und konnten über 10 000 Personen aufnehmen. Aber die meisten waren zu alt und die Baracken in schlechtem Zustand. Da einige der Lager zu klein waren, erwiesen sie sich als ungeeignet für die Repressionspolitik in großem Stil, die vom neuen Regime eingeleitet worden war.

Diese anti-jüdische und fremdenfeindliche Politik wurde offenbar mit den Gesetzen, die in den ersten Oktobertagen 1940 in Kraft gesetzt worden waren. Heute kann man sich schwer vorstellen, daß in einem Land wie Frankreich solche Gesetze erlassen worden sind.

Am 3. Oktober wurde das „Judenstatut" eingeführt. Nach der Definition, was unter „Jude" zu verstehen war („jede Person, die von drei Großeltern jüdischer Rasse abstammt oder von zwei Großeltern jüdischer Rasse, falls ihr Ehepartner seinerseits jüdisch ist"), führte das Gesetz eine Liste von Berufen auf, die für die „Israeliten" ab sofort verboten waren, d. h. alle öffentlichen Anstellungen und Tätigkeiten in Ämtern. Mit einem Schlag waren die französischen Juden zu Parias gemacht worden.

Am 4. Oktober erließ die Regierung das Gesetz betreffend der ausländischen Juden. In Artikel 1 hieß es: „Die Juden ausländischer Abstammung können, nachdem dieses Gesetz Rechtskraft erlangt hat, durch Entscheid des Präfekten ihres Wohnsitz-Départments in speziellen Lagern interniert werden." Nachdem sie in ihrer Heimat verfolgt worden waren und sich nach Frankreich gerettet hatten in der Hoffnung, dort ein Asyl zu finden, wurden die Frauen und Männer jüdischer Abstammung durch einen Gesetzestext bedroht, der dem Präfekten alle Macht einräumte, über ihr Schicksal zu entscheiden. In der Tat, seit den ersten Oktobertagen begannen die Lager, die sich im Lauf der letzten Monate geleert hatten, sich von neuem zu füllen mit einem ganzen Volk von Verbannten, Flüchtlingen, Ausgewiesenen und Ausgewanderten, die von der Polizei auf den Überlandstraßen, in den Bahnhöfen und in ihren Hotelzimmern verhaftet worden waren.

Dieser enorme Zustrom von Internierten führte dazu, daß das Vichy-Regime seine Repressionspolitik zu planen begann. So wurden am 21. Oktober sieben Zentren bestimmt:
- zwei „Zentren mit repressiven Charakter": Le Vernet (Ariège) für die Männer und Rieucros (Lozère) für die Frauen. Hier wur-

den „die Aufsässigen", die Rebellen, eingesperrt, übrigens nicht unbedingt jüdischer Abstammung,
- ein „halbrepressives" Zentrum: Gurs,
- drei „Unterbringungslager": Argelès, Bram und St-Cyprien,
- ein Lager „für die Unerwünschten, die für die Ausreise bestimmt sind", d. h. das war ein Auswanderungszentrum: Les Milles bei Marseille.

Aber seit dem Winter 1940/41 genügte dieser Plan nicht mehr, und er wurde durch einen anderen ersetzt. Die Zahl der Internierten wuchs immer mehr, und einige Lager waren zu baufällig (Argelès, Gurs), andere zu klein (Rieucros) oder zu schwierig zu beliefern. Dazu kam, daß in den Monaten Dezember und Januar die oft betagten und von der Hoffnungslosigkeit geschwächten Gefangenen zu Hunderten starben. Eine derart schlimme Lage brachte die Regierung dazu, neue Lager einzurichten, um die bisherigen zu entlasten. Die besseren wurden „Spital-Lager" getauft, wie jene in der Bannmeile von Toulouse (Noé, Le Récébédou) oder Rivesaltes. Aber der Ausdruck „Spital-Lager" soll keine falschen Vorstellungen erwecken: Der Nahrungsmangel war vollkommen eklatant, und Hunger und Krankheiten grassierten hartnäckig. Aber wenigstens waren die Baracken aus Backstein und die Kälte nicht so schlimm wie in Gurs oder St-Cyprien. Weitere Lager, recht zahlreich, waren ebenfalls überall in der „freien Zone" eingerichtet: in Nexon (Haute-Vienne), Septfonds (Tarn-et-Garonne), Masseube (Gers), Saliers (Bouche-du-Rhône), St-Antoine (Tarn), Vénissieux (Isère), St-Germain-les-Belles, St-Paul-d'Eyjeaux (Haute-Loire) usw.

Im gesamten waren 1941 und 1942 rund 15 Lager ununterbrochen in Betrieb, und zwar unter der alleinigen Aufsicht des Vichy-Regimes. Rund 40 000 Personen wurden dort interniert, häufig von einem Lager ins andere übergeführt, manchmal versetzt in spezielle Empfangszentren, hin und wieder nach Les Milles gebracht, von wo sie auswandern konnten, ausnahmsweise befreit, weil sie für sich selber aufkommen konnten und Beziehungen zum Präfekten ihnen diese Vorzugsbehandlung ermöglichten.

Vom Sommer 1942 an wurde alles anders. Die relative Sicherheit, in der die ausländischen Juden sich zu wiegen glaubten, war auf einmal nicht mehr vorhanden. Von nun an wurden Repressionen auf sie ausgeübt. Die öffentlichen Gebäude und Lokale wurden ihnen verboten, und man zwang sie, den gelben Judenstern zu tragen. Gleichzeitig begann die Naziherrschaft einen monströsen und grandiosen Plan auszuführen: die Endlösung der Judenfrage, d. h. schlicht und einfach die Ausrottung bzw. Vernichtung aller Juden, beschlossen in der Konferenz am Wannsee. Dafür brauchten die Nazis die Unterstützung des Vichy-Regimes, das eindringlich gebeten wurde, die gesamte Lager-Bevölkerung auszuliefern.

Die Vichy-Regierung kam dieser monströsen Forderung recht gut nach, um so mehr, als sich der neue Generalkommissär für Judenfragen, Darquier de Pellepoix, begeistert engagiert zeigte. Nach einigen schäbigen Geheimhaltungen ermächtigte er Hauptmann Danneker, der vor kurzem mit der Verlegung der französischen Lager nach Deutschland beauftragt worden war, die Listen der zu Deportierenden aufeinander abzustimmen. Die Listen wurden in der „freien Zone" zum gleichen Zeitpunkt erstellt, als in der „besetzten Zone" die große Massenverhaftung von Vel d'Hir (16./17. Juli) durchgeführt wurde. Das Ganze deckte auf, daß es sich um ein überlegtes und geplantes Vorgehen gehandelt hatte, wo von seiten von Laval, Boosquet und Darquier de Pellepoix kein Detail dem Zufall überlassen worden war.

Die ersten „Transporte mit unbestimmten Ziel", d. h. Deportationen nach Auschwitz, erfolgten am 6. August 1942. Sie betrafen alle Lager der Zone Süd, vor allem aber Gurs, Le Vernet, Noé, Le Récébédou, Septfonds und Nexon. Weitere folgten im September, dann von Januar bis März 1943, die die Internierungslager fast vollständig leerten. Es wurden nicht nur deutsche und österreichische Juden deportiert, sondern auch baltische, bulgarische, jugoslawische, rumänische, griechische, holländische usw. Ganze Familien wurden systematisch ausgeliefert, und von ihnen war einige Wochen später nichts mehr vorhanden.

1943 und 1944 waren die Mehrzahl der Lager der „freien Zone" (in Wirklichkeit besetzt seit dem 11. November 1942) lediglich Durchgangszentren für die Transporte nach Drancy und Auschwitz. Die Zahl der Opfer war indessen weniger groß als 1942, einesteils, weil eine große Zahl ausländischer Juden schon deportiert worden war, andernteils, weil die Überlebenden sich versteckten und trotz aller Mittel der französischen Polizei entwischen konnten.

Ungefähr 30 000 der 75 721 Frauen, Männer und Kinder, die von 1942 bis 1944 aus Frankreich deportiert worden waren, stammten aus der „freien Zone". Nur einzelne wenige kamen zurück, bestenfalls einige Dutzend. Die übrigen waren in Auschwitz und Sobibor vernichtet worden. Die Polizeioperationen waren im allgemeinen von den französischen Ordnungskräften durchgeführt worden. Sie haben die Juden erfaßt, hauptsächlich, aber nicht nur Juden: Die „arischen" Ehegatten der Juden, die „zweifelhaften" Ausländer und einige Spanier, Flüchtlinge aus dem Bürgerkrieg, waren manchmal in einem Gefangenentransport mit dabei, damit die zum Abtransport festgelegte Zahl erreicht werden konnte.

Das Alltagsleben in den Internierungslagern (1940 bis 1944)

Was immer die geltende Ordnung war, das Alltagsleben in einem Lager spielte sich unerbittlich auf die gleiche Weise ab. Manchmal war die Disziplin besonders streng und Mißhandlungen häufig. Meistens war das aber nicht der Fall. Elend und Not herrschten, aber dafür weder Brutalitäten noch Gewalttätigkeiten – im Unterschied zu deutschen Lagern. Aus dieser Sicht die Lager in der Südzone Konzentrationslager zu nennen, verlangt eine genaue Unterscheidung.

Die Internierungsbedingungen waren verschieden von Lager zu Lager. Im allgemeinen hatte man die Baracken aus Backsteinen gebaut und korrekt gegen Kälte und Wettereinwirkungen isoliert.

Aber einige Lager, die im Frühling 1939 eingerichtet worden waren, um die spanischen Republikaner während der Sommermonate unterzubringen, waren ganz aus Holz gebaut (Gurs, St-Cyprien, Argelès usw.). Die Lebensbedingungen dort waren beim Einbruch des schlechten Wetters sehr hart. Da die Holzplatten nicht fugendicht waren, funktionierte die Isolation sehr beschränkt. Häufig drangen Wind und Kälte durch alle Ritzen ein. Die Unterkunftsräume waren so nicht warmzukriegen, und die Gefangenen, ständig in eine Decke gehüllt, frierend vom Morgen bis zum Abend, waren eine leichte Beute für viele Krankheiten.

In einigen Lagern verwandelten die Herbst- und Winterregen den Boden in einen immensen Morast, in welchem Männer und Frauen, besonders die Alten, häufig steckenblieben. In Gurs z. B., wo eine korrekte Entwässerung nicht vorgesehen war, versanken die meisten alten Internierten bis zu den Knöcheln im Dreck, wenn sie aus ihren Baracken kamen. Die meiste Zeit weigerten sie sich, die Baracken zu verlassen, aus Angst, steckenzubleiben und in den Kot zu fallen. Da sie die Latrinen nicht erreichen konnten, waren sie gezwungen, ihre natürlichen Bedürfnisse in Kübel im Innern der Baracken zu verrichten, was das Zusammenleben im Raume störte und manchmal zu heftigen Auseinandersetzungen führte.

Alle Versuche, gegen den Morast anzukämpfen („Pflasterung" der „Wege" mit Kies, Befestigung der Wege mit Lattenrosten, Eisendrähten, Spannen von Seilen zwischen den Baracken) erwiesen sich schon nach einigen Stunden als ungeeignet, manchmal geradezu als lächerlich.

Diese Situation wurde um so schmerzlicher empfunden, als die Diensthabenden für den Unterhalt des Lagers sich nicht um das Problem zu kümmern schienen. Indem sie das als interne Angelegenheiten der Insassen betrachteten, richteten sie ihre hauptsächliche Aufmerksamkeit darauf, die Stacheldrahtverhaue und die zentralen Installationen in gutem Zustand zu halten. Daher die Wut der Internierten, die aus ihrer Sicht nicht den Grund einer derarti-

gen Boshaftigkeit verstehen konnten. Handelte es sich wirklich um Boshaftigkeit? Soll man nicht eher von Verantwortungslosigkeit der Funktionäre sprechen, die Lager in Funktion hielten, wo nichts für harte klimatische Bedingungen vorgesehen war?

Man fand die gleichen Vernachlässigungen auf dem Gebiet der Verproviantierung. Offiziell entsprachen die ausgeteilten Rationen den am 26. September 1940 vom Landwirtschafts- und Versorgungsminister festgelegten Normen. Aus dem Text des Rundschreibens:
„... das bis auf einige Details in Kraft bleibt bis zur Befreiung, legt das Gewicht der Rationen folgendermaßen fest:
- Brot = 400 g pro Tag
- Fleisch (mindestens, oder Hering) = 125 g pro Woche
- Trockengemüse (oder Reis) 100 g pro Tag; falls nicht lieferbar, 500 g grünes Gemüse oder 400 g Kartoffeln pro Tag
- Fett = 11 g pro Tag
- Zucker = 13 g pro Tag
- Salz = 16 g pro Tag
- Kaffee-Ersatz = 3 g pro Tag
- Käse = 120 g pro Monat."

Diese Quantitäten, für Leute, die nicht arbeiten, in ihrer Knappheit annehmbar für die Sommerzeit, sind allgemein ungenügend für Lagerinsassen, die Arbeit verrichteten, oder auch für nicht arbeitende Insassen in der Winterzeit. Übrigens war die Qualität der Produkte ein dauernder Grund für Unzufriedenheit in den Baracken, denn häufig wurden das grüne Gemüse, das Fleisch oder der Reis in einem Zustand angeliefert wurden, der zweifelhaft war, ihr Verfaulungszustand schon fortgeschritten. Oder besser, in den meisten Lagern suchte die Verwaltung „Ersparnisse" zu machen, indem sie einerseits genauestens die auf jeden Insassen entfallenden Mengen ausrechnete und anforderte, andererseits aber in den Baracken nur einen Teil dieser Rationen verteilen ließ. So konnte sie zum Nachteil der Internierten andere Ziele erreichen, z. B. dadurch, daß sie das französische Kaderpersonal begünstigte. Wenn man noch

bedenkt, daß die Versorgung der Lager einförmig war (z. B. in gewissen Wochen man nur Kohl, in andern nur Rüben, Topinambur usw. bekam), begreift man, daß aufgrund dieser Unterversorgung entsprechende Krankheiten abnormal häufig auftraten. Insgesamt hat in den Jahren 1940 bis 1944 die Nahrungsmittelzuteilung in den Lagern in bezug auf Qualität und Quantität nie dem Minimum entsprochen, das im Gesetz vorgeschrieben war. Deshalb herrschte in den Baracken Hunger und als Folge davon Elend und Krankheiten, besonders im Winter. Die Internierten deuteten das in ihren Briefen an, indem sie den „Onkel Raaf" erwähnten (Raaf bedeutet auf hebräisch Hunger), bis die Lagerzensur dies verbot.

Krankheiten und Hunger verursachten schwere Verheerungen in den Reihen der Internierten. Auf psychischer Ebene zerstörten sie nach und nach jeden moralischen Rückhalt und führten manchmal zu Geistesstörungen. Auf physischer Ebene führten sie zu Gewichtsverminderungen, die während der ersten sechs Monate 20 bis 25 Prozent betrugen. Nachdem dieser Zustand erreicht war, zeigten sich schwere Krankheitssymptome: Ödeme, gewöhnlich an den Gliedmaßen und im Gesicht, begleitet von Erbrechen und Aussetzen der Lebertätigkeit. Wenn der Erkrankte nicht sofort hospitalisiert und reichlich mit Nahrung vollgestopft werden konnte, führte das zu einem raschen Tod durch Herz-Kreislauf-Versagen.

Die Einförmigkeit der Ernährung hatte auch andere, weniger schlimme Folgen, die aber gleichwohl zur Entkräftung führten. Da war die Magen-Darm-Entzündung, in den Zeugenberichten häufig als Ruhr bezeichnet, die sich durch häufige und heftige Darm- bzw. Verdauungsstörungen bemerkbar machte. Bei kaltem und nassem Wetter, wenn die älteren Insassen aus Angst, im Kot zu versinken, die Baracken nicht verlassen konnten, wurde die Ruhr zu einer richtigen Plage für die Barackenbewohner. Wenn das mehrere Tage andauerte, führte sie zu Hungerödemen und konnte schwerwiegende Folgen haben. Nun hatten alle Lager in der Südzone, besonders im Winter, das Grauen des Hungers kennengelernt. Keiner blieb davor verschont.

Um wirksam gegen die ungenügende Nahrungsversorgung und ihre unheilvollen Folgen anzukämpfen, hatten die Internierten nur zwei Möglichkeiten. Die eine war, daß sie ihren Familien und Freunden schrieben und sie dringend baten, etwas zu schicken. Aber diese Versorgungsquelle versiegte im Laufe des Jahres 1941 fast vollständig angesichts der wenigen Pakete, die ihre Bestimmung erreichten. Die andere war, daß sie von irgendwelchen „menschenfreundlichen Werken", die sich manchmal im Lager für einige Zeit fest niedergelassen hatten, einige kostbare zusätzliche Nahrungsmittel erhielten. So haben die Schweizer Hilfe, die Quäker, die protestantische Hilfe, der American Joint eine beachtliche Menge von Produkten geliefert (Milch, Biskuits, Medikamente), die viele Lagerinsassen vor dem physischen Verfall gerettet haben. Diese Aktionen der Hilfswerke wurden in der Folge häufig kritisiert, weil sie lediglich die Not lindern halfen, die durch ein Regime hervorgerufen worden war, das eigentlich hätte bekämpft werden sollen. Aber dennoch waren sie ebenso mutig wie unauffällig. Sie wurden von den Lagerleitungen trotz der ständigen Konfliktsituationen geduldet. Sie haben oft, über allfällige zusätzliche Nahrungsmittellieferungen hinaus, gewisse Internierte in ihrer moralischen Kraft bestärkt, die zu deren Überleben unbedingt notwendig war. Deshalb soll man weder ihren Einfluß noch ihre Wirksamkeit unterschätzen.

Da von zusätzlich verteilten Nahrungsmitteln kaum die Rede sein konnte, blieb als einzige mögliche Lösung noch der schwarze Markt. Wir sind diesbezüglich nur unzureichend unterrichtet, da der schwarze Markt seiner Natur nach im Verborgenen abgewickelt wurde. Wer davon profitierte, schweigt heute noch, Jahrzehnte danach, und die Zeugenaussagen beruhten nur ausnahmsweise auf handfesten Beweisen. Nichtsdestoweniger existierte der schwarze Markt in allen Lagern der Südzone als fest eingeführte Praxis und mit beträchtlichen Beträgen. Seine Wege sind heute wohlbekannt: Die Funktionäre und die Wachmannschaften, die direkt mit den Internierten zu tun hatten, die Mitglieder der Arbeitsbrigaden, die die Installationen unterhielten, die Schieber und die

Feuermann Fischel, Camp de Gurs, Hot J. Baraque 13
Basses Pyrénées, France.

26./3. 1941

Mr. Max Riskin, 511-61 St. Capitol Heigths, Md.

Liebe Cousine Mrs. Riskin!

Ich habe heute Ihren lieben Brief vom 30/I.41 erhalten und danke Ihnen vielmals für denselben. Ich freue mich, daß Sie und Ihr lieber Mann und die ben Kinder gottlob gesund sind, was ich auch v mir berichten kann. Es ärgert mich sehr, daß S haben mir 2 Dollar geschickt und ich habe die bis heute nicht erhalten. Ich habe von Ihnen im ganzen bloss 2 Briefe bisher erhalten. Einen noch im Oktober 1940 nach Luchon, und heute diesen zweiten Brief. Ausserdem habe ich noch vorigen Monat Ihr Affidavit erhalten, wobei von Ihnen gar kein Brief geschrieben war und ich habe mich auch deshalb sehr gewundert. Bitte schreiben Sie mir, wann Sie mir die 2 Dollar geschickt haben und auf welche Adresse, vielleicht kann ich jetzt noch bei der Post reklamieren. Ich habe Ihnen folgende Briefe bisher geschrieben. Am 16/10. 1940 von Luchon, am 19/12. 1940 von Brens, am 24/1. 1941, am 7/2. 1941 von Brens und am 5/3. 1941 von hier vom Camp Gurs. Ich hoffe, daß Sie diese alle meine Briefe richtig erhalten haben.

Ich freue mich sehr und danke Ihnen vielmals für Ihren heutigen Brief, wo Sie mir schreiben, daß Sie mir gerne helfen wollen und der liebe Gott wird Ihnen und Ihrer lieben Familie auch helfen. Sie wissen wie bitter und traurig es ist, wenn man schon bald 11 Monate interniert ist und von einem Camp ins andere wandert. Was schneller Sie mir die noch fehlenden Papiere schicken werden,

Herbert Feuermann erhielt nach dem Krieg diesen Brief seines Vaters, der in Auschwitz umgekommen ist. Der Brief zeigt deutlich, wie so viele Hoffnung auf Rettung am Unverständnis der Verwandten und Behörden in den USA scheiterte.

um so schneller kann ich vom Camp freikommen und dann so Gott will nach U.S.A. fahren.
Meine war ein Vertreter von der „Hicem" aus Marseille hier. Er hat Ihr Affidavit angeschaut und gesagt, dass es ist zu schwach, damit ich soll das Visum vom amerikanischen Konsul in Marseille bekommen. Ich möchte Sie daher nochmals bitt. Sie sollen so gut sein und mir ein Zusatzaffidavit schicken von einem Freund von Ihnen, mit allen anderen Papieren, wie Freundschaftsbrief, welches 13 Punkte enthalten muss, mit Steuerbogen und moralisches, politisches Affidavit, welches von einer bekannten Persönlichkeit, einer Firma, oder Bank oder Bank ausgestellt sein muss. Bitte Sie nochmals, fragen Sie darüber beider Hias, die Herren dort, werden Ihnen alles genau erklären, wenn Sie meinen Brief der Hias zeigen. Diese wissen ganz genau welche Papiere mir noch fehlen, damit ich vom Konsul in Marseille das Visum bekommen kann. Ich bitte Sie sehr, das sofort zu machen um keine Zeit verlieren, bitte machen Sie alles was notwendig ist, um mir zu helfen, damit ich bald nach U.S.A. fahren kann. Ich werde Ihnen und Ihrer lieben Familie dafür ewig dankbar sein. Meine Frau und meine 2 Buben sin in Brüssel, gottlob geht es ihnen gut und sind gesund. Mich Justi und Etka sind in Brüssel, wo sie arbeiten und verdienen, sind gesund und es gelt ihnen auch gut. Haben Sie welche Post aus Stanislau erhalten? Bitte um sofortige Antwort, wie es Ihnen und Ihrer lieb. Familie geht mit herzlichen Grüssen an Sie, Ihren Mann und die lieben Kinder, wünsche einen guten Pessach

per avion

Ihr Bruder
J. Feuerstein

Pächter der schmutzigen Kantinen, die ihre Buden in der unmittelbaren Nähe der Lager errichtet hatten, waren die hauptsächlichen Lieferanten. Ihre Geschäftstätigkeit umfaßte alles, was konsumiert werden konnte, insbesondere Eier, Fett, Zucker, getrocknetes Fleisch und Milchprodukte. Die Preise schwankten je nach Saison. Im Sommer betrugen sie das Fünf- bis Zehnfache des normalen Preises, im Winter das Zehn- bis Zwanzigfache. Aber meistens wurden die Nahrungsmittel nicht mit Bargeld bezahlt. Die Schwarzhändler bevorzugten Naturalentschädigungen (Ringe, Uhren, Schmuckstücke), was größere Gewinne einbrachte. In den Frauenlagern brachten die Wächter oft Brot oder Speck mit zu einem gelegentlichen nächtlichen Stelldichein. Wenn man Hunger hat, ist alles gut, um etwas Zusätzliches zu erhalten, auch wenn es noch so wenig ist.

Es gab kein Lager in der Südzone ohne schwarzen Markt. In einigen, in denen eher wohlhabende Häftlinge untergebracht waren (Noé, Nexon, Les Milles im Jahr 1941), war der Handel beträchtlich. „Wir machten nichts weiter, als der Nachfrage zu genügen, die von den Internierten ausging", wiederholten im Verlauf des Prozesses die Profiteure dieses Schwarzhandels immer wieder. Das stimmte. Aber alle wußten genau, daß beim Handeln mit den durch Mangel und Leiden heruntergekommenen Häftlingen die Schwarzhändler vor allem an deren Unglück verdienten. Von diesem Standpunkt aus war der Schwarzmarkt in den Lagern viel schmutziger und gemeiner als der im zivilen Leben.

Das Alltagsleben in den Baracken war gekennzeichnet durch Eintönigkeit und Mittelmäßigkeit. Für jene, die keine Möglichkeit hatten, irgendeine kleine Arbeit oder einen Dienst im Lager zu erfüllen, z. B. als Ordonnanz, Holzhacker oder „Hilfsarbeiter", gab es nichts anderes als das Warten in der Untätigkeit. Man beschäftigte sich, indem man schrieb, diskutierte, zeichnete, malte oder die Neuigkeiten kommentierte, die von außen ins Lager gelangten. Man nähte etwas oder man räumte „seine" Ecke auf. Die haupt-

sächlichen Tagesereignisse bildeten die Morgentoilette, die Ankunft der Post und die Mahlzeiten. Dieses erzwungene Nichtstun wurde als ebenso schmerzlich empfunden wie die totale Ungewißheit über die Zukunft, die in den Baracken ein Klima ständiger Angst erzeugte. Die Wörter „Todesangst", „Angst vor der Zukunft", „Bangen" kommen in allen Zeugenaussagen von Häftlingen in den Lagern der Südzone immer wieder vor.

In der meisten Zeit wurden Tätigkeiten organisiert, um die Leere des Alltagslebens zu überbrücken: Chöre wurden gebildet, Kurse und Konferenzen abgehalten, Schach- und Würfelspiele machten Furore, und manchmal wurden am Abend durch „Gelegenheitstruppen" sogar Schauspiele geboten. Alle Lager kannten ausnahmslos solche Aktivitäten, deren Ziel nicht nur der Zeitvertreib war, sondern die den Insassen auch das Gefühl zu vermitteln versuchten, daß sie in einer Welt der Trostlosigkeit etwas Schönes schaffen konnten. Zweifellos aus dem gleichen Grund fand auch die Religion großen Anklang. Alle Priester, Rabbis oder Pastoren, die in die Lager kamen, um dort ihre Gottesdienste abzuhalten, waren beeindruckt von der Inbrunst, die während der Zeremonien herrschte. Offensichtlich waren die künstlerische Betätigung wie auch die Religion für viele Internierte eine Art Refugium, eine Mystik, die ihnen die täglichen Leiden des Lagerlebens überstehen und auf eine immaterielle Ebene zu transportieren half. In diesem Sinn hatten sie einen beträchtlichen Anteil am psychischen und moralischen Überleben der Männer und Frauen, die sich ihrerseits mit Leib und Seele engagierten.

Im gesamten war das Alltagsleben in den Lagern gekennzeichnet durch Mangel, Krankheit und Leiden, aber auch durch Aktivitäten, die manchmal originell waren. Für jeden einzelnen reduzierte sich das Problem der Gefangenschaft auf einige wenige Gedanken: Wie soll man es anstellen, damit man nicht untergeht, indem man eine bessere Zukunft erwartet? Wie kann man sich schützen und zugleich seinen unglücklichen Mitgefangenen helfen, mit einem Mini-

mum an Würde zu überleben? Denn für die Gefangenen liegt das Heil auch in der Unterstützung durch die Gruppe, der anzugehören er gezwungen wird.

Beispiel eines Internierungslagers: Das Lager Gurs

Das bekannteste Lager in der Südzone war das Lager Gurs. Es allein vereinigt in sich die prinzipiellen Aspekte der europäischen Politik des Zweiten Weltkriegs, weil, vor 1940, dort die spanischen und internationalen Kämpfer der republikanischen Armee, im Mai 1940 die französischen „Politischen" und die „unerwünschten" Ausländer, stammend aus allen vom Nazi-Totalitarismus beherrschten Ländern, und, nach 1944, die „Kollaborateure" des Vichy-Regimes und die Profiteure des schwarzen Marktes eingesperrt waren. Die dramatischste Phase seiner Geschichte war indessen die Vichy-Zeit, während der rund 28 000 Juden in den Baracken eingesperrt wurden.

Im Juni 1940, in der Zeit, als die 3. Republik zusammenbrach und unter Marschall Pétain ein neues Regime errichtet wurde, war das Lager Gurs schon 15 Monate intensiv in Betrieb, und seine Einrichtungen waren in schlechtem Zustand. Seine „Aufnahmekapazität" wurde auf 12 000 Insassen reduziert (statt 18 000, wie ursprünglich vorgesehen).

Die Lagereinrichtungen in Gurs waren in Wirklichkeit nicht für die Dauer vorgesehen. Geschaffen, um ein besonderes Problem im gegebenen Zeitpunkt zu lösen (den Grenzübertritt der spanischen Republikaner am Ende des Winters 1938/39 und die Unterbringung der Flüchtlinge vor ihrer Rückkehr ins zivile Leben), mußte das Lager seinem ursprünglichen Zweck nur für einige Monate dienen, Frühling und Sommer 1939, vielleicht auch noch im Herbst. Im März 1939 konnte man nicht voraussehen, daß der Krieg sechs Monate später Europa heimsuchen würde. Deshalb hätten die Baracken, montiert in einigen Wochen, nur für eine kurze Auf-



Das Lager Gurs mit der einzigen in der Regenzeit begehbaren Straße

nahme dienen sollen und waren nur für Männer bestimmt, die als ehemalige Kämpfer an ein rauhes Leben gewöhnt waren, und auch dies nur für eine kurze Zeit in der schönen Jahreshälfte. Hergestellt aus einfachen Schindelbrettern, mit Dachpappe verkleidet, waren die Installationen nicht stabil, schlecht geschützt gegen den Wind, der durch alle Ritzen eindrang, und gänzlich ungeeignet als Schutz gegen die Kälte, da überhaupt keine Isolation vorgesehen war. Im Winter und während des größten Teils des Frühlings machten Regen und Wind die Unterbringung von Häftlingen sehr schwierig, weil das ganze Lager in einen einzigen Morast verwandelt war und die Unterkünfte, dunkel und eisig kalt, gerammelt voll waren. In jedem der dreizehn Lager waren die Häftlinge in der gleichen Art untergebracht – miserabel und im Schmutz.

Ende Juni 1940 lebten im Lager Gurs rund 12 000 Personen. Drei Viertel waren Frauen und Kinder, „überzählig für die französische Wirtschaft", die eben aus der Pariser Region überführt worden waren, wo sie nach der Besetzung Belgiens, der Niederlande und Nordfrankreichs durch die Deutschen Zuflucht gesucht hatten. Es waren fast durchweg Juden deutscher, österreichischer oder tschechischer Herkunft, hin und her getrieben seit Monaten und Jahren, von einem Ort zum andern auf der Flucht vor den antisemitischen Verfolgungen der durch die Nazis kontrollierten Regime. Zusammengedrängt in den Lagern der Südzone, insbesondere Gurs und St-Cyprien, lernten sie eine Wirklichkeit kennen, die sie nie wieder loslassen würde: die Internierung.

Die Baulichkeiten der Lager in der Béarne mußten in aller Eile wieder instand gestellt werden, und sanitäre Gemeinschaftsanlagen, die den speziellen Bedürfnissen der weiblichen Insassen angepaßt waren, wurden in einigen Lagern eingerichtet. Die neu Angekommenen „Gurserinnen" paßten sich im allgemeinen recht gut an ihr neues Leben an. Es stimmte, daß sie häufig jung waren, seit Monaten gewöhnt ans Exilleben ohne festen Wohnsitz, und daß sie im Lager in der Béarne in der besten Jahreszeit eingeschlossen waren, im Sommer. Unter ihnen einige Persönlichkeiten wie Hedwig Kämpfer, sozialdemokratische Abgeordnete aus München, die Cembalo-Spielerin Wanda Landowska, die Schauspielerin Dita Parlo (Die große Illusion, l'Atalante) oder die Ehefrau von Erich Maria Remarque. Der Aufenthalt ist bemerkenswert gut beschrieben von Hanna Schramm in ihren Memoiren, betitelt mit „Leben in Gurs, einem französischen Konzentrationslager (1940/1941)".

Mit Ausnahme von 700 von ihnen, „repatriiert auf eigenes Verlangen" in Deutschland und Italien durch die Kommission Kundt, konnten alle das Lager nach einer Internierung von einigen Wochen im Lauf des Sommers verlassen. Sie kehrten in der Folge bald wieder dorthin zurück, als das „Judenstatut" publiziert wurde, aber sie hatten immerhin zwei Monate lang die Möglichkeit, Frankreich zu verlassen. Recht wenige machten von dieser Möglichkeit Ge-

brauch, ahnungslos gegenüber den Gefahren, die ihnen vom neuen Regime drohten, und in der Hoffnung darauf, daß Frankreich, Asylland und das Land der Menschenrechte, sie vor den Übergriffen der Nazis schützen würde.

Nachdem es am Ende des Sommers beinahe leer gewesen war, war es im Oktober 1940 als Folge der vom Vichy-Regime erlassenen antijüdischen Maßnahmen von neuem vollbesetzt, auf dem Maximum seiner „Aufnahmemöglichkeiten". Gegen 11 000 Männer, Frauen und Kinder hielt man dort nun eingeschlossen.

Die neuen „Gursianer" waren alles ausländische Juden, die man aus spezifisch antisemitischen Gründen interniert hatte. Chronologisch gehörten sie zu drei Gruppen, über die wir genauestens Bescheid wissen, weil das individuelle Dossier eines jeden Internierten in den Departementsarchiven in Pau erhalten geblieben ist. Zuerst einmal waren mehrere hundert Zivilisten durch die Gendarmerie auf Überlandstraßen, in Hotels oder in Bahnhöfen verhaftet worden, weil sie keine Aufenthaltsbewilligung hatten oder mit Bezug auf das Gesetz vom 4. Oktober. Weiterhin 6 538 Badener, die aus Baden wegen der „Operation Bürckel" ausgewiesen worden waren, um das Land Baden von der Gesamtheit seiner jüdischen Bevölkerung zu „säubern". In Züge gepfercht, waren sie von den Nazis nach Frankreich spediert und durch das Vichy-Regime in die Lager eingesperrt worden. Weiter die 3 870 „Cyprianer", die von St-Cyprien nach Gurs gebracht worden waren, weil ein heftiges Unwetter einen Teil des Lagers zerstört hatte.

Bei der Gruppe der Badener lohnt es sich, daß man sich etwas näher mit ihr befaßt, so schwer war nämlich der Tribut, den sie für ihre Internierung in Gurs zu entrichten hatte. Angekommen in Gurs nach einer dreitägigen, beschwerlichen Reise, stellten die 6 538 Badener eine ältere und gebrechlichere Gruppe dar als alle vorher internierten Gruppen. Es handelte sich tatsächlich um Frauen und Männer, die Deutschland nicht hatten verlassen wollen, trotz der unaufhörlichen Schikanen, denen sie ausgesetzt

waren, weil sie immer still in Mannheim, Karlsruhe oder Pforzheim gelebt hatten und weil sie dort ihre Güter hatten, ihre Häuser, ihr Geschäft, ihre Freunde und nicht verstehen konnten, warum das Nazi-Regime sich auf sie stürzte. „Was haben wir denn verbrochen, um ein solches Schicksal zu verdienen?" fragten sie unbefangen in ihren Briefen, davon ausgehend, daß ein langes Arbeitsleben, beherrscht von strengen und ernsten Grundsätzen, nicht eine solche Züchtigung vom Schicksal rechtfertige. Die Frauen, als sie in Gurs in die Baracken eintraten, fragten, wo sich die Scheuerlappen zum Reinigen der Fußböden befänden, und die Männer umgaben sich mit ihrem Ansehen und ihrem sozialen Rang von früher. Im Winter 1940/41 starben sie jede Woche zu Dutzenden, und fast alle andern, die überlebt hatten, wurden deportiert. Mehr als die andern Gruppen von Internierten zeigten die Badener die totale Unangepaßtheit unschuldiger Zivilisten, die bis zu dieser Zeit nichts und niemand vorbereitet hatte auf die schlimmen Prüfungen, auf die Brutalität des Eingesperrtwerdens in Gurs im Winter.

Drei Jahre lang, nach den massiven Ankünften vom Oktober 1940, empfing das Lager jeden Tag sein Quantum an Neuankömmlingen. 7 200 Männer, Frauen und Kinder, alle namentlich bekannt, wurden in die erbärmlichen Baracken eingewiesen, die der Unterhaltsdienst vergeblich vor dem Verfall zu schützen versuchte. Die einen waren von andern Lagern der Südzone überwiesen worden, vor allem von Les Milles, von wo aus sie vergeblich auszuwandern versucht hatten, von Brens, das zum erstenmal am 4. März 1941 aufgelöst wurde, von Rivesaltes, wo die Kanalisation am 22. November 1942 gefroren und dann geborsten war, von Nexon, Noé, Le Vernet, Septfonds, Bram usw. Die andern wurden umgeteilt von Arbeitsbrigaden, wo ihre Leistungen als ungenügend taxiert worden waren, oder kamen von den Empfangszentren, die durch den UGIF geschaffen worden waren und von denen eines nach dem andern durch den Regionalpräfekten von Toulouse geschlossen worden war. Die letzten, mehr als 3 500, waren schlicht und einfach durch die französischen Polizeikräfte in ihrer Wohnung oder an ihrem Arbeitsplatz verhaftet worden.

Im ganzen waren in der Vichy-Zeit mehr als 28 000 Juden in Gurs gefangen, darunter alle Arten von Ausgewiesenen, Ausgewanderten und Flüchtlingen, die das nazistische Europa und seine Vasallen nicht in ihre sozialen Strukturen aufnehmen wollten. Sie wurden zu Parias erniedrigt und waren die Opfer, die alle von der Repression des Vichy-Regimes gezeichnet waren.

In der Tat lernten sie in Gurs trotz dieser Art relativer Sicherheit für die Zukunft, die sie dort hartnäckig zu erreichen suchten, eine der letzten Stationen ihres Lebens kennen. Die weitaus größte Zahl von ihnen wurde in Wirklichkeit nachher deportiert. Es entwischten den „Konvois mit unbekannten Ziel" (Formulierung des Lagersekretariats, um die Überführung nach Drancy zu bezeichnen, von wo aus die Gefangenen direkt nach Auschwitz verfrachtet wurden) nur die 1 710 Freigelassenen, fast alle im Jahr 1941, ferner ein Teil, von dem man die genaue Zahl nicht weiß, von rund 910 Entwichenen und die 1 038 Häftlinge, die im Lager von Gurs gestorben waren. Alle andern, d. h. ungefähr 24 000 Männer, Frauen und Kinder, wurden in Auschwitz umgebracht. Die einen wurden von Gurs aus direkt nach Auschwitz verfrachtet im August/September 1942 und Februar/März 1943 im Verlauf von Operationen, die sowohl die Gefangenen wie auch die Mehrzahl der Wächter und die Mitglieder der französischen Verwaltung schwer schockiert haben. Die anderen erfolgten indirekt, aus andern Lagern, in die die Häftlinge überführt worden waren, oder Empfangszentren, Arbeitskompanien und Transitlagern, wohin sie umquartiert worden waren.

Bei den Deportationen ereigneten sich entsetzliche Szenen. Die französischen Gendarmen wurden aufs heftigste beschimpft und beleidigt, man hörte überall Schreie und Schluchzen, das manchmal bis zur Hysterie führte, einige „zu Deportierende" versteckten sich unter den Fußböden der Baracken, hinter den Aborteimern, in der Decke der Krankenräume usw. Hier war ein Gefangener das Opfer einer Nervenkrise, dort versuchte einer, sich umzubringen, weiter weg sang eine Gruppe Choräle und rezitierte Gebete, noch

weiter weg saßen Alte auf ihren Koffern, abgestumpft und niedergeschmettert durch das Schicksal. Man versuchte zu erfahren, ob jener Freund oder jener Verwandte aufgerufen worden war, man lief, man schrie, man weinte, man gestikulierte. Dann kamen die Lastwagen an, die Gefangenen richteten sich darauf ein, und nach einem letzten Abschiedsgruß traten sie über den Bahnhof von l'Oloron ihre Reise in den Untergang an. Eine Abreise, die das Lager mehrere Tage lang wie totgeschlagen, bewegungslos, erschöpft zurückließ, bis das Leben nach und nach wieder aufkam und der nächste Transport seinerseits an der Reihe war, um die Unglücklichen ihrer grauenhaften Bestimmung zuzuführen. „Die Ruhe kehrt nie wieder zurück", bestätigte Hedwig Kämpfer.

Fast ebenso wie die Deportationen haben die Todesfälle im Lager die Gefangenen in Schockzustände versetzt. Der Winter 1940/41, der kälteste in der Kriegszeit, hat die Bevölkerung der Baracken richtiggehend dezimiert. Besonders die Badener, in keiner Weise vorbereitet auf die Härten des Lagerlebens, konnten ihm nicht widerstehen. Drei von vier Alten wurden hinweggerafft, als die Lager vom Tod wie von einer Epidemie heimgesucht wurden. Auf den Listen der Todesfälle, redigiert vom französischen Lagerarzt, fand man als Todesursachen aufgeführt „Altersschwäche", „Herzstillstand" oder „Atemnot" usw. In Wirklichkeit waren es vor allem die Härten des Lagerlebens in der Isoliertheit, Kälte, Hunger, Gram und Kummer, die in Gurs töteten. Man starb unter unsäglichen Bedingungen von Beraubung und psychischem Elend zu einer Zeit, in der die vorerst Davongekommenen unaufhörlich um ihr Leben fürchten mußten. Nachdem man festgestellt hatte, daß vor allem die älteren Gefangenen die bevorzugten Todesopfer waren, war von gewissen Leuten behauptet worden, die Insassen von Gurs seien wegen ihres Alters gestorben. Es bedarf eines großen Zynismus, um eine solche These zu unterstützen, denn die Todesrate für die alten Leute im Lager war rund hundertmal so hoch wie im zivilen Leben. Passender wäre es, von einem gesetzlich erlaubten Mordanschlag gegen die älteren Lagerinsassen zu sprechen.

In Anbetracht dieser Lage: Was war die Haltung der französischen Bevölkerung aus der Umgebung des Lagers? Mit wenigen seltenen Ausnahmen herrschten Passivität und Gleichgültigkeit. Die Ordnungshüter und die Mitglieder der Verwaltung zogen es vor, nichts gesehen zu haben, und nur ganz wenige hatten, im Rahmen ihrer beschränkten Möglichkeiten, irgendeine Hilfsaktion unternommen. Die Bevölkerung, die rund ums Lager gewohnt hatte, bestätigte, daß sie nie etwas gewußt habe von den entsetzlichen Lagerbedingungen, was man aber nicht annehmen kann, denn allzu viele hatten vom schwarzen Markt profitiert. Lediglich die Angestellten der öffentlichen Werke, die fest im Lager angestellt waren, hatten wirksam versucht, die Not der Gefangenen zu lindern, aber ihre Aktionen konnten angesichts des ungeheuren Mangels und der wenigen zur Verfügung stehenden Mittel nur beschränkt sein. Schließlich hatten nur ganz wenige Franzosen während des Vichy-Regimes für die in Gurs Gefangenen etwas unternommen.

Im Rahmen dieser kurzen Übersicht muß man eine Reihe von Tatsachen hervorheben.

Zuerst die Verantwortung: Sie lag ausschließlich bei den Franzosen. Denn die Bewachung und die Verwaltung der Lager wurden ausgeführt durch französische Funktionäre, die Gesetze, aufgrund deren man die Juden eingesperrt hatte, waren von den Franzosen verfaßt und erlassen worden, die Razzien wurden von der französischen Gendarmerie durchgeführt und die Deportationen von französischen Dienststellen organisiert. Das Vichy-Regime hat also nicht nur mitgewirkt an der „Endlösung der Judenfrage", sondern hat sie in aktiver Weise unterstützt. Von diesem Gesichtspunkt aus war die Komplizenschaft mit den Nazis eine unbestreitbare Tatsache.

Weiter die menschlichen Aspekte: Sie sind erschreckend mit mehr als 75 000 Deportationsopfern, Tausenden und Abertausenden von zerstörten Familien, zerbrochenen Schicksalen und vernichteten sozialen Gruppen.

Schließlich das Ansehen Frankreichs: Es war total in Verruf gekommen, weil seine Regierung die Zivilisten, die auf seinem Gebiet Zuflucht suchten, den Nazi-Schergen auslieferte, statt ihnen Schutz zu gewähren, und weil seine Bevölkerung in ihrer überwältigenden Mehrzahl sich in ihrem Egoismus und ihrer Gleichgültigkeit von diesen Ereignissen abgekapselt hatte. Das Ansehen Frankreichs als Asylland und Hort der Menschenrechte hat einen schweren Schlag erlitten.

Aus diesem Grunde hat in den letzten dreißig Jahren ein beinahe totales Schweigen über die Existenz der Lager in der Südzone geherrscht. Einige Gedenktafeln zur Erinnerung sind dann in Agde, St-Cyprien, Le Vernet d'Ariège, Gurs, Les Milles usw. angebracht worden. Aber offensichtlich bleibt der Hinweis auf die Inhaftierung der Juden in Frankreich etwas Störendes, denn er deckt auf, wie auf französischem Boden die Menschenwürde verhöhnt worden ist. Ein Problem, das nichts von seiner Aktualität verloren hat und das alle Verantwortlichen zu äußerster Wachsamkeit veranlassen soll.

* Claude Laharie ist der Verfasser von „Das Lager von Gurs (1939 - 1945). Ein unbekannter Aspekt der Geschichte des Béarn". Pau, J. & D. Editions, 1985, 397 S. Für alle Zitate und die genauen Daten wird auf dieses Werk verwiesen.

Aus den Protokollen über die Forschungen zum Lager Les Milles (1939 - 1943)

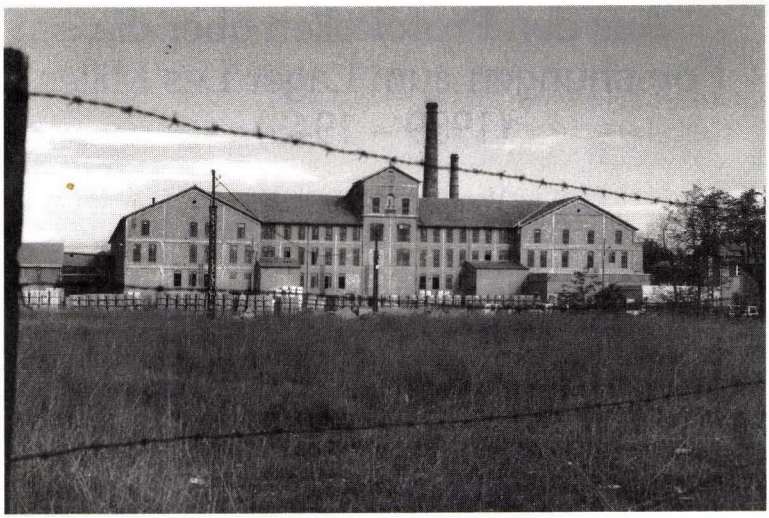
Von André Fontaine*

Im August 1963 gibt mir ein Gelehrter einen guten Überblick über die französischen Internierungslager von Südfrankreich unter Pétain. 1942 wurden dort die ausländischen Juden den Nazis ausgeliefert. Deshalb sprechen die Franzosen nicht gern über ihre Lager, über die von Gilbert Badia, Barbara Vormeier, Claude Laharie Recherchen angestellt worden sind.

Im Juni 1979 schlägt mir Prof. Jacques Grandjonc das Thema vor und erzählt mir, daß der Historiker Karl Obermann von der Humboldt-Universität ihn gefragt hat: „Ist Aix-en-Provence in der Nähe von Les Milles bei Marseille?" „Les Milles, das ist doch dieses provenzalische Dorf mit einer stillgelegten Ziegelei, die als großes Internierungs- und Transitlager diente".

Das Dorf Les Milles

Neugierig fahre ich schnell ins Dorf Les Milles, wo die Einwohner mir geschickt ausweichen. Die Männer werden rot, lächeln und ergreifen das Hasenpanier. Die Boulespieler lassen von ihrem Spiel ab, und die Frauen verlieren die Fassung: „Ich weiß von nichts" oder „Ich war damals zu jung; wenden Sie sich an ältere Leute." „Mein Gedächtnis läßt nach. Fragen Sie Jüngere." „Damals verließ ich früh morgens das Haus und kam erst spät abends zurück. Sonntags schlief ich den ganzen Tag. Ich habe die Lagerinsassen nie gesehen." Ich komme jeden Tag nach Les Milles. „Es ist zu spät. Die Alten wußten besser Bescheid." Andere werden all-



Die Ziegelei von Les Milles im Jahre 1990. In diesem Gebäude war das Lager von 1939 - 1943 untergebracht.

mählich kühner und sagen: „Sie waren so zahlreich und so hungrig ... sie überfielen das ganze Dorf, kauften alles auf, leerten alle Geschäfte, und wir hatten nichts mehr zu essen." Ein Fleischer sagt: „Sogar ganze Schinken."

Viele Einwohner werden mißtrauisch „Warum kümmern Sie sich um diese Affäre? Sie sind fremd hier, sie kommen vom Norden." Einige behaupten sogar, ich wäre ein Dieb, der sich mit Gemälden vom Lager bereichern wolle. Ich klopfe trotzdem an alle Türen und komme mir vor wie ein Polizeibeamter oder ein Steuereinnehmer.

Einige angesehene Einwohner von Les Milles sind freundlicher: Gérard Paulmyer, der feine und vornehme Direktor der wieder in Betrieb genommenen Ziegelei ist ruhig, entgegenkommend. Er, sein Bruder und seine Mutter teilen mir ihre Erinnerungen mit: die Arbeit der Internierten, die Aufführungen des Theaters; ein paar Stücke wären etwas grob gewesen. Gérard Paulmyer zeigt mir die

in einer Werkstatt übriggebliebenen Malereien, wird später öfters Kollegen, Überlebende, Journalisten, viele Fernsehteams, Schulen empfangen, sogar im Geheimen am Sonntag, wenn sich seine Mitarbeiter dort nicht aufhalten. Nach seinem Herzinfarkt wird es viel schwieriger. Der Journalist Ernst Langendorf und ich werden einmal von seinem Nachfolger angeschrieen und hinausgeschmissen. Später wird eine Kellnerin uns versichern, daß das Lager Les Milles nie existiert hat.

Der Maler und Journalist Marcel Sahut macht mich mit der Bildkunst der Wandgemälde der Ziegelei vertraut. Frau Nouvel, die ehemalige Postdirektorin kann viele Namen zitieren. Der Kommunist Moission zeigt mir einen Koffer voller Dokumente der Interbrigadisten. Italienische Emigranten: Conti, Gamara, Simoni teilen mir ihre Erinnerungen mit.

Der überaus nette Oberrabbiner Israel Salzer in Marseille, ehemaliger Lagergeistlicher, ist ein wichtiger Zeuge der Deportation sowie die Frau des ehemaligen evangelischen Pastors Manen der reformierten Kirche. Sie kennt den Verleger Sammy Schmitt ... Ich werde sie erst im November ausfindig machen. Sie schickt mir das Tagebuch ihres Mannes über die Deportation und ein zweites vom Journalisten Hans Fränkel.

Wenn ich erfahre, daß die Kinder damals mit den erstklassigen Wiener Fußballspielern gespielt haben, frage ich Männer danach. Einer sagt: „Ich war damals zu jung, aber mein Bruder weiß besser Bescheid; er war ja lange in der Mannschaft mit Reich." Wenn letzterer kommt, behauptet er, es wäre ein Irrtum ... Ein dritter ehemaliger Spieler wirft mich zur Tür hinaus, als seine Frau auftaucht und mich zu ihrer älteren Schwester schickt, die zwei Porträts ihres Vaters und ihrer Mutter eines leider mittelmäßigen Malers besitzt.

Im allgemeinen sind die Frauen gesprächiger als die Männer. Sie erzählen viel von Auguste Boyers Aufopferung für die jüdischen

Kinder oder später für die Armen von Les Milles. Viele bereuen, nichts für die Juden getan zu haben. Sie erzählen von ihren Alpträumen nach den Greuelnächten zur Zeit der Deportation. Madame Sahut, eine ehemalige Apothekerin sagt: „Jedes Mal, wenn ich den Zug vorbeifahren hörte, dachte ich: ‚Oh, es werden wieder jüdische Kinder abgeführt.'" Viele schämen sich!

Frau M., die ehemalige Wirtin des Offizierskasinos sagt mir, die katholische Kirche habe meine Forschung befürwortet, aber sagt kein Wort von ihrer Tätigkeit, von den Herren Offizieren, die sie damals bedient hat. Sogar der Maler Hans Bellmer war manchmal eingeladen!

Nur zwei Einwohner von Les Milles werfen mich wirklich hinaus. Einer ruft: „Schmutziger Jude." Ein anderer: „Gehen Sie doch nach Moskau!" Seine Familie schämt sich dann und versucht es wieder gut zu machen. Der Schwiegervater erzählt von einem Architekten in den USA; er ist aus Auschwitz zurückgekommen und erzählte, man solle die Mauern der Ziegelei durchsuchen, denn manche hätten darin ihre Goldstücke versteckt. Ich erfahre gleichzeitig, daß ein anderer Deportierter 1952 ins Dorf zurückgekommen sei, um seine Schmuckschatulle wieder abzuholen. „Er war noch sehr mager. Wie froh war er, sein ganzes Gold und Silber noch vorzufinden." Wie stolz sind auch die Einwohner von Les Milles, diese gute Tat erwähnen zu können!

Zur Zeit der Deportation im August 1942 kriecht der Wachsoldat A. Boyer unter den Zug, um den Deportierten Metallsägen hineinzuschieben. 42 können am Bahnhof Rognac den Zug verlassen. Er bringt Kinder auf seinem Rücken an einem 15 m langen Tau vom Speicher herunter. Er wurde zum „Gerechten Israels" erhoben, weil er vielen, vielleicht Hunderten das Leben gerettet hat. (Es gelang mir auch, den Pastor Manen, dessen Frau und einen Klosterbruder zu Gerechten Israels erheben zu lassen.)

Aix-en-Provence

In Aix-en-Provence ist das Schweigen noch tiefer – als hätte das Lager nie existiert. Nur sechs oder sieben jüdische Familien haben davon gehört und manchmal den Ausländern geholfen. Andere sind ja in den KZ umgekommen. Es gibt nicht mehr viel Juden. Prof. Pierre-Paul Sagave, gebürtiger Berliner, berichtet von Lager-Insassen, die er schon vor dem Krieg in Aix gut gekannt hat: den Schriftsteller H. Schmidt-Ellrich, die Maler Laves, Marschütz, Nathanson und die Ärztin Dr. Else Well, geschiedene Frau von Tucholsky. Er spricht auch sehr viel von mutigen Predigten des Pastors Manen und schickt mich zu Jean-Louis Casse. Letzterer gibt mir die Adresse:

- Vom Architekten von Port Grimaud und vom Hafen New York, François Spoery, der Ausgebrochene aus dem Lager Les Milles in seinem Ferienhaus in Cabanes versteckt hat.
- Von Isabelle Lote, die Adéle Fernandez, eine Kusine des Musikers Darius Milhaud erwähnt. Frau Fernandez hat eine siebzehnjährige Saarbrückerin manchmal in Gipshöhlen versteckt und jahrelang ihre Tür nachts offen gelassen. Sie hat dann einen Roman über Les Milles „Tournée 32" geschrieben. Sie gibt mir das Tagebuch ihrer Kusine, der ergebensten Mitarbeiterin Manens, Marcelle Carmona, und die Adresse einer anderen, sehr mutigen Louise Alcan, die wegen ihrer Hilfe für die Ausländer nach Auschwitz deportiert wurde. Zusammen mit Henry Cohen, dem Mitbegründer der PC in Marseille hat sich Adéle Fernandez um jüdische Kinder von Les Milles gekümmert. Sie hat mit Ärzten Juden in Kliniken versteckt. Eine andere Kusine, Amado Valensi, Professorin in Jerusalem, erinnert sich an den österreichischen Schriftsteller Franz Neumann.
- Frau Lote kennt auch Henri Chervel, der Manens Tagebuch und Archiv der Protestanten vom Lager in seinem Garten eingemauert hat, als der Pastor Boegner ihn bat, alle Papiere zu verbrennen (Manen hatte damals gesagt: „Ich verbrenne Geschichte").

Ein paar Kommunisten haben Emigranten sehr geholfen: Die Familie Villevieille hat zwei Reichstagsabgeordnete versteckt und den Maler Max Lingner oft empfangen. André Claverie hat sie im Krankenhaus gepflegt und zur Flucht verholfen. Marcel Sault hat zwei Internierte kennengelernt, einen Piloten, der im September 1939 mit seinem Flugzeug nach Frankreich geflüchtet war, und einen Mathematikprofessor. Der Lehrer Georges Cheylan hat Intellektuelle in der Bibliothek lesen sehen.

Die Familie Ayache (Café La Royale) hat zwei entflohene Schneider und zwei reiche Kaufleute, Levy und Neck aus Berlin, versteckt. Ein Freund der Adéle Fernandez, der Schriftsteller und Maler Henri Crespi, machte im Untergrund in Marseille die Bekanntschaft des humoristischen Zeichners vom Fernsehen GUS „Gustav Ehrlich", der zunächst meine Briefe nicht beantworten konnte.

Reise nach Deutschland

Im Juli 1979 fahre ich nach West-Berlin und von dort jeden Morgen nach Ost-Berlin hinüber. Am ersten Tag lerne ich Frau Dr. Waltraud Wiese, eine Assistentin des Instituts für Geschichte der Humboldt-Universität, kennen. Wir schicken, jeder für sich, ein Telegramm an Prof. Dr. Karl Obermann. Beide Depeschen erreichen ihn erst nach zehn Tagen. Inzwischen las ich in der Staatsbibliothek Unter den Linden Literatur über die Emigranten („Menschen in Gurs" von Barbara Vormeier, ein Buch von Bruno Frei über Le Vernet usw.). Als Historiker erzählt Karl Obermann von den Perioden des Lagers Les Milles, von seinen Bekannten: Bruno Frei, Hans Marchwitza, Friedrich Wolf usw. Er bittet mich, im Westen nachzusehen, ob Alfred Kantorowicz, sein früherer Kollege, über Les Milles geschrieben habe. Am folgenden Tag besuche ich die jüdische Gemeinde in der Fasanenstraße in West-Berlin. Der Bibliothekar Jürgen Landeck ist zuvorkommend und hilft mir jahrelang. Dort befindet sich „Exil in Frankreich" von Alfred Kantorowicz,

der eine Reihe von Literaten zitiert. Leider sind sie bis auf Ernst Erich Noth schon alle tot. Dann ist unter dem Stichwort Lion Feuchtwanger „Der Teufel in Frankreich" zu finden. Es schildert das Leben Feuchtwangers in Les Milles und in dem Lager St-Nicolas. Dann fahre ich nach Bonn. In der Universitätsbibliothek ist „Der Teufel in Frankreich" nicht vorhanden, aber von Max Ernst „Ecritures", von Franz Schönberner seine Erinnerungen „Innenansichten eines Außenseiters". Im Archiv vom Außenministerium liegt eine Menge Material über Emigranten, Lion Feuchtwanger usw., aber ich finde die Akten über die Waffenstillstandkommission „WAKO" noch nicht. In Berlin wie in Bonn kann ich mir mit meinen grauen Haaren nur die Jugendherberge leisten.

Nach Frankreich zurück

Im Archiv vom Département des Bouches-du-Rhône in Marseille stehen mir danach ein paar Akten zur Verfügung, aber zunächst noch lange nicht die Personalakten, für die eine besondere Erlaubnis vom Ministerium erforderlich ist. Jeden Tag suche ich dann in den Telefonbüchern die benannten Personen. Ich treffe leider nur untröstliche Witwen, die nicht an diese böse Zeit erinnert werden wollen. Manchmal spreche ich ihren Namen auf deutsch aus und dann sind sie verbittert; sie wären immer vom Vater auf den Sohn Franzosen gewesen. Frau Ganz in Marseille meint, ihr Mann sei zu krank, und man dürfe ihn nicht an die Internierung erinnern. Sie will mir auch nicht sagen, wie er gerettet wurde. Ich probiere öfters. Umsonst. Manchmal sagen Leute: „Jetzt verstehen wir, woher wir stammen. Unser Vater war ja Fremdenlegionär ..." Einmal stellt eine junge Dame aus Marseille viele Fragen und sagt jedes Mal: „Nein, Sie sind ganz falsch. Vater war nie in Berlin, nie in Les Milles, wir sind ursprünglich Türken." Nach einer Stunde ruft sie mich wieder an: „Mutti ist angekommen; sie bestätigt mir, daß Vati nie in Les Milles gewesen ist." Am nächsten Tag ruft sie mich wieder an: „Sie werden staunen, aber ich bin über die Heimlichtuereien mei-

ner Eltern erschüttert. Vater ist tatsächlich in Berlin geboren ..." Dann rufe ich Ärzte mit jüdischem Namen an. Ich erfahre von Dr. Wolf, daß Dr. Zimmer eine Klinik für Emigranten gegründet hat. Der Direktor war der Amerikaner Noel Field. Emma Straus aus Nizza kann viele saarländische Internierte zitieren, die ihr Mann, der ehemalige Oberstudiendirektor in St. Ingbert/Saar im Lager kennengelernt hat. Das gefällt aber ihrem Schwager Emil Straus, ehemaligem Fremdenlegionär und später Kultusminister, der die saarländische Universität gegründet hat, gar nicht. Er will keine Auskunft geben.

*

In Saarbrücken frage ich zum Beispiel den Rabbiner Salomon, den Bürgermeisterstellvertreter Franz Roth, den Prof. Baltes und Werner Wilhelm, beide ehemalige Bundestagsabgeordnete. Der Regierungsrat für Kriegsversehrte Lothar Paul, sein Bruder, der Studiendirektor Josef Paul und seine Frau sowie die Lehrerinnen Annemarie Saar, Christa Schönberger, die Studienrätinnen Hildegard Recktenwald und Gisela Thissen stellen eifrige Nachforschungen an, aber umsonst. Der Archivleiter Klein fand auch keine Spur von Les Milles ... Fragt man ehemalige Emigranten, dann behaupten sie oft, sie wären nie interniert worden. Jahre später wird Lothar Paul den ehemaligen Minister Richard Kirn der SPD und Julius Schneider der KPD ausfindig machen. Sie erzählen von dem Oblatenpater Hans Jakob Hoffmann, dem Sohn des ehemaligen Ministerpräsidenten. Sie setzen mehrere Artikel in die Presse, Franz Roth einen langen in die „Saarbrücker Zeitung". Es meldet sich nur Frau Reitz-Joubert, ursprünglich aus Marseille. Ihr Mann war Diplomingenieur und 1935 nachts über den Rhein in einem Kahn herübergekommen. Er war sehr enttäuscht, interniert zu werden. Die Oberlehrerin Arnu schreibt Artikel für die „Badische Zeitung" und Briefe an alle Diözesen, damit sie die internierten Pfarrer und andere ausfindig machen. Keine der Diözesen reagiert oder gibt Auskunft. Alle Antworten sind negativ. Sie kann aber bei den jüdischen Gemeinden Listen aufstellen.

Deutsche Freunde geben sich genau soviel Mühe in Berlin, Bonn, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Lübeck, München, Bad Neustadt, Nürnberg, Rastatt, der DDR. Niemand macht einen einzigen Überlebenden ausfindig, sogar der ergebene Bibliothekar der Berliner jüdischen Gemeinde nicht. Nur in Stuttgart lebt noch Adolf Kulb, ein Dolmetscher beim Gericht. Er war 1940 in Les Milles.

In Aix gibt sich der Erzbischof Mgr. de Provenchères (Gerechter Israels) viel Mühe, erreicht aber sehr wenig. Die Zeitung „La Croix" gibt nur eine winzige Annonce auf. „Semaine Provence" nimmt einen längeren Artikel an. Der evangelische Professor Mehl in Straßbourg schreibt einen langen Artikel in zwei deutschen Zeitungen der BRD; auch ohne Ergebnis. Ich wende mich an sehr viele katholische Pfarrer von Südfrankreich, die mit ihren Helferinnen viel für mich tun und an evangelische Pastoren, die sich um Emigranten gekümmert haben (de Beaulieu, Curtet, Donadille, der Flüchtlinge aus Les Milles in den Cevennes untergebracht hat, Prof. André Dumas, Gall, Gosselin, Jacques Marchand in Marseille, Paret in Langlade, Theiss in Chambon/Lignon), an andere Protestanten: Madeleine Barot, Elisabeth Butte, die Leiterin des Stiftes in Pomeyrol (Bouches du Rhône), wo sie den Maler Leo Mayer untergebracht hat, Frau André Philip, die oft als Lokheizer in die Schweiz fuhr, um Visa für die ausländischen Juden abzuholen; auch ein paar Katholiken: Die Familie der Ärztin Dr. Pairé, die ein Kind aus Les Milles, Henri Glück, aufzog. Der Journalist Alexandre Marc, der ein Gästehaus für Ausländer in Aix gründete. Yvette Trinquier vom Senat, die an der Résistance und am Schutz der Juden teilnahm. Ihre Schwester Madeleine pflegte kranke ausländische Juden und empfing zwei Jahre lang zwei ausländische Jüdinnen zu Hause. Später meldet sich Dr. Oskar Stroh aus New York infolge eines Artikels im „Provencal + Méridional". Zwei Brüder aus Lyon melden sich nach einem Artikel in „Libération" und zwei Intellektuelle durch „Le Monde". Der Wiener Oskar Lustig aus Les Milles/Auschwitz und die Hamburger Helmuth Bruhns und Walter Todt schreiben mir, ebenfalls nach einem Artikel. Erste Überlebende ausfindig gemacht.

Auf einem Bauernhof in der Nähe von Les Milles erfahre ich, daß ein Kubaner (Peres) in einem Altersheim lebt. Er hat ein gutes Gedächtnis. Er behauptet aber wie andere Interbrigadisten später, ich hätte den Pastor Manen erfunden. Henri Crespi ruft mich an: Der Maler Jean Schweder in Paris war 1940 in Les Milles. Letzterer erzählt vom Kunstfotografen Willi Maywald, den ich in Grasse bei Nizza mit seinem Freund, dem Maler Ferdinand Springer treffe. Springer kann stundenlang von vielen Internierten erzählen. Er hat besonders die Intellektuellen und Künstler kennengelernt; auch die drei französischen Ärzte des Lagers; er ist ja Sekretär von Major Goiran gewesen, der viele falsche Bescheinigungen geschrieben hat, um Internierte zu befreien. Er gibt mir die Adresse vom Theaterdirektor Friedrich Schramm, der gerade an seinem achtzigsten Geburtstag eine Rede über sein Leben in den Ringöfen, „Katakomben" genannt, gehalten hat. Später sagt er mir: „In Les Milles habe ich sprechen gelernt. Ich durfte endlich tun und lassen, was ich wollte."

Frau Manen schreibt gleichzeitig: „Hier ist die Adresse der Helferin F. Reiss, der Verleger Sammy Schmitt soll in Zürich wohnen." Nach acht Tagen kommt Sammy schon an. Er spricht von der Schule und den zwanzig Werkstätten, die er in Les Milles mit dem Literaten Karl Wilcynski organisiert hat. Er kennt noch viele große Intellektuelle: den Kunsthistoriker Willi Wolfradt, von Pastor Manen gerettet, der in Hamburg lebt, den guten Pianisten Meyerowitz, den Popen Valentin de Bachst, der in Marseille ein Restaurant für die Emigranten gegründet hat. Schmitt und Wilczynski haben sich ja bei russischen Emigranten (Yerokin) versteckt. Er ruft von Aix aus seinen Freund an, den feinen und gebildeten Schriftsteller und Übersetzer Dr. Edwin Maria Landau.

Im Juni besuche ich mit Samuel Schmitt Dr. Landau, der viele Erinnerungen an das kulturelle Leben hat, wo er ein paar Vorträge hielt („Wie ein Buch entsteht", „Über Mallarmé"). Er schildert sein Leben im Hintergrund bei Mgr. Chave und in Klöstern. Sein guter Freund Alfred Frisch empfängt mich in Paris. Er ist in Lyon von

Pater Chaillet S. J. und Abbé Glasberg gerettet worden. Er kennt Prof. Fred Bruhns (USA) und den Maler Robert Liebknecht, den Sohn Karls, sehr gut. Robert Liebknecht gibt mir die Adresse von Frau Lunau in New York, die viele Briefe ihres Mannes, eines Schriftstellers, besitzt und mir viele Adressen in New York gibt, die des Malers Eric Isenburger, des Bildhauers Peter Lipman-Wulf und der verschiedenen Archive. Zu dieser Zeit besuche ich ein ehemaliges Kind vom Lager, René Wolf in Thionville. Dann Kulb in Stuttgart, Frau Reitz in Saarbrücken; nach einer Annonce in der Zeitung „Aufbau" melden sich etwa dreißig Emigranten aus den USA.

Archivbesuche

Ich fahre dann nach Freiburg im Breisgau zum Militärgeschichtlichen Forschungsamt, nach Koblenz zum Bundesarchiv, nach Bonn zum Archiv des Außenministeriums und zur Friedrich-Ebert-Stiftung (SPD), wo Hunderte von Briefen des Herrn Fritz Heine der SPD liegen, nach Frankfurt zum Komitee der Antifaschisten und zur Deutschen Bibliothek (Varian Frys Archiv), zu verschiedenen Universitäten, Göttingen, Bremen, Saarbrücken und München (Institut der Emigration).

Dann fahre ich nach Wien und besuche das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes. Ich treffe daraufhin ein paar Emigranten: Rudolf Kollmann, der seine Erinnerungen an das Lager aufgeschrieben hat, die beiden Brüder Kollbach und Rena Winterstein; leider sind Moritz Motitschka und der Maler Zahradnitz beide krank; drei andere möchten nicht gestört werden. In Berlin treffe ich noch den Maler Henry Gowa, den Journalisten Hermann Burkhardt (der den Kommunisten aus Les Milles geholfen hat), Frau Lunau, die Witwe eines Journalisten, Frau Eva Sturm, Frau Di Lingner und rufe die Journalisten Erich Jungmann und Walter Janka an. Ich fahre noch nach Dresden, ohne den Maler Gert Caden und den Botschafter Karl Lösch treffen zu können.

Im Jahre 1981 bekomme ich ein Stipendium von 4 000 FF. und fahre zu einer Ausstellung von allen Fotos und Kunstwerken im „Musée du Vieil Aix" (es sind 27 Zeichnungen des Malers Ferdinand Springer dabei), dann wieder nach Berlin, München, Wien, zu Rena Winterstein, dann nach Belgrad zu der Frau eines verstorbenen Professors, später nach Sofia zu Frau Juliette Tenev (ihr Mann war der Chef der Bulgaren in Les Milles und danach in der Résistance). Das Komitee der Antifaschisten empfängt mich. Etwa zehn Überlebende nehmen an der Sitzung teil. Sie sprechen alle perfekt Französisch und erzählen von den vielen Kommunisten und Frauen (zunächst die Österreicher und Russen), die sie zur Zeit der Deportation gerettet haben. Atanasov fragt nach der schönen Schwester Simone vom Krankenhaus, der Präsident sagt: „Du darfst nicht mehr nach Aix", dann verbietet er plötzlich seinen Kameraden, von ihren Büchern über Les Milles zu erzählen oder mir, sogar einen Titel zu nennen. Er behauptet, ich solle mit dem Archiv von Marseille über die Bulgaren wiederkommen; sie würden es korrigieren. Ich darf nur das Museum des Widerstands besichtigen. Ich erfahre dort, daß Robert Melamed an der Résistance teilgenommen hat. Ich fahre nach Ljubljana und darf in der Bibliothek und in dem Archiv der Antifaschisten arbeiten. - Anschließend fahre ich nach Florenz zu der Witwe eines Interbrigadisten, dann nach Aix zurück, wo alle Plakate der Ausstellung entfernt worden sind. Ich klebe 40 neue. Am nächsten Tag sind sie wieder alle weg!! Es ist also nichts zu machen. In Bonn ist die Archivleiterin des Außenministeriums sehr traurig: Sie wartet auf mich und hat etwa 800 Akten aufgestapelt, die ihr viel Platz und Licht wegnehmen.

Im Jahre 1982 bekomme ich zum zweiten und letzten Mal ein Stipendium (10 000 FF) und fliege mit meiner Frau nach New York, wo wir täglich in Archiven vom Leo-Beack-Institut, in den jüdischen Yivo und Joint in New York und im Nationalarchiv in Washington forschen. In Washington bekommen wir die Akten, aber die wichtigsten Papiere nimmt die Angestellte heraus. Der Archivleiter Lipman-Wulf ist nicht überrascht. Als Ausländer darf ich mir keine ge-

heimen Urkunden ansehen. Meine Frau erträgt die Hitze nicht. In den Archiven funktioniert die Lüftung sehr schlecht, und draußen haben wir 39° C Hitze. An Sonntagen besuchen wir Überlebende. Prof. Lipman-Wulf, einen Bildhauer und Maler, den Architekten und Maler Werner Zippert, den Maler Eric Isenburger, der über Les Milles wie ein Buch spricht. Gerhard Neumann, der mit seinem Bruder von den Dominikanern in Marseille gerettet wurde, den Juristen Dr. Oskar Stroh, den Bankier Maximilian Gottlieb usw.

Später forsche ich in den Orten der Zweiglager. In Marseille waren 9 (4 überwachte Hotels für Frauen, 3 Lager und 2 Gefängnisse). Dann gab es noch große Lager in Aubagne, Fuveau, Carpiagne bei Cassis, Lambesc, Salin de Giraud, kleinere in den Basses-Alpes: Château-Arnoux, Les Mées, Manosque im Gard, Alès, Les Garrigues und St-Nicolas usw.

Sonst habe ich immer wieder in den „Archives départementales" in Marseille, Pau (wo sich viele Personalakten vom Lager Gurs befinden), in Digne, Nîmes, Nizza, Chambéry, Perpignan (wo sehr viel Material vom Lager Rivesaltes vorhanden ist), und in der Stadt Alès zu tun. In Dijon, Grenoble, Lyon, Nevers, Orléans und in Aubagne (Fremdenlegion) wird mir der Zutritt verboten (beim Einmarsch der deutschen Wehrmacht wurden 1940 die Lager nach Les Milles evakuiert). Ich darf im Archiv der Stadt Aix-en-Provence oder im amerikanischen „Documents Center" Krumme Lanke in Berlin, wo sich das Archiv der fünften Kolonne befindet, auch nicht forschen. Ich bin fast jedes Jahr in West- und Ost-Berlin, oft in Hamburg, in Karlsruhe, Freiburg, Saarbrücken, in Frankreich in Paris, im „Centre de documentation juive contemporaine" und in dem Département Ardèche, wo sich viele Überlebende und Witwen der Wachsoldaten aufhalten.

Kollegen helfen mir: Etienne Korsos, ehemaliger Richter in Budapest, forscht für mich in Ungarn.

Frau Bella Taich aus Bessarabien forscht in der UdSSR und macht Schura Haham, die Witwe eines Internierten, und ihren Sohn Emil, Professor in Beltsi, und einen Überlebenden, Skatchmann, ausfindig. Die anderen sowjetischen Internierten sind 1944 fast alle von den Nazis umgebracht worden.

Die Kollegin Ondine Debraye und Aviva Sharon, ehemaliges Kind des Lagers, Andrée Salomon, Inspectrice Générale du OSE (Oeuvre Secours Enfants = Schutzwerk der Kinder), forschen für mich in Yad Vashem in Jerusalem und besuchen Überlebende in ganz Israel. Andrée Salomon schickt mich zu Fritz Schoenfeld in Nizza, der Kinder in die Schweiz begleitete und ausgewiesen wurde.

Über Berg und Tal

Während der Ferien, aber auch übers Wochenende besuche ich die letzten Überlebenden, auch die Kranken, sobald sie sich melden; das ganze Familienleben richtet sich danach. Über 50 Besuche werden in ganz Europa abgestattet. 19 ehemalige Lagerinsassen besuchen mich in Aix. Über 150 schreiben mir, rufen mich an oder umgekehrt. Aus Geldmangel werde ich nie nach Israel fliegen können. Die Armen und Elenden wollen natürlich nichts mehr von diesen tragischen Ereignissen wissen, wie die Saarländer, die ihre Vergangenheit verneinen. Die Schriftsteller, Maler und andere Künstler bedeuten für mich eine Bereicherung. Alle haben mir sehr geholfen, wie auch Elie Wiesel, Gaston Defferre, Simone Veil, Alfred Grosser und Prof. Pierre Guiral. Trotzdem wurden Filme der ehemaligen Lagerinsassen manipuliert und eine Hetzkampagne eingeleitet. Das hat mit Menschenrechten und Christenliebe nichts zu tun, sondern mit Haß. Viele Persönlichkeiten behaupten: „Fontaine hätte uns das ersparen können."

Die Wandmalereien von Les Milles

Zum Komplex der Ziegelei, die 1946 wieder in Betrieb genommen wurde, gehört ein relativ kleines Gebäude, das während der Jahre der Internierung den Aufsehern als Speisesaal diente. Damals beherbergte es die fabrikeigene Schreinerei. Heute kann man in diesem Gebäude noch acht freskenähnliche „Wandgemälde" sehen, die weder signiert noch datiert sind, deren Datierung aber ziemlich genau festgelegt werden kann.

Zwei ehemalige (überlebt habende) Internierte des Lagers fanden bei ihrer Ankunft in Les Milles, Anfang Februar 1941, diese Wandmalereien bereits vor, während sie nach Aussage des Malers Ferdinand Springer, ab Herbst 1939 in Les Milles interniert, im Winter 1939 bzw. im Frühjahr 1940 noch nicht existierten. Mehrere Fakten wie z. B. die Verlegung der Lagerinsassen nach Lambesc, die Schließung des Lagers am 18. April 1940, seine Wiederöffnung im Mai des gleichen Jahres, die Abfahrt von 2 000 Internierten per „Geisterzug" am 22. Juni, ihre Rückkehr nach Les Milles Ende August, letztendlich ihre Verlegung nach Gurs am 25. Oktober und die wiederholte Schließung des Lagers am 28. Oktober deuten darauf hin, daß die Malereien im September bzw. Oktober oder gar im November bzw. Dezember 1940 entstanden sind. Außerdem erinnern einige Inschriften, welche auch die Thematik der Malereien widerspiegeln, an die Lebensmittelrationierung, die um diese Zeit begann.

Ein schier unlösbares Problem unterdessen, zumindest beim jetzigen Stand der Forschung, blieb die Identifizierung/Feststellung der Autoren der Wandmalereien. Da Maler wie z. B. Bellmer, Springer oder Max Ernst aus verschiedenen Gründen nicht als Urheber/Autoren in Frage kommen, richtet sich die Aufmerksamkeit auf jene Maler, Zeichner und Bildhauer aus Deutschland und Österreich, die Anfang Herbst 1940 nach Les Milles kamen, bzw. auf solche anderer Nationalitäten, die damals im Lager waren.

Zu den einzelnen Wandmalereien:

Die Ernte

Dieses Gemälde stellt den Wert der Arbeit des Bauern und Arbeiters in den Vordergrund.

- Das Gesicht der jugendlich anmutenden Mutter drückt Sanftmut und Harmonie aus; ihre Augen senken sich schamhaft nach unten, ihr Kopf ist mit einem (Kopf-)Tuch bedeckt. Ihre Brüste sind deutlich, aber dezent markiert. Wie eine Statue neigt sie sich leicht nach vorne.
- Das Kind auf dem Gemälde ist hübsch, wirkt natürlich und hat lebhafte Augen. Unbekümmert steckt es einen Finger in die Nase.
- Eine Bäuerin mit Kopftuch, Hemdbluse und Schürze beugt sich knieend nach vorne, um eine Garbe zu binden. Ihre Bewegungen sind anmutig.
- Die Männer sind bei der Arbeit: Einer von ihnen mäht, ein anderer wirft eine gebundene Garbe auf den Heuwagen, ein dritter harkt. Die Sensenführung verleiht dem Bild eine gewisse Dynamik.
- Der Sämann ist weniger gut gelungen. Seine Schürze ist etwas zu groß geraten, sein Hut gleicht einem Propeller; er wirkt ein wenig stereotyp. Dagegen sind seine Schuhe gut getroffen.

Der Maler, vermutlich Max Lingner, beherrschte seine Technik. Die Vereinfachung der Formen läßt auf das Werk eines großen Künstlers schließen.

Die Weinlese

Ein Weinleser bringt einen mit Trauben gefüllten Korb zur Weinpresse. Ein anderer füllt Wein in einen großen Krug, während zwei weitere Personen ebenfalls Trauben heranbringen. Dabei blickt die Frau ein bißchen verloren in die Ferne, wohingegen der Mann einen Hang mühsam hinaufzuklettern scheint. Der Maler hat die

Gabe, alle Details exakt zu beobachten. So erkennt man z. B. an den Fingerspuren auf den beiden Krügen die Arbeit des Töpfers. Außerdem gewinnt man den Eindruck, daß sich der Autor des Gemäldes in der Feldarbeit gut auskennt und sich dank seines visuellen Gedächtnisses genau an sie erinnert.

Wahrscheinlich hat Max Lingner nach seiner Ankunft von St-Nicolas am 20. August 1940 diese zweite ländliche Szene gemalt, welche die schlichte, aber wesentliche Arbeit des Bauern spiegelt.

Die Themen der Malereien „Ernte" und „Weinlese" zeigen, welch große Bedeutung der Maler den Grundnahrungsmitteln Brot und Wein beimißt. Ob sich hinter „Brot" und „Wein" eine gewisse Symbolik aus dem religiösen Bereich (Abendmahl) verbirgt oder ob diese Szenen die Devise Pétains „Arbeit, Familie, Vaterland" reflektieren?

Das Fest der Nationen

Dieses Gemälde erinnert an ein gemeinsames Mahl, ja an eine Abendmahlszene. Dennoch ist die zentrale Figur nicht mit Jesus zu vergleichen, eher mit einer Rabelaisschen Gestalt, die den irdischen Lebensgenüssen zugetan ist. Fast könnte man glauben, eine Karikatur Heinrichs VIII. von England vor sich zu haben, einen wahren Genießer.

Der Eskimo auf diesem Bild ist ein Lappe, der in einen Pelzmantel gehüllt ist und seinen Fisch genießt.

Der Cowboy mit strahlendem Gesicht und in typischer Cowboykleidung trinkt gerade eine Flasche Coca-Cola.

Der fast schwarze Inder mit Turban und Ohrring ist der Vertreter eines Landes, in dem stets Hungersnot herrscht. Er verschlingt soeben ein Brett(?) und Nägel(?), die vor ihm liegen.

Der Chinese mit seinen mandelförmigen Augen und einem Mandarin-Hut ähnelt einem Zirkusclown. Er strahlt eine gewisse Heiterkeit aus.

Ein Italiener erfreut sich an seinen Spaghetti; in seiner rechten Hand hält er ein Glas Wein.

Der Kannibale mit dem starren Blick, geschmückt mit Halskette, Ohrring und Armband, scheint nicht zum Scherzen aufgelegt. Er nagt an einem Knochen, während rechts von seinem Arm ein menschliches Schienbein liegt.



Schlaraffenland

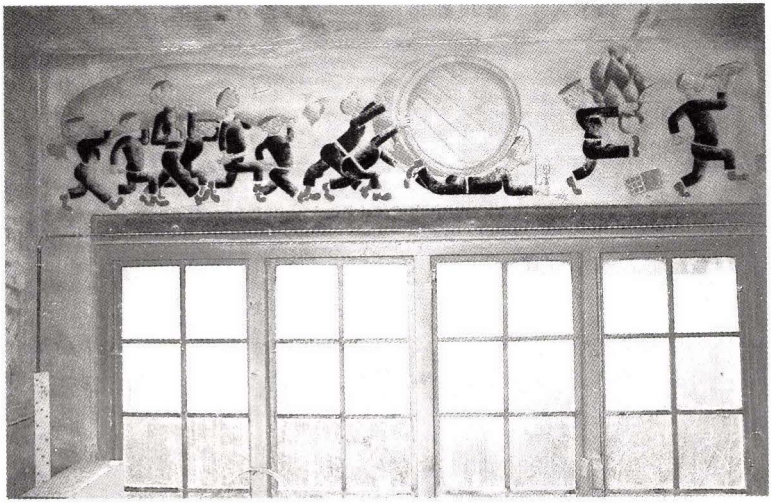
Aus einer Ananas ragen zwei kleine Köpfe mit weitgeöffneten Augen, die der Frucht Leben verleihen. Daneben treiben ein Schinken und eine Wurst auf dem Meer, darunter erblickt man eine Art neugierig wirkender Kaulquappen.

Die Prozession der Aufseher

Auf diesem Gemälde sieht man eine übergroße Wurst und ein riesiges Faß, das einen der Aufseher zu Boden drückt, den dies jedoch nicht daran hindert, weiterzutrinken - Ein echter Kaspertyp. Daneben ein Stück Schweizer Käse und ein Traubenklotz.

Das Gehabe und das äußere Aussehen der Aufseher erinnern an die humoristischen Gestalten von Franz Mayer.

Nach Meinung der Gymnasiallehrerin Jutta Held aus Osnabrück spürt man bei diesem Bild den Einfluß der modernen russischen Malerei.



* André Fontaine ist der Verfasser des Buches „Le Camp d'Etrangers des Milles 1939 - 1943" mit einem Vorwort von Alfred Grosser, Verlag Edisud Aix-en-Provence.

Am Abgrund

Tagebuch von Pfarrer Henri Manen*

Donnerstag, 6. August. - Ich höre beim Kolonialhändler erzählen, daß „man den Deutschen die Lagerinsassen ausliefern will". Ich nehme das nicht wichtig, ich halte es für eine Übertreibung; im Fall eines schwerwiegenden Ereignisses - wäre ich nicht von der Lagerleitung, vom Lagergeistlichen, vom protestantischen Bund Frankreichs benachrichtigt worden? Am Sonntag waren meine Pfarrkinder vom Lager im Gottesdienst und haben mir nichts gesagt. Den-



Pastor Henri Manen. Seine schwarzen Haare waren nach den Tagen der Deportationen in Les Milles schneeweiß geworden.

noch, am Nachmittag bestätigt mir eines meiner Kirchenmitglieder, das ich in der Stadt treffe, daß es sich hier um eine Maßnahme von großer Tragweite handelt, die alle Internierungslager betrifft. Ich begebe mich unmittelbar ins Lager.

Erste Polizeiabsperrung beim Schienenübergang. Interessante Unterhaltung mit einem Dutzend Polizisten über die Internierten, unsere menschliche, nationale und spirituelle Einstellung, gemeinsame Gesichtspunkte mit dieser Polizeigruppe, mit der ich mich ziemlich lange unterhalte, während ich warte, bis der Güterzug vorrückt und den Übergang frei gibt. Ich komme im Lager an. Der Polizeikommandant weigert sich, mich hineinzulassen. Ich verlange den Lagerleiter, der beschäftigt ist und mich bald empfangen wird. Unterdessen gelange ich heimlich in den Hof. Eines meiner Gemeindemitglieder, M. F., eilt herbei und wirft sich mit einer rührenden Freude auf mich. Er gibt nur kurz einige Nachrichten. Er ist am Montag ins Lager zurückgekehrt, zusammen mit einer Anzahl Arbeiter, die nicht das Glück hatten wie diejenigen von X. (in X. hat ein Offizier sie rechtzeitig vor dem ihnen bevorstehenden Schicksal gewarnt, damit sie abhauen konnten). Aber wir werden unterbrochen, und ein Polizist erinnert mich daran, daß ich keine Erlaubnis habe, ins Lager einzutreten und begleitet mich in den kleinen Warteraum, wo er mich bittet, Platz zu nehmen. Warten ... Aber endlich bin ich vor dem Lagerleiter. Traurig und höflich informiert er mich, daß es ihm unmöglich sei, mich ins Lager hineinzulassen. Ich beharre. Er weigert sich noch einmal. Ich beharre darauf, daß ich zum ersten Mal daran behindert werde, geistige Hilfe jenen zu bringen, die im Unglück sind. Ich bin unter dem „alten Regime" Gefängnisgeistlicher, Anstaltsgeistlicher gewesen, niemals hatte ich das geringste Hindernis. Ich habe meine Pflicht als Diener Gottes und der Kirche zu erfüllen. Der Lagerleiter schützt Befehle vor, die von höherer Stelle kommen. Ich weigere mich zu gehen. Mein Mitleid bringt den Lagerleiter in Verlegenheit. In gemeinsamer Übereinstimmung rufen wir die Polizeidirektion an. Dasselbe Verbot, dieselbe Argumentation, dieselbe Verweigerung. Versprechen, darauf zurückzukommen und mir morgen die Antwort telefonisch

zu übermitteln. In der Tat war es schon ziemlich spät. Ich sollte am morgigen Freitagnachmittag die Antwort bekommen, die mir die Bewilligung gibt, am Samstagmorgen ins Lager zu gehen.

Ich verlasse das Büro des Direktors - und gehe in das Lager. Ich treffe M. F., er gibt mir einige Nachrichten von dem einen und dem andern, spricht von der schweren und bedrückten Stimmung im Lager, beraubt jeglichen Kontaktes mit der Außenwelt, bewacht von schweren Polizeikräften, von dieser drückenden Erwartung, die alle erfaßt hat. In der Tat zeigt sich diese Beklemmung auf allen Gesichtern, die ich sehe.

Nach Hause zurückgekehrt, schreibe ich an den Präsidenten B., um ihn in Kenntnis zu setzen über die Situation im Lager und besonders über das Zutrittsverbot zum Lager, was augenblicklich mich betrifft.

Freitag, 7. August. - Schon morgens schreibe ich Pastor T. und benachrichtige ihn über meine Bemühungen und bitte ihn um Ratschläge und Hinweise. Ich telefoniere mit der YMCA Es wird abgemacht, daß meine Frau am Nachmittag M. L. besucht, der eben von Vichy zurückgekehrt ist. Um 12 Uhr 30 Anruf des Lagerleiters, der mir im Auftrag der Polizeidirektion mitteilt, daß ich ab morgen früh ungehindert ins Lager hinein kann. Um 14 Uhr Anruf von M. B., der mich über seine Schritte, die er in Vichy unternommen hat, unterrichtet und mir sagt, daß man nichts machen kann. Andererseits sind auch alle anderen Lagergeistlichen der verschiedenen Konfessionen vom selben Verbot betroffen wie ich.

Bei meiner Rückkehr berichtet mir meine Frau sehr pessimistisch von ihrem Gespräch. Es ist nichts zu machen in Vichy; vielleicht kann eine pastorale Aktion im lokalen Rahmen einige Resultate erbringen. In drei Lagern wurden die Christen nicht auf die Abreiseliste gesetzt.

Samstag, 8. August. – Seit 8 Uhr bin ich im Lager. Ich versammle meine Gemeinde. Schon bei den ersten Begegnungen bin ich stark berührt, was sich nicht nur auf meine Gemeindemitglieder bezieht, sondern auf die Haltung der Internierten im allgemeinen in bezug auf diese schrecklichen Tage. Zunächst ist es der fürchterliche Schrecken vor dem Schicksal der Deportation. Dann der Mut, trotz allem, mit dem jeder seinem Schicksal begegnet. Und schließlich die Liebe, die sie nicht aufhören läßt, sich gegenseitig zu helfen – jeder versucht das Kreuz seines Bruders zu mildern und beizutragen zur Rettung, so gut es geht. Vortrag beim Lagerleiter, der nichts für die christliche Gemeinschaft – protestantische und katholische – unternehmen kann. Ich entscheide mich, mit ihm eine Unterredung mit den Polizeibehörden in ... zu verlangen.

Ich lasse den Laienchef der katholischen Gemeinschaft der Internierten rufen. Ich teile ihm meinen Wunsch nach einer gemeinsamen christlichen Aktion mit. Er ist sehr dankbar und bittet mich, den Pfarrer zu besuchen, der noch nicht im Lager erschienen ist. Ich gehe zum Pfarrhaus und werde sehr freundlich vom Pfarrer empfangen, der trotz des Fehlens von hierarchischen Anordnungen sehr in Verlegenheit gerät, befürwortet aber im Prinzip meine Unternehmungen, glaubt nicht nach ... im Laufe des Tage zu kommen, wegen dienstlicher Verpflichtungen. Nach Hause zurückgekehrt, bitte ich um einen Termin am Nachmittag. Ich rufe den Pfarrer an. Er kann mich nicht begleiten, bittet mich aber, auch in seinem Namen zu sprechen.

In Marseille warten wir im Büro der Polizeidirektion. Endlich werde ich empfangen. Ich erkläre und erläutere die Haltung der christlichen Kirche. Alle, die leiden und verfolgt werden, haben Anspruch auf unser Mitgefühl und unsere Hilfe; aber die „Getauften" (Glieder des „Körpers Christi") sind meine Glieder des Körpers Christi, die wir ihm nicht entreißen lassen, wir können nicht hinnehmen, daß sie ins Ghetto geschickt werden. Ich hinterlege die Liste meiner Gemeindemitglieder. Ich verlange alle ohne Ausnahme. Ich weiß, daß in den anderen Lagern die Christen nicht abgereist sind. Im

Namen des Pfarrers ... und in meinem Namen verlange ich alle des Lagers Les Milles. Darauf wird mir geantwortet: 1. daß die getroffenen Maßnahmen in gewissen Lagern zugunsten der Christen möglich gewesen sind, weil diese Lager einen geringeren Anteil zu liefern hatten als das unsere – und daß nach den vorliegenden Erkundigungen keine Ausnahme von diesem Prinzip gemacht werden kann; 2. daß es sich hier um eine Maßnahme einer ethnischen Gruppierung handelt, die, so hart sie auch sei, im Interesse Frankreichs ist!!!; 3. daß mir überhaupt kein Versprechen gemacht werden kann. Ich kehre spät von M. zurück, bedrückt von dieser Unterredung.

Sonntag, 9. August. – Um 8 Uhr bin ich im Lager. Enttäuschung. Am Vortag habe ich durch M. L. erfahren, daß die Kinder unter 18 Jahren, deren Eltern gezwungen werden abzureisen, der Obhut der YMCA überlassen werden können. YMCA wird sich bemühen, sie nach Amerika zu schicken. Ich habe den Gruppenchef gebeten, bei den Eltern darauf zu dringen, daß sie diese Trennung im Interesse ihrer Kinder befürworten. Es war nicht nötig, darauf zu beharren. Eine große Erleichterung und Beruhigung für die Familien. Aber ein Gegenbefehl kam Samstagabend und hob diese Bestimmung auf. (Dieser Gegenbefehl wurde wiederum aufgehoben.)

Im kleinen Büro der Quäker, deren bewundernswürdige Tätigkeit keine Unterbrechung kennt, weder Tag noch Nacht, versammeln wir uns für den Gottesdienst. Die Gegenwart der Kirche, die Gegenwart des Gebetes, die Gegenwart Gottes ... „Ist ein Mensch nicht mehr wert als ein Schaf?" Ich wiederhole ihnen den Standpunkt Gottes; sie sind weniger als Vieh für die Menschen; aber für Gott haben sie unendlich mehr Wert als alles; und weil sie unter dem Kreuz stehen, sind sie der Reichtum Gottes und der Reichtum der Kirche, daß sie auf wertvolle Weise in den irdischen zerbrechlichen Gefäßen den köstlichen Reichtum der Heiligen und Märtyrer tragen, um eines Tages die Krone des Ruhmes zu erlangen ... Unsere Gemeinschaft ist angespannt; ich würde selbst sagen, sie ist fast friedlich. Ich empfange meine Kirchenmitglieder einzeln. Ihre

Entschlossenheit ist ihr Glaube. Einer von ihnen sagt mir: „Sie werden meiner Frau schreiben und ihr mitteilen, daß ich mit Optimismus in Gott aufgebrochen bin." Herzen öffnen sich im Schmerz. Niemand in dieser Verzweiflung sagt etwas Niedriges, noch Gemeines. Das ist übrigens eine Feststellung, die ich bei allen Internierten gemacht habe, mit denen ich eine Woche des Alptraumes verbracht habe; ihre Würde, ihre Menschlichkeit, ihre Größe. Gespräch mit dem Lagerdirektor: Man weiß noch nicht, welche Internierten auf der Liste sein werden.

Montag, 10. August. – Die Angst erreicht ihren Höhepunkt. Unvergeßlicher Eindruck der Abreise der Kinder unter 18 Jahren, die man nach Amerika schicken wird. Grausame Trennung. Ein großer und schöner Junge zwischen 17 und 18 Jahren ist zwischen seinem Vater und seiner Mutter, die er am Hals hält. Er weint nicht. Aber er stützt sich abwechselnd auf den einen und die andere, indem er sein Gesicht an dem ihren reibt, langsam und sanft mit aller Zärtlichkeit der Welt. Nicht ein Wort. Der Vater und die Mutter weinen ununterbrochen, angstvoll.

Das dauert und dauert. Niemand spricht. Endlich setzen sich die Autobusse in Bewegung. Von den Großen bis zu den Kleinen, alle brechen in Tränen aus. Nicht ein Schrei, keine Geste. Aber angespannte Gesichter, die in einem Augenblick die Ewigkeit schauen wollen. Um mich herum sind die Polizisten sehr bleich. Einer von ihnen hat mir am nächsten Tag gesagt: „Ich bin in den Kolonien gewesen. Ich bin in China gewesen, ich habe Massaker gesehen, den Krieg, den Hunger. Aber ich habe noch nie so etwas Schreckliches gesehen wie das!" Für den Augenblick kann niemand sprechen, noch sich bewegen. Der Autobus ist verschwunden. Schließlich fällt eine Mutter um und wälzt sich auf dem Boden in einer Nervenkrise. Den ganzen Tag über bitten der Rabbiner, zwei jüdische französische Männer und ich selbst beim Polizeidirektor für die Sache der Unglücklichen, deren Abreise uns schlimmer erscheint als eine Verurteilung zum Tod.

Hier einige Fälle von Prostestanten, die ich diesem grausamen Schicksal entrissen habe.

G., Kapitän eines Schiffes der Handelsmarine. Während des Krieges hat er Küstenhandel betrieben für Holland, England, Frankreich. Sein Vater und seine beiden Brüder sind als Feinde des Dritten Reiches von den Nazis erschossen worden. Er hat sich also keiner Täuschung hinzugeben. Seine Begnadigung wird mir verweigert. Er ist schon in der Reihe der Abreisenden, als ich ihm bekanntmachen muß, daß nichts zu machen ist. Er schaut mich tapfer an und bedankt sich.

X., ehemaliger Staatsanwalt in einer der großen Städte Deutschlands. Hat unerbittlich in den ersten Prozessen gegen die Nazis ermittelt. Ist zum Tode verurteilt in Deutschland. Ein sehr vornehmer Mann. Seine Frau, deren Heiterkeit und Liebe nicht aufhört, in dieser Finsternis zu strahlen, war in Freiheit, aber hat sich ihrem Mann im Lager angeschlossen und sich zur Gefangenen erklärt, um freiwillig das Schicksal ihres Mannes zu teilen, so hart es auch sei. Ihr Sohn ist französischer Soldat in der Fremdenlegion. Ich erleide in ihrem Fall eine erste Verweigerung, die ich ihnen mitteilen muß. Sie erträgt bewundernswürdig diesen Schlag, findet die Kraft, ihren Mann zu stärken ... und lächelt ihm zu. Er kommt wieder zu sich, verschließt sich wieder - und bittet mich nur, ob ich ihnen vor der Abreise das heilige Abendmahl geben könne. Ich kehre ins Büro der Polizeidirektion zurück und komme auf seinen Fall zu sprechen und weise darauf hin, daß der Sohn französischer Soldat ist. Der Polizeipräsident verlangt einen Beweis. Ich werde die Eltern fragen, ob sie nicht einen neuerlichen Brief ihres Sohnes besitzen. Leider ... sie haben alle verbrannt, damit man in ihren Papieren nichts findet, was ihr Kind beunruhigen könnte. Sie erinnert sich daran, daß sie vielleicht noch ein Präsenzzeugnis ihres Sohnes im Korps der Legion haben, ein Zeugnis, das sie zu vernichten vergessen haben. Mit ihren armen Händen, die fieberhaft zittern, durchwühlen sie ihre Pakete und entdecken das rettende Papier. Ich eile, um es vorzuzeigen. Nach genauer Prüfung wird mir er-

klärt, daß dieses Zeugnis, das vom 7. März 1942 datiert, nicht notwendig beweist, daß ihr Sohn gegenwärtig noch in der Legion ist. Unnütze Proteste. Wir beschließen, dem Kommandanten dringend zu telegraphieren, Antwort bezahlt. Die X. werden nicht vor dem nächsten Mittwoch abreisen. Wir telegraphieren ebenfalls Pastor T., Soldatenkaplan, der letzten Monat den jungen Legionär getroffen hat und bitten ihn um sein Zeugnis. Leidvolles Warten, den ganzen Dienstag und Mittwoch keine Antwort. Die X. werden trotz meiner Anstrengungen am Mittwoch um 16 Uhr mitgenommen und zum Zug geführt. Während er an mir vorbeigeht, sagt er mit schwerer Stimme: „Es ist aus." Ich antworte ihm: „Nein." Er steigt in den Viehwagen; 42 Männer und Frauen pro Wagen. Ein einziger Kübel für die Bedürfnisse. Die Türen sind geschlossen und der Eisenstab verriegelt. Und immer noch keine Antwort auf unser Telegramm. Eine Stunde danach erreiche ich durch den Polizeipräsidenten, daß sie befreit werden und nicht abreisen müssen. Es dauert noch fast eine Stunde, bis man den Waggon öffnet und sie ins Lager zurückführt. Sie haben nur noch die Kraft, Gott schweigend zu segnen. Als ich sie zurückführe, springt mir der Chef der katholischen Gruppe, der Doktor Y., an den Hals und weint vor Freude. Alle Freunde umringen Herrn und Frau X., bestärken und beglückwünschen sie. Eine Stunde danach, als alles so glücklich für sie geendet hat, erhalten wir die Antwort von M. T., dem unser Telegramm mit großer Verspätung zugestellt worden war.

Z. mußte nicht abreisen, da er Arier war. Als ich an den Reihen einer Gruppe von Abreisenden vorbeigehe – ich überprüfte sorgfältig die Zusammensetzung jeder Gruppe, da ich einen Irrtum befürchtete – bemerke ich ein Gesicht, das angespannt nach mir schaut, mit diesem Ausdruck der Angst und des Zurufs, den ich so oft im Lauf dieser Tage sehen mußte, denn einmal in den Reihen, hatten die Unglücklichen selbst im Falles eines Irrtums kein Rederecht mehr, um sich zu verteidigen. Ich nähere mich ihm – ziehe schnell einige Erkundigungen ein – und eile zum Büro des Direktors, wo ich sofort Genugtuung erhalte, in extremis.

Y., der Vater, die Mutter - der Sohn, 20 Jahre alt. Einzig dieser ist auf der Abreiseliste. Ich erreiche, daß er nicht abreisen muß. Die Internierten waren im Hof versammelt, die Nichtabreisenden ebenso wie die Abreisenden, vom Morgen bis zum Abend. Während dieser Zeit unternimmt die Polizei Durchsuchungen in den „Schlafräumen", um Waffen und versteckte Personen zu entdecken. In der Tat, einige Internierte werden gefunden und etwelche Messer, Sägen oder Äxte werden zum Büro des Direktors gebracht, während ich dort bin. Der Großrabbiner kündigt sich ein wenig später an. Bedeutende Diebstähle zum Schaden der Internierten werden im Verlauf der Durchsuchungen begangen. Ich kann es nicht glauben und denke, daß es sich dabei um abhandengekommene Objekte der Internierten in der allgemeinen Verwirrung handelt. Leider bestätigt sich die Angelegenheit. Am anderen Tag bestätigt der Lagerarzt glaubwürdig, daß während der Durchsuchungen im Lager, in dem es vorher keine Entwendung gegeben hatte, von der Golduhr bis zu einem Paar Schuhe, 154 Diebstähle begangen wurden.

Der Konvoi ist voll. Die Quäker gehen mit Proviant in die Waggons. Der Zug setzt sich am Dienstag um 8 Uhr in Bewegung.

Wir können diesen kurzen Bericht dieses Tages nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß ein Mann und eine Frau sich die Adern aufgeschnitten haben und in einem verzweifelten Zustand ins Krankenhaus gebracht wurden.

Dienstag, 11. August. - Ein Teil des Vormittags wird mit Telegraphieren und Telefonieren für die einen oder anderen zugebracht, der Rest des Tages im Lager dient dem Pflegen unserer Wunden, uns zu stärken im Hinblick auf morgen. Zwei Selbstmordversuche.

Mittwoch, 12. August. - Zehn Selbstmordversuche kennzeichnen diesen bedrückenden Tag. Von 10 Uhr morgens an versammeln sich die Internierten unter einer unerbittlichen Sonne im Hof. Im Laufe des Nachmittags durchquert ein Polizist den Hof mit einem

Wasserkrug, den er seinem Kameraden bringt. Er geht nahe an einer Gruppe vorbei, einer der Unglücklichen hält schüchtern seinen Becher hin mit einer bittenden und wortlosen Geste. Der Polizist geht vorbei und beschimpft ihn. Die Polizisten, die die erste Gruppe der Abreisenden umstellen, mißhandeln sie später. Der Großrabbiner und ich legen beim Polizeipräsidenten unseren Protest ein. Solche Vorfälle spielen sich nicht mehr vor unseren Augen ab.

Einige Ereignisse, in die ich verwickelt bin:

Frau L., die in Freiheit war, ist gekommen, um sich als Gefangene zu erklären und mit ihrem Sohn abzureisen. Doch dieser war entwichen. Frau L. wird trotz all unserer Anstrengungen als Opfer ihrer Mutterliebe abreisen.

Q., hohe Persönlichkeit, deren Fotografie öfter als Beispiel eines Feindes des Dritten Reiches in den Zeitungen erschienen ist, muß trotz meiner inständigen Bitten abreisen. Empfängt den Schlag wunderbar. Beauftragt mich, seiner Frau seinen letzten Willen mitzuteilen, ohne daß sich ein Muskel seines Gesichtes bewegt. Im letzten Moment, abends, erreiche ich, daß er nicht abreisen muß. Er hat mir einen bewundernswürdigen Brief geschrieben.

G. Ich habe am Montag das Versprechen, daß er nicht gehen muß. Durch eine Vorahnung getrieben, stellt sich seine Frau, die eben operiert worden ist, im Lager vor, um interniert zu werden und mit ihrem Mann zu gehen. Der Direktor, der sich immer sehr menschlich gezeigt hat, läßt sie nicht herein und schickt sie zurück mit der Versicherung, daß ihr Mann nicht abreisen muß. Aber am Mittwoch gegen 16 Uhr kommt ein deutscher General. Nach seinem Besuch beim Polizeipräsidenten beginnt eine regelrechte Menschenjagd im Lager. Eine bedeutende Gruppe von Menschen, die nicht abreisen mußte, wird versammelt, um ausgesiebt zu werden, d. h., ihre Situation wird aufs neue untersucht. G. gehört zu ihnen. Er ist 58 Jahre alt. Die Dinge liegen sehr schlecht für ihn. Endlich,

um 20 Uhr wird einzig dieser Mann wissen, daß er nicht abreisen muß. Aber die nervöse Erschütterung ist für ihn zu stark gewesen, und er ist entkräftet. Um 21 Uhr 15 rette ich noch, indem ich Bürgschaft leiste, einen jungen Litauer. Als er in den Kreis seiner Kameraden zurückkehrt, puffen sie ihn mit Faustschlägen, um ihre Freude zu zeigen. Einer unter ihnen stürzt sich auf mich, drückt meine Hände und sagt mir: „Herr Pastor, sie sind ein tapferer Mann." Ein anderer will mich als Zeichen der Freundschaft teilhaben lassen an der allgemeinen Verteilung von Hieben; aber ich rufe „in extremis" zur Ordnung und verweise auf den ehrwürdigen Charakter meiner Anwesenheit und fange verwirrt einen Schlag einige Millimeter vor meinen Schläfen ab. Ich bedaure dennoch ein wenig diesen verpaßten brüderlichen Hieb.

Die Nacht ist gekommen. Es ist bedrückend. Ich habe die Zeit gemessen; in dreißig Sekunden entscheidet sich jetzt das Schicksal eines Menschen. Verzweiflung, Demütigung, Widerwillen, Abscheu, Ekel, unendliche Traurigkeit. Ruinen, mit den Füßen getretenes Leben, untilgbare Flecken, unsühnbare Verbrechen. Das Zeugnis Israels: Gott hat es groß und ergreifend gemacht. Dieses ganze Volk hat mit Würde gelitten, mit Wahrheit, mit Demut und Größe.

Bewundernswertes Beispiel von Frauen, die sich freiwillig ihrem Ehemann angeschlossen haben. Brüderlichkeitssinn und allgemeine gegenseitige Hilfe. Innige und rührende Verbundenheit, die ich mit dem Rabbiner hatte.

Ich muß sagen, daß ich gesehen habe, wie diese unglücklichen Brüder sich ebenso um die anderen wie um sich selber kümmerten, sich an den Erleichterungen ihrer Freunde erfreuten und tiefe Sympathie zeigten in ihrem Elend, und ich habe nicht beobachtet, daß sie sich gegenseitig zu schaden versuchen. Was es an Häßlichem und Abscheulichem gab, war nicht bei ihnen anzutreffen.

*

Mein Tagebuch hört am 12. August auf. Die Ereignisse, über die ich (noch) berichten will, beziehen sich auf die Zeit zwischen dem 13. August und 10. September. Während dieser Periode waren die Tage und Nächte eine Abfolge von Kämpfen, Eingabe, Schmerzen, Verzweiflung - und dennoch von Wohltaten. Ich habe aber nicht fortgefahren, täglich zu schreiben - es wäre künstlich gewesen, im Nachhinein etwas zusammenzustellen und zu versuchen, die Ereignisse und die Atmosphäre jedes Tages genau wiederzufinden. - Diese Zeilen sollen wie die vorhergehenden ihren Dokumentationscharakter behalten als wahres Zeugnis.

Ich schreibe heute in der Abgeschiedenheit eines kleinen Dorfes in den Cevennen. In gewissen Stunden fällt es mir schwer zu begreifen, daß ich direkt aus der Leidensglut komme - dennoch, diese Obsession ist da und verläßt mich nicht. Wie kann man da erstaunt sein, daß so viele Leute um uns herum, trotz ihrer Bemühungen um Verständnis, nicht dazukommen, dieses Drama zu erfassen und dessen Konsequenzen zu sehen? Und da unser Zeugnis - „wir, die wir gesehen und geglaubt haben" - stammelnd bleibt - dennoch bleibt es einfach und wahr, denn unsere Aufgabe ist es nicht zu rühren oder die Gefühlskraft zu erregen, sondern Zeugnis abzulegen von dem, was wir gesehen und gehört haben.

Was auch immer seither geschehen ist und was auch immer noch auf uns zukommen kann, der Sonntag, 16. August, wird der Tag des Herrn bleiben, Tag der brüderlichen Vereinigung im Schmerz, Tag der göttlichen Tröstung und des übernatürlichen Lichtes in der Finsternis. Im ganzen Verlauf des Jahres und besonders seit unserer gemeinsamen Weihnacht ist der reformierten Kirche Frankreichs und der protestantischen Gemeinschaft von Les Milles immer klarer zum Bewußtsein gekommen, daß sie trotz der Einteilungen der Menschen eine einzige Gemeinde Jesu Christi sind, wo es weder Juden noch Arier, weder Franzosen noch Deutsche noch Litauer noch Ungarn usw. gibt. Aber es war die Aufgabe dieses Sonntags, 16. August, dieses Werk des Herrn offenbar zu machen. Keiner von uns konnte eine Ahnung von dieser Kraft und

dieser Tiefe haben. Zum erstenmal, seit dieser Sturm sich über ihnen entladen hatte, haben unsere Brüder von Les Milles die Erlaubnis bekommen, zum Gottesdienst nach Aix zu gehen. Als ihre Gruppe zur Kirche hereinkam, war das für uns nicht eine Gemütsbewegung der Neugierde, sondern der Liebe. Denn ich hatte die Kirche über die eingetretenen Widerwärtigkeiten auf dem laufendem gehalten und in aller Wahrheit unseren Brüdern gesagt, daß die Kirche nicht davon abgelassen hatte, sie Gott in der Fürsprache zu empfehlen. Ich habe alle gebeten, sich zu versammeln und zu einigen in der glühenden Fürsprache für die, die abgereist waren, die sich vor Bedingungen gestellt sahen, die uns völlig unbekannt waren an diesem ersten Sonntag der Deportation. Wir waren überzeugt, daß die Gedanken der meisten auf diesen Gottesdienst gerichtet waren, wir wollten, daß unser Eingedenken mit ihnen in Gott sei, der sie nicht verlassen hatte. Ich habe alle gebeten, Gott aus reinem Herzen zu danken für seine so wirkliche und wirksame Anwesenheit im Verlauf dieser Tage, für die Kraft, die er in uns allen erneuert hat, und wir haben ihn um Verzeihung gebeten für unsere Schwachheit und darum, daß er uns im Glauben bewahrt. Denn es gab nur eine Prüfung und einen Glauben. Und das hat uns Gott gegeben, um aus dieser Stunde eine ergreifende Erfahrung zu machen. Keiner von uns dachte daran, daß es unter uns verschiedene Nationalitäten, Kirchen gab. Welch christliche Bekenntnisse waren hier vertreten, aber sie waren wirklich vermengt. Das wird für uns in seiner Armut und seiner Demut der Gottesdienst der ökumenischen Kirche bleiben. Wir werden ihn nicht vergessen. Auf der einen Seite die Menschen, die mit aller Feindschaft, mit allen möglichen Verfahren und Methoden, mit allen Teufeleien der Gewalt die Menschen verfolgen, um sie zu trennen, zu unterdrücken, zu „sieben", zu foltern, und auf der anderen Seite die ruhige Kraft Jesu Christi, der unsere Mauern an Vorurteilen, an Unverständnis und Unwissenheit niederreißt und aus uns friedlich ein Volk, sein Volk macht. Der endgültige Triumph wird dieser Liebe zufallen, und wir können und müssen davon Zeugnis ablegen, denn wir haben in unserer Unwürde und in unserer Finsternis schon das Aufleuchten des Menschensohnes gesehen.

Beim Hinausgehen aus dem Gottesdienst wurden unsere Freunde von Les Milles sehr liebevoll umringt. Unsere Jugend war besonders stürmisch. Elsässische Flüchtlinge, des Deutschen mächtig, sprachen mit denen, für die die französische Sprache schwierig war. Von diesem so menschlichen und brüderlichen Austausch sagte einer unserer Freunde aus Les Milles: „Oh, wie man uns anschaut und wie man uns schätzt!" Es gibt hier einen Abgrund an Leiden; denn diese Worte kamen von einem Mann, der einst eine „angesehene" Stellung hatte und nun nur noch eine Nummer war, ein Mann, der sich mit Dankbarkeit verwunderte, in einigen brüderlichen Herzen seine menschliche Person wiederzufinden.

Die Woche vom 16. zum 23. August war für das Lager eine Woche des Aufschubs. Dennoch kamen am Freitag und am Samstag in Gruppen die Männer, die für die Gesellschaft der Auslandsarbeiter arbeiteten oder tätig waren. Es kamen selbst welche in der Nacht vom Samstag zum Sonntag an. Am Sonntagmorgen erhielten unsere Gemeindemitglieder die Erlaubnis, zum Gottesdienst nach Aix zu kommen und erhielten, auf meine Bitte hin, die Genehmigung für den ganzen Tag: Der Lagerkommandant, der immer Wohlwollen und Verständnis gezeigt hat, hat eingewilligt, daß sie sich entfernen, um nicht bei der Abreise dabeisein zu müssen, von der sie nichts ahnten und die am Nachmittag stattfinden sollte.

Vom Morgen an bin ich im Lager und ging die „Schlafsäle" durch, stellte mich als Pastor vor und lud die Neuangekommenen ein, sich kennenzulernen. Ich versuchte, jeden einzelnen Fall zu klären und kümmerte mich um einige Nichtprotestanten, die mir besonders unglücklich erschienen. Denn ich wußte, die Zeit drängt. Trotz all unseren Anstrengungen entgingen einige unserer Glaubensgenossen unserer Fürsorge. So ging ich am Sonntagnachmittag an einer Gruppe vorbei, die sich in Bewegung setzte, um in den Zug zu steigen. Einer der Abreisenden zeigte mir einen Kameraden neben ihm und erklärte „er müßte nicht abreisen - er ist Protestant und Arier, ich bitte sie, ihn zu retten". Es handelte sich in der Tat um einen Unglücklichen, der in der Nacht vom Samstag zum Sonntag her-

gebracht wurde und dessen Zustand von nervöser Depression es ihm unmöglich machte, sich zu erklären und zu verteidigen. In den Reihen der Abreisenden weinte er wie ein armes, verlorenes Kind. Später habe ich seine ganze Geschichte erfahren, auch, daß er seit 1941 Deserteur der Wehrmacht war. Als ich einige Minuten später zurückkam, um ihn in Sicherheit zu bringen, haben seine jüdischen Kameraden mir mit Freude gedankt. Ich erwähne unter anderem dieses Beispiel von wahrer selbstloser Brüderlichkeit, das ich im Lager gesehen habe ... und ich zweifle daran, daß alle Antisemiten in ähnlichen Umständen dazu in der Lage wären. Diese Abreise hatte nicht den Aspekt des Schreckens wie die vorhergehenden. Zunächst war sie zahlenmäßig viel weniger bedeutend, und die Dossiers konnten trotz der relativ kurzen Zeit sorgfältig geprüft werden. So habe ich mich wirksam eingesetzt für jeden meiner besonderen Fälle. Schließlich sind die Polizisten selbst sehr menschlich gewesen und haben einen ganz anderen Geist gezeigt beim Erfüllen ihrer Aufgaben. (Ich muß sagen, daß mir nach unseren ersten Erfahrungen bewußt wurde, daß wir auch bei den Polizisten eine Aufgabe zu erfüllen haben und ich suchte das Gespräch über unseren Plan mit jeder Ablösungsmannschaft.) Schließlich handelte es sich im allgemeinen um rechtschaffene und gesunde Männer, die als Menschen männlich und tapfer abgereist sind. Wohingegen in den ersten Konvois die seit Monaten oder Jahren internierten Insassen waren, die physisch so sehr geschwächt waren, daß der Verlust an Arbeitskraft ohne Übertreibung bei 80 % lag. Die Proportion bei diesem Konvoi war umgekehrt. Die meisten von ihnen waren fähig, physisch eine harte Prüfung zu bestehen. Sie reisten mit einer schönen, menschlichen Tapferkeit ab und mit einer beeindruckenden Kraft. Mit einer gewissen Anzahl von ihnen habe ich Gespräche geführt, die mich sehr gerührt haben. Dennoch verhehlte keiner seine schmerzhafte Bestürzung, so „ausgeliefert" zu werden.

Als alles zu Ende war, kehrte ich gegen Abend schnell zur Kirche von Aix zurück. Dort erwartete mich die Taufe zweier kleiner Kinder, die ich am Morgen vornehmen sollte – ich mußte die Familie

verständigen, daß ich erst gegen Ende des Tages wiederkäme. Deutsche Flüchtlinge, noch in Freiheit, die aber sehr wohl die schreckliche Drohung empfanden, die über ihrem Heim hing. Zwei junge Leute unserer Kirche – einer der brillantesten Rechtsstudenten unserer Universität von Aix und seine Schwester – haben auf mein Verlangen hin mit Freude zugestimmt, Patenonkel und Patentante zu sein. Eine praktizierende Katholikin, Freundin der Familie, die der Zeremonie beiwohnte, wird mit uns in vollkommener Gemeinschaft sein und wird uns das bestätigen. Es ist uns unmöglich, diese Gewißheit der Anwesenheit auszudrücken, die wir alle beim Anhören der ewigen Versprechen des Herrn hatten, die bestimmt sind für alle kleinen Kinder, die man ihm zuführt. Es sei mir in aller Einfachkeit gestattet zu sagen, daß nach diesem Tag, als ich im Lager das Joch der Sünde gesehen hatte, das Sakrament des Heils geben zu können und zu müssen für mich nicht eine Ironie, sondern ein Wunder, ein Segen und noch mehr ein wahrer Triumph des Geistes war.

Vom 25. an mußten wir bis zum Abgrund unseres Unglücks vordringen. Es ist in der Tat in der Nacht vom 25. zum 26., als in großem Ausmaß die Verhaftungen stattfinden. Alle, die in einem gigantischen Fang in den Städten, in den Dörfern, in den Gehöften an den Ufern der Rhônemündung verhaftet werden, führt man zu uns ins Lager. Die Erzählungen, die wir aus dem Mund der Opfer selbst gehört haben, bildeten an sich eine Anthologie der Schmerzen. Wieviel zerbrochene Heime, friedliches Glück zerstört, mit den Füßen getretene Würde, und das in einigen Minuten durch einen fürchterlichen Wirbelsturm. Diese Eltern, die ihre junge Tochter sich durch das Fenster stürzen und am Boden zerschmettert sehen, um dem Schicksal zu entgehen, das sie voraussah. Die Frauen, die aufstehen und sich ankleiden mußten vor höhnisch grinsenden Polizisten. Dieser Mann, der aus der besetzten Zone kommt – und nichts weiß von dem, was sich ereignet –, um nach einer langen Trennung sich wieder mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Kindern zu treffen. Im Bahnhof von X. verlangt man seine Papiere. Er ist 36, seit 35 Jahren in Frankreich, er ist Pole, er

hat seinerzeit sein Einbürgerungsgesuch gestellt, zu Beginn des Krieges hat er ein Gesuch zum freiwilligen Dienst unterzeichnet, er hat geschätzte und bekannte französische Bürgen, aber er ist Jude, der Rasse nach und praktizierend – wie er mit einer bewundernswerten Beharrlichkeit wiederholt. Er versteht nicht, was mit ihm geschieht, als er verhaftet wird, in den Zellenwagen gesetzt und zum Lager gebracht wird. Und als er am 10. September zum Lager von R. überführt wird, hat er noch nichts begriffen, nichts „realisiert", außer daß er seine Frau und seine kleinen Kinder nicht gesehen hat, und er sagt mir mit verwirrten Augen, im Moment, wo er den Zug besteigt: „Ich werde verrückt!" Und jene, sehr zahlreich, denen man nicht die Zeit gelassen hat, um aus der Schreibtischschublade, der Toilettentasche, dem Schrank die zu ihrer Verteidigung notwendigen Papiere mitzunehmen. Wie viele Telegramme und Telefone mußten wir in alle Richtungen machen, um diese Beweisstücke zu erhalten, von denen oft das Schicksal einer ganzen Familie abhing. Daneben andere Zeugnisse, zahlreich ebenfalls an gutem menschlichem Willen, an Mitleid, an brüderlicher Liebe seitens der Polizisten, die alles unternahmen, um die Prüfung zu erleichtern und zu mildern und somit große Dienste erwiesen. Ich erwähne den Fall eines Polizisten, der in meiner Stadt wohnt und der ganz erschüttert zu mir kam und sagte: „Ich mußte diese Person verhaften. Unternehmen Sie alles, was Sie für sie können!"

Sprechen wir nicht von all denen, die rechtzeitig gewarnt wurden, verschwunden sind und zu Hunderten vogelfrei ein unsicheres Dasein führen. Sie stellen übrigens zwei sich widersprechende Probleme, das, welches die Polizei, den Überwachungs- und Sicherheitsdienst betrifft, und das, welches unsere brüderliche Liebe anbelangt.

Dieses menschliche Gewimmel bot am Lagersammelplatz ein erstaunliches und bejammernswürdiges Spektakel. Es gab alles, vom Badenden und Mondänen von Cannes bis zum Bauern eines kleinen provenzalischen Landhauses, dem kleinen Handwerker, dem Doktor, dem Händler, dem Professor, den Vätern, den Müttern,

den Kindern, den Alten, den Jungen, den Frauen mit schlechtem Lebenswandel. Für die ersten Konvois hatten wir die Internierten, die schon seit mehreren Monaten oder Jahren im Lager waren. Physisch geschwächt, waren sie moralisch gezeichnet und geläutert durch das Leiden. Sie hatten die Solidarität der gegenseitigen Hilfe und der Unterstützung gelernt. Als der Schock eintraf, haben sie davon voll und ganz Zeugnis abgelegt. Aber diese Leute, die auf einen Schlag ihren Beschäftigungen, ihren Vergnügungen, ihrem friedlichen Leben und einige unter ihnen ihrem Luxus und ihrer Frivolität entrissen wurden, konnten nicht so klar antworten wie jene, die gewöhnt waren, zusammen zu leiden, und seit langem beraubt waren. Man mußte Pharisäer sein, um Anstoß zu nehmen an bestimmten Erbärmlichkeiten, die sich vor uns ausbreiteten, d. h. an den jämmerlichen Lügen, den heftigen Egoismen, den Bestechungsversuchen. Man konnte zum Beispiel bei einigen den wahrlich dämonischen Einfluß des Geldes gut beobachten. Ich führe zwei Beispiele an. Zunächst diesen Mann, der alles im Lager mit Bestechung versucht hat, der sich aber geweigert hat, sein Geld dem israelitischen Komitee anzuvertrauen, selbst als ihm seine Abreise angezeigt worden ist. Er rief mich im letzten Augenblick, denn er wollte mir ein richtiges kleines Vermögen anvertrauen, damit ich es herausschmuggle und es einem seiner Kameraden in Freiheit überbringe, der es retten würde. Diese Sorge, diese Besessenheit durch das Geld! Und dieser andere, der mir 50 000 Frs. anbot – sofort zahlbar, wenn ich ihn einfach auf meine Liste setzen würde und zu seinen Gunsten mich einsetzte – selbst ohne Erfolgsgarantie – und danach eine Summe, die ich im Falle des Erfolgs selbst bestimmen könnte. Dieser alleinige Glaube an die Macht des Geldes! Ich habe ihn beobachtet, als er abgereist ist. Er murmelte fieberhaft. Er hatte auf sich ein ganzes Vermögen versteckt, und er hatte wirklich die Figur eines Besessenen. Glaubte er noch an seinen Gott? Vielleicht.

Der französische Lagerarzt, mit dem wir uns über all diese Abscheulichkeiten unterhielten, benützte die Gelegenheit, um ein antisemitisches Bekenntnis abzulegen. Ich bemerkte ganz einfach,

daß eine ähnlich massenhafte Verhaftung nicht von Juden, sondern von Christen, uns im Lager eine ebenso verschiedenartige Bevölkerung zugeführt hätte, so daß das Spektakel gewiß nicht ermutigender gewesen wäre. Es wäre übrigens ungerecht, diese Bemerkung überzubetonen - wir sprechen hier von Mängeln, die sich schamlos offenbart haben -, aber daneben nur Würde, gerechter, mutiger und bewegender Stolz. Hier wiederum sind die Frauen mit ihrer Tapferkeit im Unglück den Männern überlegen gewesen. Und unsere Kirche hat kräftig geholfen zu bestärken, aufrechtzuerhalten und zu strahlen. Ich wüßte das Gefühl der kirchlichen Anerkennung nicht anders auszudrücken gegenüber meinen Gläubigen und besonders gegenüber Mr. U., der auf wunderbare Weise meine kirchliche Tätigkeit unterstützt und verlängert hat. Beim Gottesdienst vom 30. August hatte ich eine Gemeinde von 70 Mitgliedern, eine schmerzende, inbrünstige, vibrierende Gemeinde. Das Lager war kaserniert, wir konnten nicht mehr zur Kirche von Aix gehen. Aber in einem Schlafsaal des Lagers haben die Alten und die Neuangekommenen zusammen den Segen erhalten, den Gott seiner versammelten Kirche gibt. Wir haben uns sehr ehrlich gefreut für unsere katholischen Brüder, als sie endlich den Geistlichen erhielten, den sie seit Beginn der Prüfung so sehnsüchtig verlangten. Wir sind immer in voller Gemeinschaft des Geistes mit unseren katholischen Brüdern gewesen, wobei die einen und die anderen die sehr klaren Linien fühlten. Übrigens war das eine unvergeßliche Brüderlichkeit, die in uns allen, Protestanten, Katholiken, Quäkern, den Sozialwerken, den französischen Juden ein einzig liebendes und mitfühlendes Herz bildete. Die Lagerbehörden und besonders der Kommandant haben unsere Arbeit immer erleichtert und aufs Beste zum Werk der Linderung beigetragen. Man muß es betonen, bevor wir zum Bericht der schrecklichen Nacht vom 1. auf den 2. September kommen.

Empfangen, einschreiben, einteilen, die hundert und aberhundert Personen sieben, die sich durch die Razzien ins Lager ergossen haben, war eine ungeheure Arbeit, die nicht in einer Woche erle-

digt werden konnte. Dennoch wollte man das tun. Und da darüber hinaus gewisse administrative Dienste es an Zusammenhalt fehlen ließen, war am Dienstag, den 1. September eine ganz schöne Unordnung im Hof.

Die Pläne für die Abreise hatten am Ende des Vormittages begonnen, die Aufrufe wurden gemacht, die Reihen gegliedert, als alles in eine Sackgasse geriet. Man mußte also aufhören und alles wieder auf eine andere Weise um 16 Uhr aufnehmen und die Unternehmungen die ganze Nacht hindurch weiter verfolgen. Das ist der Grund, weshalb die Gruppen sich während Stunden im Hof aufhielten, sei es unter der unerbittlichen Sonne, sei es in der Kühle der Nacht, ohne daß der Verpflegungsdienst seine Arbeit verrichten konnte.

Was besonders schmerzhaft anzusehen war, war der Anblick der kleinen Kinder. Denn in letzter Minute wurden strenge Anweisungen gegeben, daß alle, die älter als zwei Jahre waren, zwangsmäßig mit ihren Eltern abreisen müßten, so daß diese nicht mehr die Wahl hatten, sie einer wohltätigen Organisation zu überlassen.

Ganz kleine Kinder, vor Müdigkeit in der Nacht und in der Kälte stolpernd, vor Hunger weinend, klammerten sich kläglich an ihre Eltern, um sich tragen zu lassen, doch die Eltern hatten die Hände voll mit Paketen und mit ihrem Gepäck – kleine Buben von 5 und 6 Jahren versuchten tapfer ein Bündel auf ihrer Schulter zu tragen – fielen in Schlaf und rollten sich auf der Erde zusammen, mit ihren Paketen – alle vor Kälte zitternd in der Nachtfeuchtigkeit, in einem Warten, das sich für einige Gruppen um viele Stunden verlängert, junge Väter und Mütter weinen schweigend und lange vor dem Eingeständnis ihrer Ohnmacht angesichts der Leiden ihrer Kinder – schließlich wird der Befehl zur Abreise, zum Verlassen des Hofes und zum Einstieg in den Zug gegeben. Die armen Kleinen halten ihren Platz und ihre Nummer in den Reihen und verschränken die Schritte ihrer kleinen, schlotternden Beine – „Mir habt ihr das angetan!"

Und die jungen Leute, die sich als Kriegsfreiwillige der Fremdenlegion angeschlossen hatten, überließ man jetzt einem Schicksal, von dem sich niemand eine Illusion macht - und einer unter ihnen, um den ich mich besonders gekümmert habe, wohnte in der Schweiz. Bei Kriegsausbruch kam er nach Frankreich und schloß sich der Fremdenlegion an. Demobilisert nach dem Waffenstillstand, blieb er in der „freien Zone", überzeugt, daß er keine Gefahr lief. Er war abgereist; aber er und andere Freiwillige hatten vor der Abreise ihr Dienstbüchlein mit ihrem Dienstgrad zerrissen und auf den Tisch der offiziellen Persönlichkeiten geworfen und einfach gesagt: „Das ist für Euer Frankreich!"

Und dieser ehemalige tschechoslowakische Offizier - französische Militärmedaille, Kriegsverwundeter, ehemaliger Verbindungsoffizier der französischen Militärmission in Prag usw.: Der Chef des Sozialdienstes der Präfektur bittet mich um 14 Uhr, mich um ihn zu kümmern, denn er selbst hat soeben eine endgültig abschlägige Antwort bekommen, und der Offizier muß abreisen. Er ist bereits auf dem Hof, in der Reihe mit seiner Frau, seinem Sohn. Sie bleiben dort bis 2 Uhr morgens, bis wir schließlich erreichen, daß sie nicht abreisen, nachdem meine Frau und ich mit den Militärschulen, dem Militärdistrikt, dem Generalstab der Armee in Royat und Vichy und schließlich mit dem Innenministerium in Vichy mit allen möglichen aufregenden Umschwüngen eine Reihe von Telefonanrufen gemacht haben. Diese Schreie, in einer stockfinsteren Nacht, nahmen zwischen Mitternacht und 2 Uhr morgens immer mehr einen dramatischen Charakter an, denn die Zeit lief ab, und man mußte alle möglichen Schritte unternehmen. Unsere schreckliche nervöse Anspannung. Und was war das im Vergleich mit denen, deren Schicksal sich in diesem sinnestäuschendem Kampf abspielte?

In dem finsteren Hof, wo es von diesen armen Leuten wimmelt, sind zwei Tische erleuchtet. Dort sitzen die Lagerbehörden, an ihnen ziehen die Abreisenden vorbei und werden notiert. Wir, Mr. F. (vom Unitarischen Dienst), M. U. und ich, überwachen alle Fälle auf meiner Liste. Im Falle eines Irrtums berichtige ich, ich kann so

mehrere Personen zurückziehen, die nicht aufgerufen werden sollten zur Abreise. Ich setze mich noch beim Übergang für einige Fälle ein, die auf der Kippe sind. Es wird mir übrigens klar, daß es einige Lücken in den offiziellen Abreiselisten gibt - deshalb entferne ich energisch alle jene, die herumkreisen wie die Schmetterlinge, die an der Lampe zerglühen. In diesem Zusammenhang steht eine dieser komischen Episoden, die in den traurigsten Umständen auftauchen. Zwei Frauen, deren Fall ziemlich ungewiß ist, stören mich jeden Augenblick an diesem Tisch und machen unnötigerweise und gefährlich auf sich aufmerksam. Ich nehme sie zur Seite und fordere sie energisch auf, sich nicht mehr zu zeigen. Später, in einem unheilvollen Schweigen, verursacht von der allgemeinen Müdigkeit, hören wir vom offiziellen Tisch eine Gruppenchefin zu mehreren Malen nach diesen zwei bereits erwähnten Personen rufen. Eine von ihnen antwortete aus irgendeinem Versteck, aber mit einer Stimme, die jegliches Geheimnis verscheuchte: „Der Herr Pastor hat uns empfohlen, uns zu verstecken und nicht zu antworten, wenn man uns rufen sollte." Allgemeines Gelächter ... außer beim Herrn Pastor. Viel später - als sie wirklich zur endgültigen Entscheidung gerufen wurden - waren sie tatsächlich versteckt, und sie erschienen erst nach der Abfahrt des Zuges. Und im Laufe des Tages fanden sie eine Möglichkeit zu entfliehen, dank dieser geschickt ersonnenen Ausflucht.

Ich könnte nicht die bewundernswerte Haltung aller Wächter und Polizisten im Verlauf dieses Tages und dieser Nacht genug hervorheben. Sie waren mitfühlend und menschlich, voller Milde, sie teilten die Ängste, erfreuten sich an allen Erleichterungen, halfen auf jede mögliche Weise, riefen mich besonders in diese oder jene Gruppe, jedes Mal, wenn sie es selbst für notwendig hielten, erkundigten sich genau, bevor sie die Leute verschickten, da sie einen unheilvollen Irrtum befürchteten. Ein Hauch von Liebe hatte die Herzen berührt, und es gab einen Geist allgemeinen guten Willens.

Um 3 Uhr 30 am Morgen waren alle Listen überprüft und alle Fälle, die mich näher interessierten, waren fast in der Gesamtheit günstig

entschieden. Es blieben nur noch gewisse Fälle – der Lagerkommandant gab mir sein Wort für alle meine Fälle, die Resultate wurden nicht mehr in Frage gestellt. Die Abfahrt steht fest. Diejenigen, die abreisen, sind im Zug, der erst gegen 8 Uhr abfahren wird. Jene, welche nicht abreisen, werden in ihre Schlafsäle zurückkehren. Die Lagerbehörden werden noch einige Entscheidungen für bestimmte Kategorien von Personen treffen, von denen ich nichts weiß. Nach der formellen Versicherung, die mir betreffend meines Trüppchens gegeben wurde, verlasse ich das Lager und kehre mit dem Fahrrad nach Aix zurück – aber um 7 Uhr werde ich von Mr. F. vom Unitarischen Dienst angerufen. Ich komme einige Minuten, bevor der Zug sich in Bewegung setzt – und auf dem Bahnsteig, wo ich mich hinbegeben habe, sehe ich sich krampfhaft verzehrende Figuren.

So hat man mir erzählt, was sich ereignet hat. – Gegen 7 Uhr sind der Polizeipräsident von Marseille und sein Kabinettschef im Lager angekommen. Sie sind der Ansicht gewesen, daß die „Fracht" nicht genügend vollständig sei und haben der Polizei den Befehl gegeben, in der Krankenstation, in einem Männerschlafsaal und in einem Frauenschlafsaal, die als unerläßlich beurteilte Ergänzung einzusammeln. Das war schrecklich und unbeschreiblich. Männer und Frauen wurden im Hemd, im Pyjama verschickt, ohne daß sie die Zeit hatten, ihre Sachen zusammenzupacken.

Was uns betrifft, sechs unserer Freunde, die nicht auf der Abreiseliste gewesen waren, wurden so verschickt. Mr. F. hat einen befreien können, indem er seine Bürgschaft gab. Für die anderen fünf blieb nichts zu machen, trotz meines energischen und unnützen Protestes beim Polizeipräsidenten. Ich bemerke unsere fünf Freunde im Viehwagen, einige Sekunden vor Abfahrt des Zuges. Ich rufe ihnen zu „Mut! Wir geben den Kampf nicht auf. Habt acht in Lyon!" Der Konvoi entfernt sich unter lauten Schimpfrufen. Ich kehre zum Präsidenten zurück und teile ihm mit, daß ich unverzüglich nach Vichy anrufen werde. Zehn Minuten später war ich in Verbindung mit den zuständigen Stellen in Vichy und verlangte in-

ständig, daß man unsere fünf Freunde - regelwidrig entführt - in Lyon aussteigen lassen müsse. Mr. F. seinerseits reist nach Marseille und gibt Mr. L. die notwendigen Hinweise. Dieser schickt ein äußerst energisches Telegramm. Das Resultat, das wir erst eine Woche später erfahren, ist, daß unsere fünf Freunde tatsächlich den Zug in Lyon verlassen haben und zum Lager von Rivesaltes zurückgeführt wurden.

Die Lageratmosphäre nach dieser Nacht des Schreckens wird sich nicht entspannen. Es wird keinen Deportationskonvoi mehr bei uns geben; das Lager Les Milles kehrt zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurück - Versammlungsort von Leuten zur Emigration. Am 10. September führte man alle diejenigen nach Rivesaltes, die die Emigrationsbedingungen, die als notwendig beurteilt wurden, nicht erfüllten. Dort finden künftig alle späteren Unternehmungen statt.

Ebenfalls nach der Abfahrt des Zuges nach Rivesaltes verlasse ich Les Milles am Ende des Tages, um mich einige Tage auszuruhen. - Aber das Leiden dieses Monats begleitet mich. Vielleicht werde ich die Details beschreiben, unsere Seelenzustände erwähnen, Fälle der Verzweiflung erzählen - und auch des Segens, die das Kreuz in die Gemeinschaft des Leidens der Kirche tragen und ihre Fürsprache näher umreißen.

Jetzt möchte ich einfach meine Dankbarkeit gegenüber denjenigen ausdrücken, die mich Tag und Nacht unterstützt und mir geholfen haben. Und zunächst meinem Heim gegenüber, dank dem ich dieses Leben führen konnte. - Meine Frau, die nach einem sehr harten Jahr Anspruch auf lange Ferien hatte, verließ das Pfarrhaus nicht. Sie erfüllte eine beträchtliche Arbeit, die ich ihr aus dem Lager übermittelte - Einsprachen, Telefone, Korrespondenzen, Nachforschungen und besonders betreute sie das Pfarrhaus, Tag und Nacht geöffnet für jene, die vorbeikamen, um Tröstung, Hoffnung, Auskünfte, Hinweise usw. zu erhalten. Danach dem Dienst der CIMADE und ihrem Foyer „Marie Durand" in Marseille, dem



Frau Manen (Mitte) in Begleitung von zwei Flüchtlingen: Hans Fränkel und Frau Heinsheimer

Sozialdienst für die Emigranten, der YMCA, den Quäkern, dem Unitarischen Dienst, dessen Büros immer bereit waren, die zahlreichen Schritte zu unternehmen, die wir von ihnen verlangten. Ich habe dadurch die so bestärkende Vision einer großen Mannschaft des guten Willens empfunden.

Ich sollte die Mitglieder der reformierten Kirche von Aix und die praktizierenden Katholiken, die uns mit großem Enthusiasmus geholfen haben, nicht mit Schweigen übergehen.

Ich muß schließlich erwähnen, daß ich sehr berührt worden bin von einer Versammlung in einem Salon, als einige Mitglieder der französischen jüdischen Gemeinde von Aix mich ihrer Wertschätzung versicherten und wünschten, mein Tun zu unterstützen.

Solche Zeugnisse sind ermutigend, sie zeigen die Einheit des Geistes Gottes, um das Böse durch das Gute, durch das Leiden zu beherrschen. Hier zeigt sich unser wahres Gesicht - müde und beladen, dem Leiden ausgesetzt - aber es will treu sein dem, was es im Spiegel des Wortes Gottes betrachtet. - Daran erkennen wir uns und werden uns immer kennen.

Unsere Aufgabe ist nicht abgeschlossen - sie ist erst am Anfang - unruhige und gehetzte Unglückliche, Alte und Frauen, ganz kleine Kinder, Kranke, starke Männer, aber durch das Leben Gebrochene, schauen auf uns und die Kirche. - Es ist nicht das Urteil der Welt, das wir in Erwähnung zu ziehen haben - aber das einzige feierliche und fürchterliche Urteil jenes, der gesagt hat und es unaufhörlich für die nicht befolgten Gebote der Liebe sagen wird: „Das habt ihr mir angetan!"

Übersetzt von Bernhard Landau

* Pfarrer Henri Manen war seit 1937 Pfarrer in Mülhausen. Er blieb 1939 bei seiner Pfarrgemeinde, da er als Vater von 4 Kindern nicht dienstpflichtig war. Er hat Mülhausen im Juni 1940 in der Nacht vor dem Einrücken der Deutschen verlassen. Da er seinen annexée-Posten im Elsaß nicht erreichen konnte, wurde er durch den Präsidenten der evangelischen Kirche Boegner nach Aix-en-Provence, im November zur Pfarrgemeinde der dortigen Reformierten Kirche geschickt. Erst im Januar 1941 wurde er durch den Ökumenischen Rat vom Vorhandensein einer Anzahl protestantischer Hitlergegner im Lager Les Milles bei Aix-en-Provence alarmiert. Außer den Versammlungen im Lager ermöglichte er es den Internierten, auch die Gottesdienste seiner Gemeinde zu besuchen. Für Ihren Einsatz erhielten Frau Manen und ihr Gatte posthum aus Israel vom YAD VASHEM eine Medaille und den Titel „Gerechte der Völker". Das Manuskript des Tagebuchs von Pfarrer Manen wurde bei der Gesellschaft für Geschichte des französischen Protestantismus während der Besetzung hinterlegt.

Helfen in Gurs

Bericht des Internierten Arthur Schnierer*

Gurs, 16. April 1941

Wo die traurigen, grauen Barackenreihen des Lagers von Gurs zu Ende gehen, wo die Wachen stehen, stehen Tag für Tag von früh bis spät Kinder, schwangere Frauen, Frauen mit Kinderwagen. Unterernährte und kranke Menschen warten. Das Warten ist ihnen ja schon zur Gewohnheit geworden. In der Heimat warteten sie auf bessere Zeiten, und hier warten sie wieder, die einen auf eine neue, vielleicht bessere Welt, die andern ohne Hoffnung. Das Elend von Gurs lastet auf ihnen. Kinder und Erwachsene, Spanier, aus Deutschland vertriebene Juden, solche, die aus St-Cyprien kommen – sie alle sind gezeichnet von Krieg, Verfolgung und Elend. Hinter ihnen der Stacheldraht, vor ihnen der rasend schnell gewachsene Friedhof – Spiegelbild der Welt und der Lagerinsassen.

Ewig lange haben sie kein gutes Wort mehr gehört und keine gute Tat mehr erfahren. Zwar ist über sie und ihre Mühsal geschrieben worden, aber kaum jemand setzt sich für sie ein. Verloren, einsam, von den andern aufgegeben – so fühlen sie sich hier.

Doch seit Weihnachten 1940 gibt es wenigstens einen Lichtpunkt in diesem Lager voll Leid, Elend und Qual. Es ist jene Baracke mit dem Arbeitszimmer von Schwester Elsbeth am Ende der schnurgeraden, gut befestigten Lagerstraße, auf der man nicht wie sonst bis zu den Knöcheln im Morast versinkt. Vor dieser Baracke mit ihrer knarrenden Tür warten von früh bis spät Gefangene, um von der Schweizer Hilfe und Schwester Elsbeth Rat und Unterstützung zu bekommen. Letzte Weihnachten tauchte sie erstmals hier auf, und schon scheint es vielen, als ob sie seit einer Ewigkeit hier wäre.

Wenn die Küchenarbeiter früh morgens zu ihren Kesseln marschieren, noch eine ganze Stunde bevor die ersten Gefangenen ihre

Baracken verlassen, ist man bei der Schweizer Hilfe schon aktiv. Pedro, der spanische Flugzeugarbeiter, füllt und heizt den 140-Liter-Kessel. Um 9 Uhr muß alles bereit sein. Die anderen Helfer kommen. Eifrig wird das Frühstück für die Lagerkinder vorbereitet.

Die Teller werden mit Konfitüre gefüllt, Datteln verteilt, ein Dreieckkäslein dazugelegt, fünf Schalen auf jeder Tischseite hingestellt. Viertel vor neun drücken schon die ersten hungrigen Kinder ihre Nase an die Vitrex-Scheiben. Punkt 9 Uhr wird geöffnet, und ein Schwarm Kinder ergießt sich in den Speiseraum an die gedeckten Tische. Selten genug gibt's so herrliche Dinge. Einmal am Tag – und nur hier – bekommen diese wirklich nicht verwöhnten Kinder etwas anderes als Rüben und Topinambur. Nur zu schnell sind Teller und Schalen leer. Für die hungrigen Kinder sind diese konzentrierten Nahrungsmittel wirkliche Leckerbissen.

Täglich kommen 150 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren; vor knapp einem Monat waren es noch rund 350. Doch viele wurden mit ihren Familien nach Rivesaltes gebracht. So ist es nun der Schweizer Hilfe möglich geworden, wirklich allen Kindern und Jugendlichen bis zu 18 Jahren einmal täglich zu einer angenehmen Stunde zu verhelfen, die für sie zum Mittelpunkt des Lageralltags geworden ist. Aber auch 25 junge Leute bis 21, die vom internierten Hausarzt der Schweizer Hilfe bestimmt worden sind, essen hier mit. Und mitten in der fröhlichen Tischrunde erklingen Wanderlieder, begleitet von Gitarren und Mandolinen. Frische Kinderstimmen fallen ein, und das Lagerleben mit seinem Elend ist für einige Momente vergessen.

Rasch, allzu rasch vergeht diese Stunde, nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Verteiler des Essens. Immer wieder gibt es kranke Kinder, und für sie muß das Essen von Brüdern, Schwestern, Freunden oder Jugendführern mitgenommen werden. Aber die Krankheit muß von dem für die Baracke zuständigen Arzt bestätigt sein. Eine strenge Kontrolle am Eingang schließt aus, daß ein Kind zweimal essen kann. Und da immer zehn Kinder an einen

Tisch zu sitzen kommen, ist die Übersicht leicht. Bis jetzt hat noch niemand zu schwindeln versucht.

Nachdem die Kinder gegangen sind, herrscht eine seltsame Ruhe im Raum. Kein Lachen, kein Lärmen, kein Singen mehr. Doch keiner der Helfer hat Zeit, darüber nachzusinnen. Gemeinsam mit der Schwester ißt man eilig, denn schon bald kommen die Schwangeren, die Stillenden und die Pflegerinnen der Blocks. Rasch wird der Kessel nachgefüllt und Kohle nachgelegt, denn bald muß wieder ausgegeben werden.

Tassen und Teller werden abgewaschen, Tische und Bänke gereinigt und der Raum gelüftet. Schon tauchen die Milchholer mit ihren Blechbüchsen auf. Über die von Gram gezeichneten Züge der Frauen huscht ein kleines Leuchten, wenn die glänzenden Emailtöpfe mit heißer Milch bereitgestellt werden. Auch bei der Milchausgabe gibt es eine genaue Kontrolle.

Bis Mittag werden neue Karten ausgestellt, alte Karten geändert, Bittgesuche abgewiesen, an Schwangere Ovomaltinebüchsen ausgegeben - alles kleine Arbeiten, die viel Zeit erfordern. In der Küche dampft die Suppe für den Nachmittag, Dörrbohnen werden in den Kessel geschüttet, Datteln verlesen. Aus den beschädigten Datteln, Feigen oder Äpfeln wird noch Konfitüre gemacht.

Nachher herrscht in den Räumen der Schweizer Hilfe und im ganzen Lager Mittagsruhe. Um zwei Uhr treffen die Helfer wieder ein, denn um vier Uhr muß der Raum wieder für die Nachmittagsgäste bereit sein. Diese warten schon lange. Jeder von ihnen trägt schwer am Lagerdasein. Die aus Baden und der Pfalz haben die vorwurfsvollen, bittenden Augen der Gehetzten, die von St-Cyprien erzählen von tagelangen Fahrten in verschlossenen Viehwaggons ohne Wasser und Nahrung, von Typhus, Malaria, Flöhen und Sand, die Spanier von Not, Entbehrung und Kampf.

124 unterernährte, kranke und ausgemergelte Gestalten warten auf ihr Essen. Außer am Sonntag bekommen sie täglich von der Schweizer Hilfe eine Zusatzvesper. Es ist nicht viel, aber für viele die einzige Mahlzeit des Tages: Etwas Käse, Konfitüre, Oliven und Suppe. Es sind dies die elendsten Gestalten im Lager, ausgesucht von den Blockärzten und nochmals genauestens untersucht vom Vertrauensarzt Dr. Pollak, selbst ein Gefangener, der nichts anderes ißt, von nichts anderem lebt als die anderen. Gewissenhaft erfüllt er seine ärztliche Pflicht. Die meisten der internierten Männer sind zwischen 25 und 40 Jahren alt.

Unterernährung, Winterkälte und Schlamm haben die Lagerinsassen zugrunde gerichtet, sicher aber auch ein gebrochener Lebens- und Überlebenswille. Von allen Mächten verlassen, enttäuscht, ja betrogen, ohne Selbstvertrauen, haben die meisten den Mut zum Weiterleben verloren, was sie noch vollends erdrückt. Wer im Lager wirklich helfen will, muß auch Mut, Vertrauen und ein Stück Zukunft geben können. Zusätzliches Essen allein genügt nicht – es braucht auch zusätzliche Moral, Lieder und Musik. Groß genug ist ja die Auwahl an Programmen im Lager, es gibt viele und gute Künstler. Eine Gruppe von Österreichern hat sich ihre Instrumente, Mandolinen und Gitarren selbst gebaut, und ihre Musik gibt dem Saal ein so ganz anderes Gesicht als am Vormittag. Irgendwie liegt aber ein düsterer Schatten auf jenem Engelberger Bild an der Wand mit Schnee und Wintersonne angesichts des vielen Hungers. Weit entrückt sind die hellen Kinderstimmen vom Morgen, das für kurze Zeit unbeschwerte Geplapper, Kichern und Lachen der jungen Menschen. All die aufgespeicherte Bitternis, Enttäuschung und der Kummer machen die Gefangenen unempfänglich für ein bißchen Fröhlichkeit, und nur langsam taut dieser oder jener etwas auf und vergißt für kurze Zeit sein Elend.

Viele Inhaftierte haben keine Bindung zu ihrer Heimat, sind verjagt worden, umhergeirrt und umhergestoßen, auf der Straße oder am Arbeitsplatz verhaftet worden, getrennt und fern von ihren Lieben, zusammengepfercht mit ihnen fremden Menschen – kein Wunder,

daß sie ein Opfer von Verzweiflung und Mutlosigkeit werden. Und dazu herrschen noch Kälte und Hunger. (Im Winter war strenger Frost, es mangelte an Seife und anderen Toilettenartikeln, das Wasser lief nur zu bestimmten Stunden, so daß eine vernünftige Körperpflege und Wäschereinigung fast unmöglich waren.) Gerade diejenigen, die am meisten an Unterernährung leiden, sind auch psychisch am meisten heruntergekommen und bringen die Kraft nicht mehr auf, sich und ihre Kleidung richtig zu pflegen. Doch muß man betonen, daß die Zahl der Verschmutzten und Verlausten abgenommen hat. Häufig genug allerdings müssen unsere Helfer auf Unrasiertsein und zerrissene Kleider aufmerksam machen.

Diese erzieherische Tätigkeit mit dem Beispiel der tadellos sauberen, rasierten und gekleideten Insassen hilft allen wieder auf die Beine. Sicher gibt es genügend Fotos, die das Lagerelend, das Elend des jetzigen Krieges festhalten. Doch ist es eigentlich schade, daß es uns nicht möglich gewesen ist, das Aussehen der Teilnehmer des Nachmittagsturnus bei ihrem ersten Essen auf der Platte festzuhalten, ihr hungriges Gesicht, die unersättlichen Augen und ihr leidvoll geplagtes Gehen. Und heute, nach einigen Wochen, sind es andere Menschen geworden, wieder Blut im Gesicht, Schwung in der Sprache, ein Wille beim Gehen, rasiert, sauber und irgendwie gesättigt. Wie oft ist doch einer zusammengebrochen, denn es ist ja seine letzte Kraft gewesen, mit der er sich heraufgeschleppt hat, der letzte Rest von Willen, der ihm geblieben ist, und doch hat er den ausgemergelten, geschwächten Körper nicht aufrecht halten können. Die Erfolge mit den Hochgekommenen beweisen, wie dringend notwendig Essen und Hilfe sind, aber sicher noch nötiger ist es gewesen, in ihnen wieder die Sehnsucht nach dem Leben, nach der Sonne und nach einem besseren Morgen zu wecken. Nahrung, etwas Selbstvertrauen und das Gefühl, wieder Mensch zu sein, genügen, um Unglückliche wieder zu Menschen zu machen. Und um Mensch zu sein, braucht man auch Tische, Bänke und Helligkeit.

Einer nach dem andern verlassen die Helfer ihre Arbeitsstätte, die Gutes spendet, so vielen Menschen wieder Mut, Hoffnung und Vertrauen zu sich selbst und den andern gibt. Doch für die Frau, die all dies organisiert, beginnt eine neue Arbeitsperiode. Da gilt es einmal, die Kontrollen zu ordnen, zu überprüfen, Rat zu erteilen, den Kontakt mit den andern Hilfsorganisationen, die auch im Lager arbeiten, herzustellen und zu pflegen. Besonders schwere Fälle müssen in den Baracken besucht werden. Ihnen muß man moralisch und praktisch helfen.

Dies ist nur ein Tag aus dem Wirken der Schweizer Hilfe. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten aufzuführen. Doch ist die Freude an den Kindern, an den praktischen Erfolgen, die man bei der Arbeit mit ihnen erfahren darf, größer als die Mühen und Enttäuschungen und das Mitleiden, das das Lagerleben mit sich bringt. Und so hat auch der Helferwille der Schweizer Schwester ihre Mitarbeiter angesteckt und sie zu einer Equipe zusammengeschweißt. Nicht immer kann eine Handbewegung dem Österreicher, der den Speiseraum herrichtet, seine fehlenden Sprachkenntnisse ersetzen, aber der gemeinsame Wille und der Blick für das, was zu tun ist, ermöglicht mit wenigen Winken oder Namensaufrufen eine Verständigung. Man will den Insassen Vertrauen entgegenbringen und Hoffnung geben, was bei den wachsenden Schwierigkeiten in bezug auf Verpflegung, Möglichkeiten, aus dem Lager herauszukommen und Geld zugeschickt zu erhalten, um so nötiger ist.

Der Hunger lähmt die Gefangenen nicht nur dadurch, daß er sie leiden läßt, sondern auch dadurch, daß er als geeignete Rechtfertigung vor andern und vor sich selbst dient, untätig zu sein und in Lethargie zu verfallen. „Heute ist es zu kalt ... heute regnet es ... heute habe ich zu großen Hunger ...", und man bleibt auf dem Strohsack liegen, wäscht sich nicht, rasiert sich nicht und beginnt sich langsam aufzugeben. Das Sinnlose dieses Lebens, dieses ständige Herumhängen, keine Lektüre, keine Arbeit, keine Abwechslung, keine Zukunft. ... Diese Eintönigkeit tötet langsam, aber sicher, den Willen des Menschen.

Daß es vor allem die Jungen sind, die in dieser Atmosphäre der Verwilderung leicht erliegen, ist klar, und es wäre falsch gewesen, wenn die Schweizer Hilfe nur Zusatznahrung verteilt hätte (die unterdessen für alle von ihr Unterstützten zur Hauptnahrung geworden war). Ebenso entscheidend war die seelische Hilfe. Hier mußte man sofort für Beschäftigung sorgen und dafür sorgen, daß diese Arbeit auch der Gemeinschaft zugute kam.

Rings ums Lager hat es brach liegendes Land, auf dem Disteln und Unkraut gedeihen. Niemand hat bisher diesem Boden etwas abgewinnen wollen. Schwester Elsbeth hat hier sofort erkannt, daß man darauf etwas Nützliches anpflanzen könnte, um die Versorgung im Lager zu verbessern. Mit Hilfe des schweizerischen Gesandten in Frankreich, der in Schweizer Zeitungen von seiner Landsmännin gelesen und ihr für ihre Zwecke einen größeren Betrag zur freien Verfügung gestellt hatte, und einer Gruppe von österreichischen Internierten plante sie, einen Garten anzulegen. Zuerst mußte sie bewirken, daß diese Gefangenen täglich das Lager verlassen konnten, dann mußte sie Werkzeuge besorgen und schließlich Samen und Stecklinge. Doch der Wille der Schwester und der Einsatz der vier, später 25 jungen Menschen ließen das Werk gedeihen, und dieses vermittelte seinerseits den Beteiligten wieder ein Stück Lebenssinn und -zweck.

Die Österreicher stellten nicht nur die Gartenequipe, sondern aus ihren Reihen ging auch das Lagerorchester mit selbstgebauten Mandolinen und Gitarren hervor. Eines dieser Instrumente war von findigen Köpfen und geschickten Händen aus den Überresten eines Klaviers, das im letzten Oktober von einer Überschwemmung ins Meer getragen und dann an den Strand von St-Cyprien gespült worden war, und einigen von Schwester Elsbeth besorgten Zutaten gebaut worden. Das Orchester brachte für viele Stunden Abwechslung in die Eintönigkeit des Lagerlebens und hob sichtlich die Moral der Insassen, ebenso wie einige Bälle, die bei schönem Wetter Spiele auf einer Lagerwiese ermöglichten.

Besonders bei den Jungen, unter denen eine ganze Reihe von erfahrenen und ideenreichen Jugendführern waren, entwickelten sich dutzenderlei Aktivitäten von gemeinsamem Singen und Musizieren oder Musikhören über Wettspiele, Gärtnern bis zum Schach, was die Beteiligten aus ihrem Sich-gehen-lassen riß, ihren Gemeinschaftssinn förderte und sie für eine Weile ihr Los vergessen ließ.

Allerdings sorgten eine Reihe von Widerwärtigkeiten und unliebsamen Vorkommnissen dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Frisch gekaufte Tomatensetzlinge wurden von Ratten zerstört, Schädlinge taten sich am Gemüse gütlich, vier frisch gekaufte junge Entlein wurden die Beute von Ratten oder streunenden Hunden, die auch immer wieder in den Gemüsebeeten Schaden anrichteten.

Doch war viel guter Wille vorhanden, und die jungen Leute ließen sich trotz allem nicht entmutigen. Das gute Beispiel von Schwester Elsbeth regte andere Organisationen und Gruppen an, ebenfalls Gärten oder Gärtchen anzulegen. Andere Organisationen ließen Schwester Elsbeth Gaben zukommen: Oliven, Datteln, frisches Obst und Konfitüre von der OSE, Trockengemüse vom belgischen Roten Kreuz, andere Dinge von den Quäkern usw.

Als Schwester Elsbeth erkannte, daß für die Kinder und Jugendlichen die Untätigkeit schwere moralische Folgen haben könnte, faßte sie den Plan, eine Schulung zu organisieren. Lehrmittel standen keine zur Verfügung, aber sie konnte wenigstens Tafel und Kreide auftreiben. Mit Kindern und jungen Leuten von fünf bis zwanzig Jahren, die zudem noch verschiedene Sprachen sprachen, eine Schulung durchzuführen, war ein kühnes Beginnen. Sie packte die Sache schnell an, ohne lange auf Einzelheiten herumzureiten, und bald erwärmten sich einzelne Jugendführer und dann auch die Lehrkräfte für diese Idee.

Das Problem der Beschäftigung und Erziehung der Kinder und Jugendlichen war ja fast so groß wie das der Beschaffung der Zusatz-

nahrung. Während durch die Schweizer Hilfe die zusätzliche Ernährung vorerst einmal sichergestellt war, galt es noch, für deren gerechte Verteilung praktische Lösungen zu finden. Dazu wurden geeignete Jugendliche als Jugendführer bestimmt, die die Kinder in geschlossenen Gruppen zum Essen führten. Geeignete Jugendführer zu finden war nicht leicht, aber einesteils der sachkundige Blick und andernteils eine lange Erfahrung mit Menschen halfen bei der richtigen Auswahl.

Allein die Freude der Schüler (wenn auch ohne Schreibmaterial), wieder an ordentlichen Tischen zu sitzen und vor einer richtigen



Krankenbaracke im Lager Gurs, 1941. Links stehend der Kinderarzt Dr. Strauss.

Schultafel etwas lernen zu können und Anregungen zu finden, beweist, wie richtig es gewesen ist, in Gurs eine Schule zu gründen. Und dazu noch eine richtige Schule mit vier Klassen, Stundenplan, Lehrern und Aufgaben. Nach dem Frühstück wird der Raum in eine Schule verwandelt. Im Speiseraum bleiben die Kleinen, in der Baracke der „protestantischen Jugend" sind die Großen. In der Schule der Großen werden drei Fremdsprachen unterrichtet, Englisch, Französisch und Spanisch; die kleinere Gruppe der Spanier erhält Deutschunterricht. Die Kleinen zeichnen und basteln. Erstklassige Fachleute sorgen für guten Unterricht und gute Führung. Alle Beteiligten haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht zuletzt wegen der verschiedenen Muttersprachen. Doch all diese Komplikationen erhöhen nur den Reiz der Schule, und das gemeinsame Überwinden der Schwierigkeiten stärken das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Liebe zur Schule.

Heute ist es bloß eine zweckmäßige Beschäftigung, die vor dem Absinken in Lethargie bewahrt, zu einem späteren Zeitpunkt aber kann das für viele eine Hilfe sein.

So ist Schwester Elsbeth viel mehr als alle andern, die auch in Gurs helfen konnten, zum Symbol dieser Hilfe geworden, denn ihr guter Wille und ihr Vertrauen in die unerschöpfliche Kraft der Menschen hat all das verwirklicht.

* A. Schnierer, genannt „Turl", kam aus Wien, war in Gurs interniert und arbeitete bei der „Secours Suisse". Er wurde 1945 von einem deutschen Soldaten unter Gemüse versteckt auf einem Karren aus dem Lager Buchenwald geschmuggelt und gelangte auf Umwegen todkrank nach Wien, wo er im Herbst 1945 in einem Spital an Tuberkulose starb.

Bestätigung von Samuel Schmitt

Ich kann diesen Bericht bestätigen. Ich war einer der unter 21jährigen, die nach ärztlicher Kontrolle teilweise an der Zusatzspeisung teilnehmen konnten. Ich war ja beim Transport von Belgien nach Frankreich ohne Essen und Wasser dabeigewesen. Von St-Cyprien aus war ich zusammen mit einem politischen Häftling geflohen. Zu Fuß waren wir bis nach Marseille gekommen. Dort wurden wir verhaftet. Meinen Freund habe ich nie wieder gesehen. Ich kam zuerst in ein Lager, dann in ein Gefängnis, dann ins Emigrantenlager Les Milles und von dort mit allen Insassen nach Gurs.

Wenn ich mich an Gurs zurückerinnere, sehe ich eigentlich nur Dunkelheit. Doch zwei Lichtblicke an diese Zeit habe ich noch in Erinnerung. Der Gang aus dem Ilôt - das gewissermaßen noch einmal ein Lager im Lager war - auf einer Straße, die man begehen konnte. Es war nicht nur das Essen, das half - so wichtig es auch war. Es war die Zeit in der Baracke. Während die Schwester mit den Kindern sang, träumte ich von einer Zeit außerhalb des Lagers, wo man vielleicht wieder Mensch sein konnte.

Der zweite Lichtblick ist die Erinnerung an Pfarrer Cadier. Viel verstand ich damals von seiner Predigt nicht. Aber ich spürte seine Liebe. Und aus Liebe zu uns schmuggelte er unsere Briefe unzensiert aus dem Lager. Auch von mir hat er Briefe hinausgeschmuggelt, die mir geholfen haben. Leider wurde er dann denunziert und erhielt Lagerverbot. - Er lebt nicht mehr.

Ich habe mich sehr gefreut, daß ich Schwester Elsbeth nach vierzig Jahren in Zürich wieder getroffen habe und ihr nochmals meinen Dank für ihr Tun habe aussprechen dürfen.

Schwester Elsbeth Kasser kaufte und erhielt von internierten Künstlern eine Anzahl Zeichnungen und Aquarelle. Jetzt, nach 50 Jahren, wurde sie durch dänische Freunde bewogen, diese Arbeiten der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Sammlung dieser

Bilder wurde in Ausstellungen in Viborg (Dänemark) und in den Städten Mannheim, Konstanz, Pforzheim und Hamburg gezeigt. Es besteht davon ein illustrierter Katalog mit Begleittext.

Kurzbiographie von Elsbeth Kasser:

Geboren 1910 im Kanton Bern, Schweiz.

Besuch der Primar- und Sekundarschule.

Sprachaufenthalt in der französischen Schweiz und in England.

Berufsausbildung als Krankenschwester in Thun und Bern.

Tätigkeitsgebiete:

Schwesternarbeit in Schweizerspitälern.

1937: Pflegedienst von Typhuskranken im Auftrag der „Sozialistischen Frauen der Schweiz" während des spanischen Bürgerkriegs in Puigcerda.

1938-1939: Sozialarbeit für den „Service civil international" in Spanien.

1940: Mitarbeit in der „Schweizerischen Ärztemission" im finnisch/russischen Winterkrieg.

1940-1943: Soziale und pflegerische Arbeit in französischen Flüchtlingslagern für die „Schweizerische Kinderhilfe".

1944-1945: Aufgaben im Schweizerischen Flüchtlingsdienst.

1945-1949: Durchführung von organisatorischen Aufgaben für das „Schweizerische Rote Kreuz – Kinderhilfe" und für die „Schweizerspende":
Herausholen von Kindern aus dem Konzentrationslager Buchenwald, Aufbau der Delegation des „SRK-Kinderhilfe" in Wien und Budapest, Verhandlung mit Behörden und Besatzungsmächten, Kinderzüge, Planung und Aufsicht von Hilfsaktionen, Selbsthilfeprojekte.

1950-1951: Hausmutter im Volksbildungsheim Herzberg, Kanton Aargau.

1953: Leiterin von Eingliederungskursen körperbehinderter Jugendlicher in der Heimstätte Gwatt, Berner Oberland.

1953-1973: Aufbau, Ausbau und Wirken als Ergotherapeutin im Stadtspital Waid in Zürich. Fachlehrerin an Schulen für Ergotherapie.

Nach der Pensionierung: Initiantin und zeitweilige Mitarbeiterin der Schulen für Aktivierungstherapie in Zürich und im Kanton Bern.

Ein Bericht über das Lager Les Milles

Von Israel Salzer*

Der Großrabbiner Israel Salzer, der noch immer in Marseille lebt, verfaßte diesen Bericht im September 1942. Dieses Dokument ist keine Erstveröffentlichung, aber da es 1947 zum erstenmal publiziert wurde und nun nicht mehr auffindbar ist, rechtfertigt das einen nochmaligen Druck. Im übrigen ergänzt es aus der Sicht eines direkt Verfolgten der jüdischen Gemeinschaft die hier angeführten Zeugenaussagen über die Deportationen von Les Milles.

Dieser Bericht ist einige Jahre nach den Ereignissen, von denen er handelt, im „La Quinzaine" publiziert worden, einer Zeitschrift über jüdisches Leben in Frankreich und im Ausland, veröffentlicht durch das Israelitische Informationszentrum (Präsident Edmond Fleg), Nummer 4 - 5, 15. Februar/1. März 1947, Seite 10/11. Der Autor selbst hat André Fontaine 1979 davon berichtet.

Dem Text vorangestellt war eine Redaktionsnotiz, in der die unmittelbare Begründung für das Erscheinen dieses Artikels dargestellt wurde: „Die kürzlich erfolgte Wiedereinsetzung (Ende November 1946) des Kapitäns de Rodellec du Prozic, den Vichy während der Besetzung zum Polizei-Intendanten von Marseille ernannt hatte, sowie seines Adjutanten, Schiffsleutnant Auzanneau, hat in der ganzen Region von Marseille unter den ehemaligen Internierten und Deportierten eine große Bestürzung hervorgerufen. In der Tat war das Lager Les Milles diesen beiden Kollaborateuren unterstellt. 1942 waren sie direkt verantwortlich für die Schrecken und Szenen des Grauens, die sich dort abgewickelt hatten." (S. 10) Wir drucken dieses Dokument aus der einzigen uns bekannten und erhalten gebliebenen Sammlung der Zeitschrift ab, jener des Zeitgenössischen Jüdischen Dokumentationszentrums in Paris.

*

Schon morgens früh, seit den ersten Augusttagen, wußten die Internierten des Lagers Les Milles, daß sie deportiert werden würden. Die Gefangenen, die in der Umgebung in verschiedenen ausländischen Arbeitsbrigaden eingesetzt waren, waren von der Polizei ins Lager zurückgeführt worden. Man erzählt den Fall einer Gruppe in den Basses-Alpes, wo die Männer zum großen Erstaunen der empörten Einwohner mit Handschellen durch ein Dorf geführt worden waren. Die Mehrzahl der Frauen der Häftlinge waren ebenfalls ins Lager geführt worden, verhaftet samt ihren Kindern bei in Marseille durchgeführten Razzien, besonders in den drei Frauenzentren Hôtel du Levant, Hôtel Bompart und Hôtel Terminus des Ports. Das Lager Les Milles, wo man bis dahin nur Männer gesehen hatte, bot mit diesen Frauen und ihren Kindern, die am frühen Morgen verhaftet worden waren, ein betrübliches Schauspiel.

Das Lager Les Milles hatte einen ungewöhnlichen Aufmarsch von Angehörigen der Streitkräfte erhalten. Diese Internierten, von denen die meisten durch zwei Jahre Aufenthalt in französischen Lagern geschwächt waren und einige schon durch deutsche Lager gegangen waren - ein junger 21jähriger Mann war schon in seinem einundzwanzigsten Lager -, diese Frauen und Kinder waren bewacht von einer ersten Reihe behelmter Bereitschaftspolizei mit umgehängtem Karabiner, die das Lager außen umstellt hatte, eine ebensolche Reihe war im Lagerinnern, und weitere Bereitschaftspolizisten patroullierten überall im Lager selbst.

Dieser Zustand angsterfüllten Wartens dauerte eine Woche. Freitag abend wurde der Sabbat-Gottesdienst in einem sehr großen Saal des Lagers gehalten. Mehr als tausend Gläubige wohnten ihm bei. Ich habe diesen ganzen Sabbat im Lager verbracht. Niemals war die Teilnahme am Gottesdienst so bedrückt von Hoffnungslosigkeit und zugleich erfüllt von frommer Ergriffenheit und einer unbeschreiblichen mystischen Inbrunst. Unvermittelt stimmte der den Gottesdienst haltende Rabbiner das „Lekha dodi" der dreiwöchigen Trauer an, und es wurde getragen vom Gleichklang

der Herzen und der ergriffenen Stimmen von über tausend Schicksalsgenossen. Es war überwältigend. Ich habe in erster Linie den Lagerrabbi sprechen lassen, auch er ein Gefangener. Jedes seiner Worte sprach er unter Tränen aus. Dieser Rabbi hat bei den Teilnehmenden einen gewaltigen Eindruck hinterlassen. Wir haben zahlreiche Briefe von ihnen gelesen, und fast alle schrieben von diesem Abschiedsgebet. Es war vor allem der Gedanke an die Kinder, die ihren Eltern demnächst gewaltsam weggenommen werden würden, der während dieser Andacht auf uns lastete. Gerüchte verbreiteten sich schnell in einem Lager, verstärkt noch durch den furchtbaren Zustand der Nervosität, der in dieser tragischen Woche herrschte. Man wußte oder glaubte zu wissen, daß sich das Befürchtete am kommenden Samstagmorgen abspielen würde. In Wirklichkeit fand es am kommenden Montagmorgen statt. Das war eine Stunde unermeßlichen Schmerzes. Siebzig Kinder von fünf bis acht Jahren wurden ihren Eltern entrissen; die Eltern wurden am Nachmittag deportiert. Alle weinten. Alle, die damals im Lager waren - Juden und Nichtjuden, Gefangene, Verwaltungspersonal, Angehörige der Hilfsorganisationen, Polizeiangehörige -, niemand wird jenen Montagmorgen, 10. August im Lager Les Milles vergessen. Einige Stunden später, am Nachmittag, begann der Appell der zu Deportierenden. Der erste Selbsttötungsversuch fand gegen vier Uhr statt. Es war ein Paar, er sechzig, sie fünfzig, politische Flüchtlinge, die das Schlimmste befürchteten, wenn sie einmal aus dem Lager herausgebracht würden. Sie hatten sich die Adern aufgeschnitten, tief genug, so daß sie sofort ins Spital von Aix-en-Provence überführt werden mußten. Ein zweiter Selbsttötungsversuch, ebenfalls ein Paar, erfolgte mit Veronal. Sie sind nie mehr erwacht; nach vier Tagen starben sie im Spital von Aix. Von diesen beiden Unglücklichen läßt sich sagen, daß sie im Lager ihre Tochter hatten, die erfahren hatte, daß ihr Verlobter im Lager Gurs soeben Hand an sich gelegt hatte und sozusagen sofort gestorben war. Es gab diesen Nachmittag über ein Dutzend Selbsttötungen und Versuche dazu (Anm. d. Hrsg.: Salzer scheint hier die Ereignisse mit denen verwechselt zu haben, die sich am 12. August abgespielt haben). Einem der Unglücklichen war es nicht gelungen,

sich genügend tief in die Adern zu schneiden; man machte ihm einen Druckverband und führte ihn in seinen Waggon.

Der Appell vollzog sich nach alphabetischer Reihenfolge in kleinen Gruppen, die im Hof des Lagers standen, wo unglücklicherweise die Sonne unbarmherzig brannte. Jede Gruppe war von einem Kordon von Wachen umgeben, der ein Viereck bildete. Nach einigen Stunden dieses Wartens brach ein Mann zusammen. Er war total erstarrt. Die Rotkreuzschwester versicherte, daß er tot sei. Ein kurz nachher eintreffender Arzt erklärte, daß das nur die Ohnmacht eines vorzeitig verbrauchten Menschen sei. Man brachte ihn auf einer Tragbahre in den Krankenraum des Lagers. Von nun an, Schlag auf Schlag, klappten Unglückliche ohnmächtig zusammen. Mit den beiden Tragbahren, über die das Lager verfügte, wurden die Ohnmächtigen ohne Unterbruch, einer nach dem anderen, vom Hof zum Krankenraum getragen. Die meisten von ihnen wurden, nachdem sie wieder zu sich gekommen waren, zu ihren Waggons geführt.

Nach dem Appell (260 Abreisende in diesem ersten Zug) wurden die ersten gruppenweise in die Schlafsäle geführt, um ihre Effekten zu holen, immer mit demselben Wachdetachement. Die Angelegenheit war schnell erledigt. Beim Herunterkommen in den Hof sagten uns die zu Deportierenden brühwarm: „Sie haben uns bestohlen!" Indem sie von der Bestürzung und der Eile profitiert hatten, mit der die Gefangenen ihre Pakete zu schnüren gezwungen waren, hatten ihnen die Wachen Geld und Schmuckstücke gestohlen. Am Abend hörte ich aus dem Gespräch einer Gruppe von Wächtern: „Das ist unzulässig, man muß wissen, wer das gemacht hat, damit man nicht sagen kann, wir alle seien daran beteiligt gewesen!" Die Angelegenheit wurde tatsächlich schnell bekannt. Beim nächsten Transport zwei Tage später ereignete sich nichts Derartiges mehr. Aber im Personenwagen, der für die Wachen reserviert war und wo die Gepäckstücke unter ihrer Aufsicht deponiert waren, um den zu Deportierenden bei der Abreise wieder übergeben zu werden, waren 250 Gepäckstücke verschwunden.

Am Abend wurden die Männer und Frauen, die das Lager zu verlassen hatten, vom gleichen bewaffneten Wachdetachement zum einige hundert Meter entfernten Bahnhof Les Milles geführt, um in die Güterwagen gesperrt zu werden. Ihre würdige Haltung war beeindruckend. Vielleicht trugen auch ihre körperliche Erschöpfung und die tagelange Nervenanspannung zu dieser Ruhe bei. In jeder Gruppe fanden sich Frauen und Männer, denen man am Morgen die Kinder entrissen hatte: Diese waren besonders gezeichnet. Einige sagten uns in diesem Moment: „Erziehen Sie sie im Glauben, das ist unser letzter Wunsch." Wir haben uns die Namen dieser Kinder aufgeschrieben; sie werden, wenn die Behörden sie den jüdischen Hilfswerken übergeben, in erster Linie gläubigen Institutionen anvertraut.

Die Gefangenen waren die ganze Nacht über in ihren Waggons eingesperrt. Es waren Viehwagen, in denen einige Strohballen lagen. In jedem Wagen ein Wasserkrug und ein Kübel, der als Aborteimer diente. Am nächsten Morgen, den 11. August, fuhr der Zug mit geschlossenen Türen ab. Während der Zug fuhr, sah man durch die kleinen Schiebefenster unter den Wagendächern die Köpfe von Männern und Frauen. Durch den Türspalt eines Waggons sah ich einen Mann stehen mit seinem wollenen Gebetsmantel und seinen Gebetsriemen, um das Morgengebet zu sprechen. Beim Vorbeifahren warf er mir einen letzten Blick zu.

So war der erste Transport vom 11. August. Die Erschütterung bei denen, die davon wußten, war groß. Im Lager selbst trauten die nichtjüdischen Gefangenen ihren Augen nicht. Eine Gruppe nichtjüdischer Gefangener einer bestimmten Nationalität übergab dem Sozialkomitee des Lagers die Summe von 1 000 Francs sowie drei Paar Schuhe, die sie unter sich für die zu Deportierenden gesammelt hatte. Es ist unmöglich, ja es ist sogar peinlich zu wiederholen, was alles man an Bemerkungen hierzu hören mußte ...

In Aix-en-Provence nahm ich eines Tages ein Taxi. Als ich nach dem Lager Les Milles gefahren zu werden verlangte, sagte der Fah-

rer, der mich nicht kannte: „Ah, Sie wollen zum Schlachthof. Ich nenne das Schlachthof." Man erinnert sich der Entbehrungen, die die Gefangenen Monat für Monat auf sich nehmen mußten. Seit Eintritt dieser Ereignisse hatte sich das Nahrungsangebot sichtlich verbessert, und ich glaubte, einem Küchenangestellten gegenüber diese Feststellung mit Zufriedenheit erwähnen zu müssen. Er antwortete mir in einem Ton, der seine Verbitterung verriet, indem er von „Henkersmahlzeit" sprach.

Wir haben diesen Unglücklichen bis zum letzten Moment beigestanden. Bei einer Versammlung der Lagergeistlichen, als sich diese furchtbaren Ereignisse ankündigten, wurde der gemeinsame Beschluß gefaßt, daß wir ihnen bis zum letzten Moment beistehen müßten. Die jüdischen Hilfswerke haben übrigens, gebildet durch die Bemühungen der Allgemeinen Union der Israeliten in Frankreich, eine beachtliche Sozialequipe ins Lager Les Milles geschickt, die für die verschiedenen Pflichten, die in ihrer Kompetenz lagen, Vertreter der OSE, der HICEM und der CAR umfaßte. Von Anfang an und mit einem unglaublichen Einsatz rund um die Uhr – und das ist nicht nur eine Redensart –, jederzeit und ohne Unterbrechung stand diese Equipe zur Verfügung der Unglücklichen. Dies soll an dieser Stelle einmal richtig gewürdigt werden.

Aber wenn vereinbart war, daß die Lagergeistlichen ihren Glaubensgenossen bis zum Ende beistehen, mußten sich da die Hilfswerke nicht zurückziehen, wo tatsächlich die Durchführung dieser grausamen Maßnahmen begann, um nicht den Anschein zu erwecken, sich irgendwie zu Komplizen der Lagerleitung gemacht zu haben?

Unsere erste Idee, in Übereinstimmung mit der Allgemeinen Union der Israeliten in Frankreich, deren Vertreter (es handelte sich um Raymond-Raoul Lambert) bei vielen Besuchen im Lager eine bemerkenswerte Arbeit geleistet hatte, war, daß die Hilfswerke das Lager verlassen würden, sobald die ihren Eltern weggenommenen Kinder das Lager verlassen hätten, und auf jeden Fall, bevor die zu

Deportierenden zum Appell antreten mußten. Sie richteten sich nach den Wünschen der Gefangenen, und unsere Hilfswerke blieben im Lager. Unsere Hilfswerke waren auf dem Bahnsteig, bis der Zug abfuhr. Bis zum allerletzten Moment gab es zu tun. Auch wir waren auf dem Bahnsteig entlang den Waggons, wo die Vereinigung der Hilfswerke Harasse mit Früchten und Tomaten abgestellt hatte und jedem zur Abreise Bestimmten ein eigenes Päckchen mitgab; jede Frau erhielt auch ein kleines Paket mit Mitteln zur Körperpflege. Wir versuchten die letzten Briefe zu verteilen, die angekommen waren und auf Notizblöcken hielten wir die letzten uns von den Gefangenen anvertrauten Wünsche fest. Bei den Abreisen waren auch das französische Rote Kreuz und die amerikanischen Quäker mit uns. Mit den Verproviantierungsquellen, über die sie verfügten, konnten sie eine große humanitäre Aufgabe erfüllen.

In gleicher Weise wickelte sich das Verladen vom Mittwoch, den 12. August, für einen Transport ab, der Les Milles beim Morgengrauen des nächsten Tags verließ. Er umfaßte 540 Gefangene, Männer und Frauen. Am Sonntag, den 23. August, führte ein neuer Transport 123 Männer mit, Gruppen von ausländischen Arbeitsbrigaden.

Das Lager Les Milles, sichtlich leerer geworden durch diese drei Deportationen, begann sich vom Mittwoch, den 16. August an, wieder zu füllen. Von allen Départements der Region wurden die ausländischen Juden ins Lager gebracht. Fast alle 10 Minuten, jedenfalls in kurzen Abständen, traf von irgendwoher ein Autocar mit Frauen, Männern und Kindern ein. In einem Car waren auf der Hinterbank drei kranke Frauen, die aus dem Spital herausgeholt worden waren. Das Lager war anders geworden. Das waren nicht mehr die gewöhnlichen Gefangenen, die körperlich und moralisch durch den Lageraufenthalt gezeichnet waren. Das waren menschliche Wesen, die in Familien lebten. Es gab da gut aussehende junge Leute, bildhübsche Mädchen, herzallerliebste Kinder. Wenn man bei den Internierten der vorherigen Transporte darun-

ter litt, daß man jeden einzelnen Gefangenen schon lange gekannt hatte, war es diesmal vielleicht noch schmerzlicher, mit ansehen zu müssen, wie über diese Menschen, die abgesehen von den traurigen Umständen des Asylantendaseins ein normales Familienleben gelebt hatten, dieses grauenvolle Verhängnis hereingebrochen war.

Verschiedene Änderungen waren bezüglich der Regelungen eingeführt worden, die die Deportationen betrafen. Vorher waren Eltern mit Kindern unter fünf Jahren von der Deportation verschont geblieben; das maßgebende Alter der Kinder war nun auf zwei Jahre herabgesetzt worden, und von diesem Alter an wurden die Kinder auch deportiert. Wir wußten nicht, was nun schlimmer war: die Eltern abtransportiert zu sehen, denen man am Morgen die Kinder weggenommen hatte, oder auf dem Stroh der Viehwagen die kleinen Kinder von zwei Jahren an. Unser Bewußtsein ist nicht darauf vorbereitet, in einem solchen Fall zu wählen. Eine andere Regelung betraf die schwangeren Frauen. Vorher wurde eine Schwangere nicht deportiert. Nun wurden als Schwangere bezeichnet: Frauen, die sichtlich schwanger sind – und nun war es nicht mehr der Arzt, der beurteilte, sondern ein Polizeichef, der entschied. Nach einer Woche Wartezeit wurde auf dem Lagerhof Appell gemacht, am Nachmittag des 1. Septembers, einem Dienstag. Er dauerte bis spät in die Nacht. Mitternacht war schon lange vorbei, und Männer und Frauen waren noch auf dem Lagerhof, mit ihren schlafenden Kleinkindern auf dem Arm. In der Frühe des nächsten Tages ereignete sich eine entsetzliche Szene. Da es an Leuten fehlte, um noch zwei oder drei Waggons zu füllen, mußten alle, Frauen und Männer, in den Hof hinunter; viele waren kaum bekleidet. Man griff sich einfach aus dem Haufen die für den Transport noch fehlenden Gefangenen. Mit beinahe 600 Gefangenen ist der Zug dann losgefahren.

In der Folge wurden die Transporte aus der nichtbesetzten Zone nicht mehr von Les Milles, sondern vom Lager Rivesaltes aus durchgeführt. Am 10. September wurde ein erster Transport von

ungefähr 500 Männern und Frauen von Rivesaltes aus abgefertigt. Nun wurden kleinere Kontingente von verschiedenen Lagern oder Zentren aus deportiert. Nur für einige wenige Gefangene wurde eine Freilassung erreicht, die sozusagen „irrtümlich" ins Lager gekommen waren. So hat man beispielsweise drei Wochen lang einen Arzt im Lagerhof umhergehen sehen, einen ehemaligen Freiwilligen, der auf der Brust das Kriegsverdienstkreuz 1939-40 trug. Oder auch einen Mann, der 1935 mit dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet worden war für Dienste, die er dem Land erwiesen hatte.

Um sich ein möglichst genaues Bild dieser Vorkommnisse machen zu können, sollte man alle Zeugenaussagen der damals dort Anwesenden in einem Werk vereinigen können, denn jeder einzelne hat die Gefangenschaft auf seine Weise erlebt.

* Der Großrabbiner Israel Salzer, geboren am 22. Juli 1904 in Paris, diente dem Toe von Marod von 1926 bis 1928. Rabbiner von Dijon 1928. Großrabbiner von Marseille von 1929 bis 1974. Nach der Verhaftung von Großrabbiner Hirschler floh er 1943 zu Monsignore Chalve im Seminar von Fontlongue im Miramas, dann nach Chambon-sur-Lignon (Haute-Loire), wo er an der Résistance teilnahm.

Oskar Althausen

Oskar Althausen, drittes von fünf Kindern des Uhrmachers Jakob und der Hausfrau Priwa Althausen, erblickte vor 70 Jahren, am 26. 9. 1919, in Lampertheim das Licht der Welt.

Zur Schule ging er ins benachbarte Worms, wo er das humanistische Gymnasium besuchte. Mit der aufkommenden Gewaltherrschaft der Nazis mußte er 1934 das Gymnasium verlassen. Er ging daraufhin in die Lehre bei einem jüdischen Geschäftsmann in Mannheim. Im Oktober 1940 wurden er und seine Familie ins Konzentrationslager Gurs/Südfrankreich deportiert. Durch Mut und Intelligenz gelang ihm im November 1943 die Flucht mit seinem Bruder Alex über die Pyrenäen nach Spanien, von wo er ins damalige Palästina übersetzte. Er erlebte die Gründung des Staates Israel und nahm aktiv am darauffolgenden Krieg teil.

In Israel lernte er auch seine Frau Margot kennen. Trotz der unvergessenen Schreckensjahre kehrten sie 1951 nach Deutschland zurück, wo er eine Tätigkeit in der Verwaltung der amerikanischen Streitkräfte übernahm. Schon kurze Zeit später wurde Oskar Althausen 1954 in den Verwaltungsausschuß der Jüdischen Gemeinde Mannheim gewählt und war dadurch maßgeblich am Aufbau der Jüdischen Gemeinde und des jüdischen Lebens in Mannheim beteiligt.

Seine Fähigkeiten wurden erkannt und mit der Wahl zum stellvertretenden Vorsitzenden 1968 gewürdigt. Ausgezeichnet durch seinen Sachverstand und seine Kontinuität hielt er dieses Amt bis zu seinem freiwilligen Ausscheiden (1989) 21 Jahre inne.

Beruflich trat er 1964 in den Verwaltungsdienst der Stadt Mannheim ein. Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1982 war er als Fachmann für Rentenangelegenheiten von seinen Kollegen und

Vorgesetzten auch wegen seiner umgänglichen und hilfsbereiten Art hoch angesehen.

Nicht nur auf lokaler Ebene hat man Oskar Althausen schätzen gelernt. Im Oberrat der Israeliten Badens ist er seit 1968 einer von drei Vertretern der Gemeinde Mannheim.

Der Verantwortung hat sich Oskar Althausen nie entzogen. So ist er seit Bestehen der örtlichen vereinigten Jüdischen Erinnerungsstiftung neben dem vom Oberbürgermeister der Stadt Mannheim beauftragten Bürgermeister W. Pföhler und U. Haug der Vertreter der Jüdischen Gemeinde Mannheim.

Sein weiteres Engagement gilt insbesondere dem durch den Oberrat 1963 neu angelegten Friedhof in Gurs und anderen Deportiertenfriedhöfen in Frankreich, wobei sich Erinnerung an eigenes Leid mit der Verpflichtung für die Opfer des Nationalsozialismus verknüpfen.

Unterstützt durch die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, dessen Mitvorsitzender Oskar Althausen ist, wurden regelmäßig Fahrten zu den Gedenkstätten in Südfrankreich organisiert.

Als Zeitzeuge schilderte er die schrecklichen Vorgänge in sachlicher und niemals in revanchistischer Manier, so daß insbesondere der jüngeren Generation ein objektives Bild von der Vergangenheit der deutsch-jüdischen Geschichte vermittelt wurde. Gerade der Kontakt zu Jugendlichen und Schulklassen ist es, der in ihm die Hoffnung an ein friedliches und tolerantes Zusammenleben entfacht. Seit der Rückkehr nach Deutschland setzte er sich, geprägt durch sein humanistisches Denken, immer wieder für den jüdisch-christlichen Dialog in Deutschland ein.

Sein Wirken wurde 1984 anläßlich seines 65. Geburtstags durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes durch den damaligen Re-

gierungspräsidenten von Baden, T. Müller, und auch vom Bundespräsidenten gewürdigt.

Als Befürworter des Neubaus des Jüdischen Gemeindezentrums in F 3 war er mit dem Vorsitzenden Georges Stern maßgeblich an den Planungen und der Dokumentation beteiligt, so daß die Einweihung am 13. 9. 1987 ein historisches Ereignis war, da nur wenige Meter vom Neubau entfernt der Leidensweg der badisch-pfälzischen Juden vor 47 Jahren begann.

Oskar Althausen entzog sich nicht der Verantwortung und behielt auch nach den skandalösen Machenschaften des verstorbenen Oberratspräsidenten Werner Nachmann seinen Sitz im Oberrat, um weiteren Schaden von der jüdischen Gemeinschaft in Baden abzuwenden.

Nach 35jähriger Tätigkeit im Vorstandsgremium hat er alle Höhen und Tiefen miterlebt und bewältigt. Oskar Althausen, dessen Gradlinigkeit ihn oft zum Ziel geführt hat, stellt sich auch weiterhin in den Dienst der Jüdischen Gemeinde. So vertritt er sie in verschiedenen Ausschüssen und Vereinigungen.

Die Jüdische Gemeinde Mannheim, aber auch die heutige Generation kann stolz auf einen Mann sein, der durch seine Geisteshaltung und durch sein aufopferungsvolles Wirken jüdisches Leben heute in Deutschland mitermöglichte.

Die „besten Jahre" eines badischen Juden:

22. Oktober 1940	Mannheim - Erfassung zur Deportation
24. Oktober 1940	Ankunft im Camp de Gurs, Ilôt E
10. März 1941	Transfer nach dem Camp de Rivesaltes
Juli bis	Auslieferung an die Organisation Todt zum
September 1941	Einsatz als Sklavenarbeiter am „Atlantik-Wall" in Brest/Bretagne
September 1941	Rücktransport nach Rivesaltes

Februar bis August 1942	Eingliederung in Arbeitskompanie Lagrasse, zwischen Lezignan und Carcassonne gelegen. Arbeit im Steinbruch und anschließend auf einer großen Domaine (Weingut) bis zum Gestellungsbefehl für Abtransport nach Deutschland
September/ Oktober 1942	Illegaler Aufenthalt in der gleichen Gegend bis zur erneuten Verbringung in das Lager Rivesaltes. Durch Landung der Alliierten in Nordafrika der Weiterdeportation von Rivesaltes über Drancy nach Auschwitz entgangen
November 1942 bis 28. November 1943	wieder im Camp de Gurs, dort eingegliedert in die CTH (Comp. des Travailleurs Hébergés)
28. November 1943	Flucht über die Pyrenäen nach Spanien
1. Dezember 1943	Ankunft in Spanien, nach Zivilinternierung in Lecumberri, Verbringung in das Lager Campo de Miranda del Ebro
Ende Januar 1944	Entlassung aus dem Campo de Miranda und Ausreise nach Palästina mit legalem britischen Einwanderungszertifikat an Bord eines portugiesischen Schiffes, das dem Austausch amerikanischer und japanischer Diplomaten diente, der auf der portugiesischen Besitzung Timor stattfand
1. Februar 1944	Landung in Haifa
bis Juli 1951	Aufenthalt in Palästina/Israel
Juli 1951	Rückkehr nach Mannheim

Und die Jüngeren? Wie war deren Stimmung? Sie sprachen vorher von einem gewissen Optimismus ...

Ja, wir Jüngeren, wir konnten uns doch noch mehr Optimismus bewahren. Vielleicht darf ich das an meinen Erlebnissen aus dem Lager Rivesaltes verdeutlichen. Das war, wie schon erwähnt, strikt nach Vichy-faschistischen Prinzipien organisiert. Es gab keinen Blockältesten aus den Reihen der Internierten, sondern das waren Franzosen. Die Bewachung lag ausschließlich in Händen dieser von Vichy angeheuerten Mannschaften, mit ihren dunkelblau gefärbten Armeeuniformen und ihren Bérets. Darunter befanden sich einige, die, wie soll ich sagen, in ihrem Zivilberuf wohl sehr eigenartigen Beschäftigungen nachgegangen sein mußten. Ein großer Teil stammte aus der Gegend von Marseille und hatte dort gewisse Berührungen mit der Unterwelt. Und, ich sag das nicht gerne, weil gerade wir Juden keine Vorurteile haben sollten, aber ein großer Teil waren Korsen. Mit denen machten wir leider nur negative Erfahrungen. Es kam nämlich in Rivesaltes auch zu Übergriffen, nämlich daß man uns verprügelte, daß man nachts in die Frauenbaracken eindrang usw. Und wenn ein Päckchen ankam, so wurde das zunächst auf der Post kontrolliert und Nahrungsmittel, die rationiert waren, wurden zum größten Teil beschlagnahmt; wenn man nun mit dem Päckchen vom Eingang zu seinem Block „B" kam, wurde man noch einmal kontrolliert und nochmals wurde die Hand hineingestreckt und etwas herausgenommen. Das nur zur allgemeinen Situation in Rivesaltes.

Kurzum, in diesem Lager kam es im Juli zu einer internen Aktion. Man trieb uns Männer, die da zur Arbeit eingesetzt waren, in einen bestimmten Block, führte uns einem Arzt vor, der uns oberflächlich untersuchte und auf die Lageridentätskarte entweder ein „i" oder ein „a" malte. Was das zu bedeuten hatte, bemerkten wir erst später: „i" war „inapte" = „untauglich", „a" war „apte" = „tauglich". Dann wurden wir an einen Tisch gebracht, an dem zwei, drei

Männer mit dem Nazi-Parteiabzeichen am Revers saßen, die unsere Personalien aufnahmen; wir wurden sozusagen selektiert. Am gleichen Abend transportierte man uns, wir waren etwa zweihundert Mann, in Viehwagen ab. Das Lager Rivesaltes hatte so eine Art Bahnanschluß mit einer Verladerampe. Deswegen war dieses Lager später ja auch so günstig für die Deportationen in den Osten. Wir kamen, wie gesagt, in Viehwaggons, in denen etwas Stroh lag, und dann ging es im Eiltempo nach Brest, an den Atlantik. Wir waren als Sklavenarbeiter an die Organisation Todt verkauft worden. Aber dieser Verkauf geschah über eine französische Tarnfirma namens „Bergtkamp", die in Wirklichkeit nichts anderes war als eine speziell für die Arbeiten am Atlantikwall eingerichtete französische Niederlassung der großen deutschen Baufirma Julius Berger. Heute ist das „Bilfinger und Berger". Kurzum, wir kamen nach vielen Schikanen an der „Demarkationslinie" - die französischen Gendarmen des unbesetzten Gebietes verließen uns und natürlich tauchten da auch gleich die Feldgendarmen auf - nach Brest. Dort wurden wir zur Arbeit eingesetzt, wir mußten Zement schleppen, in zwei Schichten; entweder von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends oder umgekehrt. Untergebracht waren wir in einem sehr stark bewachten Lager etwas außerhalb der Stadt. Das waren oft sehr junge Burschen, die uns da in der Uniform der Organisation Todt mit Maschinenpistolen zur Arbeit brachten. Das war nun nicht etwa eine leichte Arbeit. Nicht das einfache Zementtragen, sondern wir mußten die Säcke über äußerst unwegsames Gelände schleppen, was uns sehr schwer fiel, denn wir waren ja nach rund acht Monaten Lager schon ziemlich entkräftet.

Aber das alles wäre noch halbwegs zu ertragen gewesen, wenn es im Lager selbst nicht diese Schikanen gegeben hätte. Da war nämlich ein Offizier der Feldgendarmerie, einer dieser „Kettenhunde", der Meinung, wir wären zu dick und zu faul und müßten deshalb exerzieren. Aber nicht nach der einfachen Art, sondern mit allen Schikanen. Wir gingen da auf eine Wiese, auf der vorher Kühe geweidet hatten, und wenn die Kühe da etwas hinterlassen hatten, war es ihm ein besonderes Vergnügen, gerade hier sein „Sprung

auf, marsch, marsch!" zu kommandieren. Aber auch das genügte ihm nicht, sondern er studierte mit uns noch ein Lied ein: „Die Juden zieh'n dahin, daher / Sie zieh'n an's Rote Meer / Die Wellen schlagen zu / Die Welt hat Ruh'." Ein sehr schlimmes Erlebnis, das tatsächlich in Beziehung zu zuschlagenden Wellen stand, hatten wir mit diesem „Kettenhund" an einem Abend nach Beendigung der Tagesschicht. Er holte uns „persönlich" ab und das erfüllte uns bereits mit bösen Vorahnungen. Er wollte uns seine ganze Macht spüren lassen, gleichsam als Herr über Leben und Tod. Als wir uns auf dem Marsch vom „chantier" (Werft-Bauplatz) zum OT.-Lager unmittelbar auf der Höhe einer ganz nahen Meeresbucht befanden, gab er das Kommando „Halt", stieg auf eine Anhöhe, zog seine Pistole aus der Revolvertasche und kommandierte nach Abgabe eines Schusses in die Luft „Links um", d. h. Richtung Meer. Unter ständigen Erschießungsdrohungen zwang er uns, in das Meer zu laufen. Als die Vordersten schon bis zum Leib im Wasser waren, gab er mit heuchlerischen Bemerkungen - „er wolle uns noch einmal leben lassen" - den Befehl zum Rückzug aus dem gefährlichen Naß. Das alles, das Exerzieren und das Singen, funktionierte bei ihm nach Pfeiftönen. Er erklärte, er wolle uns abrichten wie Affen. Erster Pfiff: Antreten, zweiter Pfiff: rechts um, dritter Pfiff: Marsch, marsch usw. Das ging so jeden Abend bzw. jeden Morgen, bis er eines Tages seine „dressierten Affen" einem deutschen Admiral vorführen wollte. Brest unterstand ja der Marine. Als er seinen berühmten Gesang anstimmen ließ - ich war allerdings nicht dabei, weil ich gerade arbeitete -, da soll dieser Admiral geschrieen haben: „Aufhören! Aufhören!" Die Folge war, daß wir am nächsten Tag nicht zur Arbeit gehen mußten, sondern in ein anderes Lager verlegt wurden. Als wir dort ankamen, stand ein Mann in der Uniform der Waffen-SS vor uns. Wir dachten natürlich alle, daß wir vom Regen in die Traufe gekommen seien. Aber es war fast ein Wunder, es kam alles ganz anders. Dieser Mann sagte: „Bei mir gibt es kein Exerzieren und keinen Gesang." Er wolle uns fair behandeln, und zum Beweis dafür ließ er die vom Essen übriggebliebenen Fische unter uns verteilen. Wir waren erstaunt. Das war eine Art Engel in der Uniform des Teufels. Aber es sollte noch bes-

ser kommen. Wir dachten ja, wir kämen nie wieder aus dieser Geschichte heraus, sondern würden, wenn die Arbeit zu Ende wäre, in den Osten verschickt. Aber das war nicht so. Eines Tages mußten wir packen. Wir fragten natürlich, warum und wohin es ginge. Aber er ließ sich auf keine Diskussionen ein und meinte nur, daß wir ihm noch einmal dankbar sein würden. Und wo ging es hin? Das Ziel war wieder das Lager Rivesaltes, also etwas, womit wir überhaupt nicht rechnen konnten. Das war im September 1941.

Was bedeutete für Sie diese Rückkehr nach Rivesaltes?

Ja, Rivesaltes. Ich kam da sogar verletzt zurück, denn in Brest hatten wir zum erstenmal am hellen Tag englische Flieger erlebt. Das war vorher, wie uns die Wachmannschaften und die Franzosen sagten, die dort zur Arbeit eingesetzt waren, aber weitaus größere Freiheiten genossen als wir, kaum der Fall gewesen. Nun, jetzt waren wir wieder bei unseren Angehörigen, mit denen wir lange keinen Kontakt gehabt hatten. Und in Brest spürten wir ja diese Ausweglosigkeit. Man muß sich vorstellen, um diese Zeit war die deutsche Armee in Rußland im Vormarsch; wir hörten ja in der Riesenkantine jeden Tag die Sondermeldungen des Großdeutschen Rundfunks. Das waren doch Dinge, die uns sehr deprimierten, und manchmal haben wir uns gewünscht, es würden mal Bomben kommen und für uns wäre die ganze Geschichte dann vorbei.

Die Flucht

Ihr Optimismus war demnach nicht mehr so groß? Welche Konsequenzen haben Sie aus diesen Erfahrungen gezogen?

Die Konsequenz war, daß wir, d. h. wir Jüngeren, uns sagten, daß wir nie wieder in eine solche Situation geraten dürften. Wir dürften nie, nie wieder in die Hände der Nazis fallen. Das war nun vielleicht auch das, was uns beflügelt hat, dann aus Gurs zu fliehen. Und zwar geschah folgendes: In Gurs war die Zahl der Internierten sehr

stark geschrumpft, und man plante gewisse Verlegungen in Richtung zur Lagerkommandantur hin, zum eigentlichen Lagereingang hin, vorzunehmen. Nun, das führt jetzt wieder zu weit, das alles zu erzählen; mein Bruder, der inzwischen wieder zu uns gestoßen war, und ich, wir hielten in unserer Baracke noch einen dritten Mann versteckt. Das klingt jetzt unglaublich, aber das konnten wir tun, weil wir in einem ganz bestimmten Block waren und es in unserer Baracke eine Art Depot für allerhand Lagerutensilien, Decken und anderes gab. Dieser Mann hatte in den internationalen Brigaden gegen Franco gekämpft und zum Dank dafür, daß wir ihn bei uns versteckten, hatten uns seine Gesinnungsfreunde versprochen, sie würden uns mit falschen Papieren versehen und aus dem Lager herausbringen, damit wir Anschluß an die Widerstandsbewegung finden könnten. Das funktionierte leider nicht, weil die Fabrikation der falschen Papiere in Lyon aufflog. Ich brauche hier nur das Stichwort „Barbie" zu nennen, das passierte in dieser Zeit. Nun war uns als einzige Alternative die Flucht nach Spanien geblieben. Von Gurs aus sind das, Luftlinie gerechnet, maximal fünfzig Kilometer. Aber mit einem Mann, der in den internationalen Brigaden gekämpft hatte, nach Spanien zu flüchten? Doch das spielte keine Rolle, wir mußten unser Leben retten.

Er war welcher Nationalität?

Er stammte aus Transsilvanien, war also ungarisch-rumänischer Abstammung, hatte aber zuletzt in Belgien gelebt. Unser erster Fluchtversuch, der glücklicherweise nicht entdeckt wurde, scheiterte. Wir hatten versucht, anhand einer Landkarte, die wir uns beschafft hatten, den Weg allein zu finden, aber wir haben uns im wahrsten Sinne des Wortes „verfranst". Ich kann nur sagen, es war schwerer, wieder ins Lager zurückzukommen als aus ihm heraus. Damit war für uns klar, daß wir ohne organisierte Hilfe unser Ziel nicht erreichen würden. Und so kamen wir über einige Gesinnungsfreunde unseres dritten Mannes in Kontakt mit der französischen Widerstandsbewegung, die es auch innerhalb der Lagerverwaltung von Gurs gab, und zwar mit der gaullistischen Wider-

standsbewegung; u. a. war da ein Elsässer, der als Telegraphist im Lager arbeitete, der sich durch besondere antisemitische Bemerkungen auszeichnete, in Wirklichkeit aber einer der Männer des Widerstandes im Lager war. Kurzum, über ihn bekamen wir dann einen Führer, der uns die erste Etappe führte, die nicht ganz die Hälfte der Fluchtstrecke ausmachte. Aber dies war natürlich auch nicht ungefährlich, denn bereits fünf Kilometer von Gurs entfernt begann die sogenannte „Zone interdite", die „verbotene Zone", in die auch Franzosen nicht ohne besondere Genehmigung deutscher Behörden einreisen durften. In der Zwischenzeit war ja ganz Frankreich von der Wehrmacht besetzt worden. Das war, vielleicht darf ich das gerade einschieben, für uns und unsere Eltern ein Glück gewesen. Denn als die alliierte Landung in Nordafrika einsetzte, wurde das Lager Rivesaltes aufgelöst bzw. von den deutschen Truppen besetzt, und wir kamen wieder nach Gurs. Sonst wären wir bestimmt bei dem nächsten Transport in den Osten mit dabei gewesen. Ich war auf dem letzten Lastwagen, der zur Rampe gebracht wurde, und sah noch, wie die Kübelwagen mit Männern der Waffen-SS in Rivesaltes einfuhren. Kurzum, wir setzten unsere Flucht unter Führung von zwei Franzosen baskischer Abstammung fort. Das waren, was wir alles nicht ahnen konnten, offizielle Kuriere der französischen Widerstandsbewegung. Nach Spanien hinüber führte uns dann ein großer Hirtenhund. Ich will hier nicht allzu sehr ins Detail gehen, nur erwähnen, daß wir einmal ganz nahe an deutsche Grenzpatrouillen herankamen; das Schlimmste aber war, daß wir oben in den Bergen in einen Schneesturm gerieten. Es war, wie gesagt, die Zeit vom 29. zum 30. November, und wir kamen bestimmt auf Höhen von 1600 oder 1800 Metern, vielleicht höher hinauf, bis wir in Spanien waren. Unterwegs hatte ich meinen Bruder verloren, aber der Hund und die beiden Franzosen brachten alles wieder in Ordnung, und so erreichten wir mit dem dritten Mann, diesem Farkas – das ist in Ungarn und Rumänien ein sehr bekannter Name – die spanische Grenze.

Joseph Brenig

Ich bin am 4. November 1923 in Wien geboren. Am 10. November 1938 wurde mein Vater verhaftet und nach Dachau geschickt. Er wurde 3 Monate später freigelassen unter der Bedingung, das Land innerhalb eines Monats zu verlassen. Da wir keine andere Auswanderungsmöglichkeit hatten, mußten wir illegal nach Belgien fahren und lebten in Antwerpen bis zum deutschen Einmarsch am 10. Mai 1940. Mein Vater mußte sich sofort als feindlicher Ausländer melden und wurde als deutscher Staatsbürger in St-Cyprien, Gurs und Les Milles interniert.

Ich flüchtete mit einer Gruppe von Jugendlichen an die französische Grenze, aber konnte nicht durch, weil die Deutschen inzwischen schon durchgebrochen waren. Wir versuchten dann, an die Küste zu gehen, um nach England zu kommen, aber wir waren auch hier zu spät, und als wir Newport erreichten, hatte schon der Rückzug von Dunkerque begonnen, und wir konnten nur noch die englischen Schiffe in der Ferne sehen. Wir machten das alles zu Fuß und waren 3 Wochen unterwegs. Ich ging nach Antwerpen zurück und traf dort wieder meine Mutter und meinen Bruder.

Im Januar 1941 wurden wir auf Befehl der deutschen Militärverwaltung aus Antwerpen ausgewiesen und sollten uns am 25. Januar am Bahnhof anmelden, um umgesiedelt zu werden (ich habe den Ausweisbefehl noch). Wir sind sofort nach Brüssel gefahren, von dort nach Paris und nach einigen Monaten konnten wir illegal über die Grenze ins unbesetzte Gebiet kommen und fuhren nach Marseille, um näher bei unserem Vater zu sein. Wir wurden von den französischen Behörden sofort in das Hotel Terminus geschickt, aber ich wurde am nächsten Tag in Les Milles interniert.

Ich war in Les Milles mit meinem Vater bis Ende 1941, und als ich 18 Jahre alt wurde, schickte man mich nach Aubagne und später

nach Vidauban in eine Groupe de Travailleurs Etrangers, also zur Zwangsarbeit. Wir haben Straßen gebaut, zum Essen gab es nicht viel, aber von Zeit zu Zeit konnte man Urlaub bekommen, und am 1. August 1942 bekam ich meinen ersten Urlaub. Ich fuhr nach Marseille, um meine Familie zu sehen, aber sofort nach meiner Ankunft bekam ich ein Telegramm mit dem Befehl, sofort zurückzukommen. Im Lager zurück, sagten mir meine Freunde, daß wir angeblich nach Deutschland zur Arbeit gehen sollen und die glaubten sogar, daß dort das Essen besser sein würde. Ich glaubte das nicht und ging sofort zurück zum Bahnhof, um wegzulaufen. Die französische Gendarmerie war aber schon in Bereitschaft, ich wurde sofort verhaftet und ins Gefängnis eingesperrt.

Später ist das ganze Arbeitslager zum Bahnhof gebracht worden, ich wurde denen angeschlossen und in Handschellen nach Les Milles überführt. Inzwischen sind auch die Frauen und Kinder von Marseille in Les Milles eingeliefert worden und so habe ich, außer meinem Vater, der immer noch in Les Millles war, auch meine Mutter und meinen Bruder wiedergesehen. Die normale Wache war jetzt durch die Garde Mobile, die in schwarzen Uniformen wie die SS ausgesehen haben, verstärkt worden, und trotzdem wagte ich in den nächsten Tagen mehrere Fluchtversuche – ich habe mich freiwillig zum Wasserholen gemeldet, das außerhalb des Lagers war, ich habe mich beim Stacheldraht umgeschaut usw. – ich habe kein Glück gehabt.

Es war nicht klar, was geschehen sollte, aber es gab Gerüchte, daß wir umgesiedelt werden oder ins besetzte Gebiet zur Arbeit gehen sollten, und leider haben die meisten Leute den Ernst der Lage nicht verstanden. Nach einigen Tagen wurde uns mitgeteilt, daß Kinder freigelassen werden, und am 10. August kamen zwei Autobusse von der jüdischen Organisation OSE ins Lager, um sie abzuholen. Mein Bruder stieg in den ersten Autobus ein, und ich ging auf die andere Seite, um ihn am Fenster zu sehen. Dort stand aber der zweite Autobus, der momentan nicht bewacht war, ich sprang hinein und versteckte mich unter einem Sitz. So kam ich aus Les Mil-

les heraus. Am nächsten Tag wurden meine Eltern über Drancy nach Auschwitz deportiert und dort vergast.

Die nächsten zwei Jahre war ich versteckt, meistens bei Bauern und später beim französischen Untergrund. Das ist eine andere lange Geschichte. Den Krieg habe ich in der französichen Armee mit Kämpfen in der Normandie und der Bretagne beendet.

Ruth Freschel

Ich, Ruth Freschel, im Januar 1919 in Zürich geboren, stamme aus einer jüdischen Familie aus Galizien, von wo meine Eltern als Kinder mit meinen Großeltern in die Schweiz kamen. 1922 fuhren meine Eltern nach Straßburg, wo wir bis 1939 lebten. Ich ging ins Mädchengymnasium und 1938/1939 an die Universität, wo ich anfing, Englisch zu studieren. Vor dem Kriegsausbruch wurden die Einwohner ins innere Frankreich gebracht. Als Handelsreisender hatte mein Vater zwar einen Wagen, aber dieser war seit Wochen in Reparatur. So fuhren wir mit der Bahn, Viehwagen. Da lernte ich den Antisemitismus im (elsässischen) Volke kennen, dank einer Bemerkung eines Insassen des Zuges.

In einem kleinen Städtchen des Départements Indre, im Zentrum südlich von der Loire, waren wir einquartiert. Trotz seines Alters, 53, engagierte sich mein Vater. Er wurde in der polnischen Legion der französischen Armee in Coetquidan eingesetzt. Ich arbeitete als Hilfslehrerin in einem Dorf, 16 km entfernt. Im Mai 1940, als die Deutschen bis an die Loire kamen, kam mein Vater zurück. Er hatte seinen Obersten bis nach Dünkirchen begleitet, wollte aber nicht mit nach England, sondern zu seiner Familie zurück. Im Herbst fuhr er nach Marseille, wo er einen jüngeren Bruder hatte, suchte dort Arbeit und eine Wohnung und ließ uns kommen (d. h. meine Mutter, meine Großmutter mütterlicherseits und meine Tante), die mit mir lebten. Ich beendete mein Studium an der Universität in Aix mit Abschluß.

Da mein Vater eine Schwester und eine Kusine in Zürich hatte, legte er ein Gesuch bei der Schweizer Regierung vor, um in der Schweiz Zuflucht zu finden. Er wollte nämlich wegen meiner 74jährigen Großmutter nicht das Risiko auf sich nehmen, über die Berge illegal dorthin zu flüchten. Die Antwort kam: Ausländer unerwünscht.

1942 wurden Razzien gemacht, um ausländische Juden zu verhaften. Französische und deutsche Polizei arbeiteten zusammen. Im August 1942 kam man mich holen. Mein Vater begleitete mich natürlich. Meine Tante aber wollte an meiner Stelle gehen. Wir wurden auf die Evêché, Hauptpolizei, geführt und von dort mit einem Lastwagen zum Lager Les Milles bei Aix gefahren. Dort bekamen wir Strohmatratzen in verschiedenen Sälen (Männer und Frauen). Vom Essen usw. brauche ich ja nicht zu sprechen. Tagsüber wanderten wir im Hof herum und machten mit den Insassen Bekanntschaft. Da war ein kleiner Junge von ungefähr 7 Jahren, der perfekt Französisch und Deutsch sprach, und ein junges Paar, welches als Hüter in einem Landgut gelebt hatte. Sie wußten, sie würden in den nächsten Transport gehen und suchten jemand, der ihren Hund nehmen würde. (Bobby kam mit uns nach Rivesaltes und nachher nach Marseille zurück. Er blieb bei meiner Großmutter und meiner Tante und lebte bis 1945.) Wenn ich daran denke, wie all diese Menschen, bessere und einfachere, gebildete und auch andere, sich in ihre Lage fügten - sie sprachen vom Transport, wie wenn man von etwas ganz Natürlichem spricht -, kommt mich noch mehr Haß und Ekel an, als wenn ich an die Endlösung denke. Denn diese Menschen waren *Menschen,* keine Biester, wie die, die sich höher und besser glaubten, und manche heutzutage meinen noch immer, es gebe Über- und Untermenschen. Vielleicht, aber umgekehrt.

Herr Großrabbiner Salzer kam und gab Trost, so gut er konnte.

Wir kamen in einen Transport zum Lager Rivesaltes in den Ostpyrenäen; dort herrschte mehr Ordnung. Mein Vater konnte seine Zeit im französischen Militär geltend machen, und so kamen wir nach Wochen zurück nach Marseille.

1944 aber ging es weiter. Als Ausländerin konnte ich nur eine Stelle im privaten Schulwesen bekommen; ich wurde also im Herbst 1943 in einem katholischen Pensionat angestellt. Eine Schülerin der höheren Klasse fragte die Oberin über mich aus, und diese, die mir

versichert hatte, niemand würde über mich etwas sagen, erzählte alles. Später, 1945, sagte sie mir: „Ich konnte ja nicht lügen." Das Mädchen sagte es einem jungen Mann der besten Gesellschaft, und so wurden wir bei der Gestapo angezeigt (500 FF pro Kopf). Es war Mai 1944, wir hatten falsche Papiere und wohnten irgendwo anders, aber eines Tages kamen zwei Miliciens und holten meine Mutter und mich. Meine Großmutter ließen sie. Unterwegs trafen wir meine Tante. Meine Mutter sagte ihr: „Lauf weg". Als mein Vater heimkam, ging er sofort zur Gestapo. Wir waren zwei Wochen im Gefängnis Les Baumettes, dann ging es nach Drancy bei Paris und von dort aus nach Auschwitz-Birkenau. Wir wurden getrennt; man weiß, was meinen Eltern geschehen ist. Drei Monate später kam ich in ein sogenanntes Arbeitslager in den Sudeten. Im Mai 1945 wurde das Lager befreit.

Eines steht fest: Weil wir Juden sind, ist uns dieses passiert. Desto mehr bin und bleibe ich Jüdin in Glauben und Auffassung.

Alfred Frisch

Ich bin am 7. Juli 1913 in Heidelberg geboren. Mein Vater war Kaufmann, hatte nicht selten mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, fing wiederholt von vorne an und kam 1942 mit meiner Mutter in Auschwitz ums Leben.

Am Gymasium von Heidelberg bestand ich im Frühjahr 1932 das Abitur und studierte anschließend an der Universität Jura. 1932 trat ich der Sozialdemokratischen Partei und dem Sozialistischen Studentenbund bei. Ich war politisch stets stark interessiert. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung setzte ich mein Studium zunächst während eines Semesters an der deutschen Abteilung der Universität Genf fort. Offiziell wurde ich im Januar 1934 von der Universität Heidelberg wegen „marxistischen und volksfeindlichen Verhaltens" ausgeschlossen. Im Herbst 1933 begann ich ein dreijähriges Jurastudium in Frankreich an den Universitäten Bordeaux, Algier und Lyon, wo ich im Juli 1936 das Abschlußexamen der Licence en Droit bestand. 1934 und 1935 verbrachte ich noch die Ferien bei meinen Eltern in Deutschland. 1936 erwarb mein Vater gegen einen recht geringen Betrag, der in Deutschland bezahlt werden konnte, eine ziemlich heruntergekommene Firma in Bodenbach (Tschechoslowakei), an der deutschen Grenze. Sie handelte mit ärztlichen Instrumenten und besaß auch eine Werkstatt für die Produktion. Dort stieg ich – gewissermaßen als Juniorchef – ein.

Als es uns gerade gelungen war, das Unternehmen wieder in Schuß zu bringen, wurde das Sudetenland an Deutschland abgetreten, und wir mußten in das Innere der Tschechoslowakei fliehen, zuerst nach Brünn und dann nach Prag. Firma und Wohnung wurden beschlagnahmt. Am Tage des Einmarsches der deutschen Truppen in Prag flüchtete ich in die französische Botschaft, wo ich mit rund 30 anderen über zwei Wochen bleiben konnte. Wir erhielten ein

Einreisevisum nach Frankreich und die Zusage, dorthin befördert zu werden, sobald es uns gelungen sei, schwarz über die polnische Grenze zu gelangen und die erste polnische Stadt zu erreichen. Zusammen mit einem sudetendeutschen sozialdemokratischen Arbeiter scheiterte ich. Wir fielen in die Hände der Gestapo. Ich machte in sieben deutschen Gefängnissen auf einer langen Reise Station, bevor ich in meinem sogenannten Heimatgefängnis Karlsruhe landete, wo ich viel Glück hatte. 1937 nach langen Überlegungen aus Überzeugung und nicht ohne Ermutigung durch meinen Vater zum Katholizismus übergetreten, betrachteten mich zwei junge Gestapobeamte in Karlsruhe nicht als Juden, sondern als harmlosen SPD-Anhänger, dem sie nicht viel vorzuwerfen hatten, zumal sich in meinem Aktenstück verschiedene völlig lächerliche Denunziationen befanden. Nach Erneuerung meines französischen Visums wurde ich Anfang August zum gerührten Erstaunen meines alten Gefängniswärters mit der Verpflichtung entlassen, in 5 Tagen Deutschland zu verlassen.

Meine Freiheit war begrenzt, denn Anfang September wurde ich in Frankreich als feindlicher Ausländer interniert, trotz eines überzeugenden Leumundszeugnisses des Internationalen Gewerkschaftsbundes und einer Unbedenklichkeitsbescheinigung des emigrierten SPD-Vorstandes. Zunächst war ich in einem Lager bei Lyon, dann südlich von Valence. Den Werbern für die Fremdenlegion widerstand ich, da ich im gleichen Lager die ebenfalls internierten alten Legionäre erleben konnte. Ich wollte als politischer Flüchtling nicht anders behandelt und betrachtet werden als die Franzosen. Im Juni sollten wir nach Nordafrika transportiert werden. Da Italien den Krieg erklärte, wurde das Mittelmeer zu unsicher, und ich fuhr mit dem Geisterzug von Les Milles nach Bayonne, in das in unberührter Natur improvisierte Lager von St-Nicolas. Von dort ging es nach Les Milles und im November in das scheußliche Gurs. Fünf Monate später durfte ich wieder nach Les Milles, weil es dem Vertreter der SPD in Marseille gelungen war, mich in einen Auswanderungskandidaten nach den USA – ohne jede echte Chance – zu verwandeln. Inzwischen hatte ich allerlei Erfahrungen

als kleiner Lagerbonze gesammelt. Ich kümmerte mich wiederholt um die Post, hatte dadurch etwas Bewegungsfreiheit und weniger Hunger. In Les Milles amtierte ich als Sekretär des Sozialausschusses, schrieb Urlaubsgesuche, Lebensläufe für Auswanderer usw., verdiente damit etwas Geld für die Schwarzmarktverpflegung und erhielt öfter Urlaub nach Marseille. Als ich einige unanständige Schliche des Lagerdirektors entdeckt hatte, expedierte er mich im Mai 1942 nach Salins-de-Giraud, im Rhônedelta, wo man Salz schaufeln durfte oder in einer chemischen Fabrik beschäftigt wurde. Mich traf das bessere Los. Es gab zwar kaum etwas zu essen, wir waren aber verhältnismäßig frei und bekamen auch Urlaub für 2 bis 3 Tage. Als ich mit einem Kameraden Anfang August nach Les Milles zur Deportation zurücktransportiert werden sollte, ergriffen wir im letzten Augenblick die Flucht. Über Lyon fand ich einen sicheren Unterschlupf in einem recht eigenartigen Heim, das von Abbé Glasberg mit Unterstützung und Deckung des Lyoner Kardinals Gerlier im Département Gers gegründet und von seinem Bruder geführt wurde. Vom Koch bis zum Stallknecht bei Bauern verrichtete ich dort allerlei Arbeiten, informierte die Insassen dank des Londoner Rundfunks über das Weltgeschehen und erhielt echte falsche Papiere. Mit ihnen stellte ich mich in den Dienst einer zivilen Widerstandsorganisation, um im mittelfranzösischen Raum zwischen Périgueux und Limoges gefährdete junge Menschen sicher unterzubringen und falsche Papiere zu verteilen. Einer Verhaftung knapp entgangen, änderte ich erneut den Namen und zog mich nach dem verhältnismäßig ruhigen Châteauroux zurück, wo die Befreiung Frankreichs im August 1944 meinem Alpdruck ein Ende bereitete.

Alles Weitere ist banal. Ich heiratete im Oktober 1944, habe eine Tochter und zwei Enkelkinder. Seit Ende 1944 habe ich in Paris als Journalist gearbeitet, zunächst für französische Wirtschaftszeitungen und ab 1946 als Korrespondent deutscher Zeitungen und Rundfunkanstalten. Die SPD verließ ich 1951 wegen ihrer antieuropäischen Einstellung. Seitdem begnüge ich mich mit der Beobachterrolle. Ich wurde auch dekoriert: Ritter der französischen Eh-

renlegion und Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Ich beziehe zwar einige kleine Renten, habe mich aber noch nicht zur Ruhe gesetzt. Ich bin demnach unverändert ein aktiver und mehr als ausgelasteter Journalist.

Amira Gezow

Nach der Kristallnacht mußten wir in ein anderes Viertel umziehen, wo wir eine Wohnung mit noch drei fremden Leuten teilen mußten: einer gelähmten Frau, einem schwer geistesgestörten Mann und einem alten Senilen. Meine Mutter hat sich um diese drei gekümmert. Mein Vater war über Tag abwesend, da er in der Gemeinde mithalf, um denen, die aus der Gegend Mannheims bei der Kristallnacht geflüchtet waren, zu helfen und für deren Unterkunft zu sorgen.

Am 22. Oktober 1940, ich war elf Jahre alt, kamen drei Männer und befahlen uns zu packen, um Proviant für ein paar Tage zu sorgen, 100 DM mitzunehmen, da sie uns in einer Stunde abholen kämen. Meine Mutter schickte mich einkaufen, für so viel wie noch auf den Rationsmarken übrig blieb, was ich auch tat. In der Zwischenzeit packten die Eltern das Notwendigste ein und taten dasselbe für ihre drei „Pfleglinge". Genau eine Stunde später kamen die drei Männer zurück - wir waren reisefertig - und es ging auf einen Sammelplatz, nicht bevor mein Vater unterschrieb, daß wir alles dem Deutschen Reich hinterlassen. Die gelähmte Frau blieb in der Wohnung ...

Dort waren schon viele, Bekannte und Unbekannte, und es ging auf den Weg zum Bahnhof. Wir wurden in Personen-Waggons gebracht, und die Reise ging an ein uns nicht bekanntes Ziel. Unterwegs hatte „unser" Geisteskranker mehrere schwere Anfälle, er wurde für uns andere gefährlich. Er bekam eine Spritze und wurde zu uns zurückgesandt, und diese Anfälle geschahen immer wieder. Nach einigen Tagen und nach mühevoller Fahrt gelangten wir im Regen irgendwo hin und wurden in Lastwagen weitergeschickt. Dann kamen wir bei strömendem Regen in Gurs (wie wir später erfuhren) an. Als allererstes empfing uns der Kot. Wir wurden vom Vater getrennt (von den Männern). Meine Schuhe blieben sofort

im Kot stecken. Man verteilte uns in Baracken, wo kein Bett, kein Tisch und kein Stuhl war. Wir waren todmüde und erschöpft und legten uns auf den Boden. Ich erinnere mich an meine Nachbarin, eine junge Frau aus Kaiserslautern mit ihren zwei kleinen Kindern. Sie war blond und bildhübsch. Ihr Mann war Jude, sie hätte mit ihren Kindern in Deutschland bleiben können, wollte aber das Schicksal mit ihrem Mann teilen. Daß sie von ihm sowieso getrennt würde, wußte sie ja nicht! Wir hatten weder Teller noch Tassen, und so konnten wir auch kein „Essen" erhalten. Die republikanischen Spanier, die vor Franco flohen und schon längst in Gurs waren, „liehen" uns leere Konservenbüchsen, die uns als Teller und Tassen dienten. Mit dem bißchen Geld, das in unserem Besitz war, konnten wir von den Spaniern Datteln und Erdnüsse kaufen. Im Laufe der Zeit bekamen wir Stroh und Strohsäcke zum Füllen. Das Essen bestand aus dünner Suppe mit ein paar Viehrüben und manchmal Kullererbsen drin. Manchmal gab es Topinambur – süße Kartoffeln. Wir bekamen fast täglich eine Tasse sauren roten Wein und etwas Brot für den ganzen Tag. Meine Mutter nahm sofort das Brot in Beschlag und gab es mir bissenweise während des ganzen Tages, und dennoch hielt es den Hunger nicht auf. So verklagte ich sie eines Tages, daß sie mir das Brot unterschlage und es selbst aß, was sie sehr betrübte, und sie gab mir eine Lektion: Sie gab mir mein Tages-Brot, das ich natürlich sofort verschlang und den ganzen Tag danach hungerte. Als ich abends vor Hunger heulte, gab sie mir ihr ganzes Brot (wie sie es so auch täglich machte!). Ich habe sie nie wieder beschuldigt, und es tut mir noch bis heute weh, daß ich sie verdächtigte.

Etwas später konnten wir Post erhalten und kleine Pakete bekommen. Meine Großmutter in Darmstadt schickte uns durch das Rote Kreuz einen kleinen Spiritus-Kocher mit Spiritus-Briketts, was uns sehr half. Meine Mutter z. B. kochte aus Brot und Wein einen Brei, der besser schmeckte und das Gefühl von Wärme und „vollem" Bauch gab. Dann fingen Organisationen an, das Leben etwas zu erleichtern. Kinder bekamen täglich einen Löffel braunen Zucker, manchmal Milch und manchmal etwas Chalwa, der nährend und

hauptsächlich süß war! Dann gab es eine Kinderbaracke, wo ich eine kurze Zeit war, mich aber sehr nach der Mutter sehnte und zu ihr zurückging. Ich glaube, schlimmer als der Hunger war die hygienische Frage! Im Anfang hatten wir noch Duschen und Wasserhähne, dann legte man aber die Verstorbenen in die Duschlokale und so konnte man sich nur in Gefäßen in den Baracken waschen. Es war eigentlich unmöglich, ein „Für-Sich-Selbst" zu haben, da wir ja durch keine Wand oder Vorhang getrennt waren, und mit den Frauen auch deren bis 14jährige Buben da waren. Wir hatten alle Kopfläuse und Kleiderläuse; diese und die Flöhe, die Ratten und Mäuse und der Hunger machten uns das Leben zur Hölle. Reinheit konnte man bei diesen Bedingungen und bei dem Kot und Regen und der Kälte nicht halten. Dazu kamen Ruhr und Gelbsucht, an denen die meisten litten. Die Latrinen waren ganz unmenschlich. Als ich Gelbsucht und Ruhr hatte, war ich eine Zeitlang in der Krankenbaracke.

Dann gab es eine Möglichkeit, in ein „Familienlager" nach Rivesaltes zu kommen, und wir benutzten diese Gelegenheit. Das war eine lange Reise, aber ich war endlich mit Vater und Mutter vereint, was an sich ein großes Glück war. Unterwegs erkrankte meine Mutter schrecklich an Ruhr, und ich brachte sie halbtot nach Rivesaltes.

Die Männer wurden bei unserer Ankunft wieder separiert, und ich hatte fast keine Möglichkeit, meine so schwerkranke Mutter zu pflegen. Wie ich sie wieder auf die Beine brachte, ist mir noch heute fast unverständlich.

Außer dem schrecklichen Wind, der meistens blies und bei dem wir Kinder uns nicht hinauswagten, war es eigentlich in Rivesaltes etwas bequemer. Wir schliefen auf zweistöckigen Pritschen, aßen im Réfectoir, wir Kinder konnten zeitweilig zur „Schule" gehen, wo die Lehrer Internierte wie wir waren. Auch in Rivesaltes war der Secour Suisse aux enfants tätig, der uns das Leben erleichterte. Etwas später konnten Kinder in Kinderheimen untergebracht wer-

den, und ich war unter diesen glücklichen Kindern. Nur war die Sehnsucht nach den Eltern sehr groß. Wir hatten nie genügend zu essen, aber jedenfalls viel besser als in Gurs oder Rivesaltes, und ich konnte täglich eine Brotscheibe trocknen und dann, wenn ich ein paar hatte, den Eltern schicken, die sie oft mit etwas „Zutat" von Schimmel erhielten, die ihnen aber dennoch halfen. Im Kinderheim haben wir während einiger Monate systematisch lernen können. Es dauerte aber nicht lange, bis man uns mit Lastautos abholte unter dem Vorwand, daß uns die Eltern zurückverlangten. Als wir nach Rivesaltes zurückkamen, fanden nur noch wenige, und ich unter ihnen, ihre Eltern. Das war ein sehr unerwartetes Glück.

Und dann fingen die Transporte nach Drancy an. Wir kamen erst beim 3. oder 4. Transport an die Reihe, da unsere Papiere nicht da waren. Als wir schon in den Waggons waren, kam das „Rote Kreuz" und versuchte, die Kinder zu retten.

Meine Mutter hielt mich ganz fest, und der Vater schob mich raus. So rettete er mich. Als Aufgabe forderte er mich auf, alles zu tun, um in die Schweiz zu kommen. Dort würden sie mich nach dem Krieg finden ...

Das „Rote Kreuz" nahm mich und andere in dessen Kinderbaracke, aus der mich eine Schwester zusammen mit noch einer Gleichaltrigen zu ihren Eltern nach Grenoble brachte. (Sie waren Juden aus Straßburg.) Ich war zu dieser Zeit 13 Jahre alt, wog 26 kg und war voller Wunden, die nicht heilten. Diese guten Menschen haben meine physischen Leiden geheilt, mich mit Wärme gepflegt, aber die Herzqualen konnten sie nicht lindern. In Grenoble waren wir ein paarmal bei christlichen Familien versteckt, die sich uns Mädchen mit aller Herzlichkeit widmeten und deren Güte kein Maß hatte. Dann bekam ich durch die Résistance einen Grenzschmuggler, der mich heil bis zur Schweizer Grenze brachte. Dort, bei Genf, haben die Schweizer Soldaten mich gefunden, und ich wurde in ein Flüchtlingslager geschickt, von dem aus ich noch in zwei andere wanderte. Erst dort wurde ich einer jüdischen

Familie aus Zürich übergeben, die mich mit Liebe aufnahm und versuchte, mir noch ein Stückchen Kindheit zu erlauben.

Danach, als ich mit jüdischer Jugend zusammentraf, habe ich beschlossen, nach Israel in einen Kibbuz zu gehen, wobei ich auch von der Familie unterstützt wurde. Mit der Jugendaliya kam ich sofort nach dem Krieg nach Israel und in den Kibbuz, d. h. in den letzten Tagen im Mai 1945. Dort, im Kibbuz, war ich mit meiner Gruppe, habe zwei Jahre lang vier Stunden gelernt und fünf Stunden gearbeitet. Da lernte ich meinen Mann kennen, der einer der Aufbauer des Kibbuz ist, und meinem Mann habe ich mein weiteres schönes Leben, zusammen mit unseren vier Kindern und sieben Enkeln zu verdanken.

Leider sah ich meine lieben Eltern nie wieder. Sie wurden im Alter von 43/44 Jahren in Auschwitz ermordet.



Amira Gezows letzte Erinnerung an ihren Vater – Zeichnung eines Lagerkameraden

Herta Hausmann

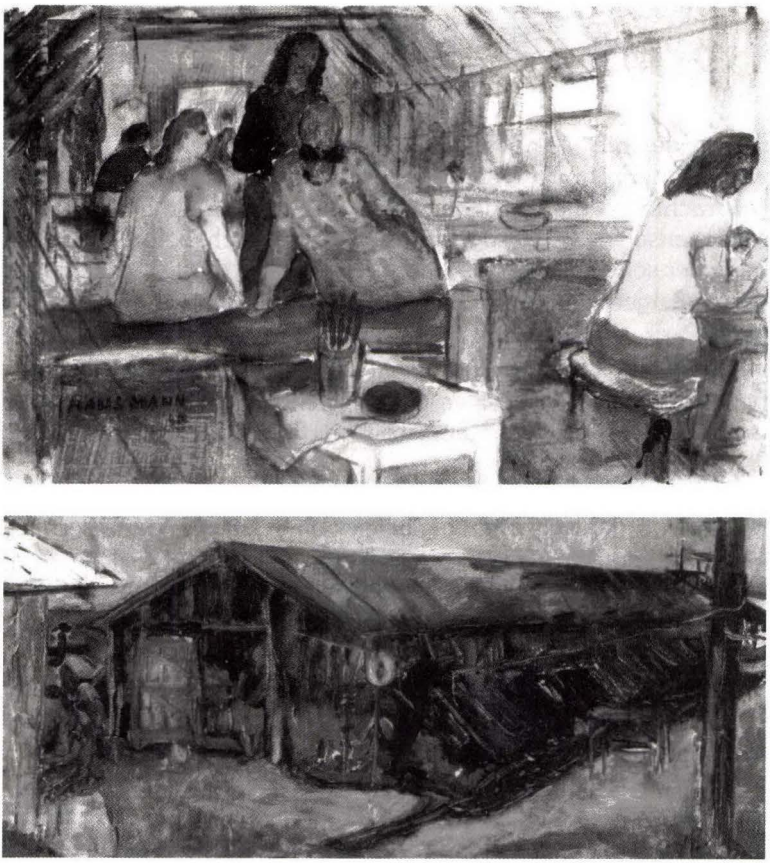
Ich wurde im Dezember 1916 in Nürnberg geboren; meine Mutter war Wienerin, mein Vater stammte aus München. In Nürnberg verbrachte ich meine Kindheit und ging dort an die Evangelische Mädchenschule. 1934 zogen wir um nach München, fort aus Nürnberg, der schlimmsten Nazistadt. Da ich malen wollte, besuchte ich die Kunstgewerbeschule bei Professor Pretorius. 1937 ging ich nach Paris, wo ich blieb, malte, lernte. Arbeiten konnte ich dort immer in Adolf Herbsts Pariser Atelier. Es waren Herbsts schwierigste Jahre, aber wir halfen uns gegenseitig weiter. Lydia Herbst ist bis heute meine Freundin geblieben.

1938 lernte ich den Maler Hans Reichel kennen und stellte ihn Herbst vor, der sich jahrelang bei seinen Schweizer Sammlern für ihn einsetzte. Auch mich konnte Herbst in dortigen Galerien einführen. Sein Jugendfreund Gottfried Anliker wurde nach dem Krieg ein Verehrer und Sammler unserer Bilder.

Im September 1939 wurde Reichel als Deutscher interniert. Ich konnte ihn nach Monaten befreien lassen, da er seit 1928 in Paris lebte und hier viele Freunde hatte, die für ihn zeugten.

Im Mai 1940 war unsere zweite Trennung. Wieder wurden die Männer und diesmal auch die Frauen interniert. Ich kam ins Internierungslager Gurs. Dort lernte ich Sammy Schmitt kennen, der bis heute mit seiner Familie zu meinen besten Freunden gehört. Er verlegte später Bücher mit meinen Zeichnungen in seinem Viernheim-Verlag-Viernheim.

Mein Freund Reichel hatte eine sehr schwere Zeit während des Kriegs. Seine Briefe an mich während der Jahre von 1939 bis nach dem Krieg sind ein Zeugnis dieses Lebens; sie sind von einer einzigartigen Schönheit. Auszüge aus den hundert Briefen sind in



Bilder aus Gurs von der Malerin Herta Hausmann

Scheideggers „Reichel-Buch" erschienen. Die ganze Korrespondenz mit den vielen Bildern, die er von mir gemalt hat, sind weiterhin in meinem Besitz. Ich verdanke Reichel unendlich viel. Seine Persönlichkeit war einzigartig. 1942 wurde ich aus dem Lager befreit. Auch Reichel war inzwischen dort interniert worden, nach-

dem die „Compagnie des travailleurs Etrangers“ in Albi, in die er 1940 eingegliedert worden war, aufgelöst worden war.

Ich lebte vorübergehend in einem Glasberg-Haus in der Drôme und dann bei einer französischen Familie in Mazamet und Castres. Nach der Befreiung Frankreichs kehrte ich nach Paris zurück, wo ich meine Malerei wieder aufnahm. Hans Bellmer, den ich in Castres kennengelernt hatte, blieb mir ein guter Freund. Wesentlich war auch die Begegnung 1954 mit Nicolas de Stael. Seine Malerei war ein Schock für mich.

Aus den Briefen des Malers Hans Reichel*

18. 1. 1941
[...] aber sonst ist alles sehr schwer. Den ganzen Tag von früh 7 arbeiten – Schlacke schaufeln – Schnee schaufeln – Autoparkplatz auch wieder – Reinigung von einer alten Kaserne und Schutt aufladen! An malen nicht zu denken – an lesen auch nicht. Die Menschen gehen mich nichts an – aber man muß doch dabei sein – auch wenn man allein und abseits steht. Ich habe hier keinen einzigen Kontakt gefunden und mein ganzes Denken und Fühlen – (wenn ich nicht gerade in Gedanken male) ist bei Dir.

[...] Es liegt etwas in der Luft, was einen beklemmt – es ist unmöglich, sich ein Bild von dem Kommenden zu machen – wird es ein schwarzer Frühling? Heute scheint die Sonne – ich war draußen zum Arbeiten – ich hörte einen Specht und habe ihm auch von Dir ein leises Wort zugerufen! [...]

30. Juli 1942 aus Gurs
Ich male den ganzen Tag: 12 große Blätter in einem Heft (ziemlich groß), und zwar ein Bilderbuch „für jung und alt", „für die Zunft und für den Amateur". Ziemliche Arbeit – festgelegt durch Platz und Mangel – aber für einen selbst sehr lehrreich und vollkommen Neues entsteht dabei. Die Arbeit, die ich mir damit aufgezwungen habe, ist zu Dreiviertel getan, und ich bin so überbeschäftigt damit, (durch das Ziel und durch seine Realisation), daß ich den übrigen Rest dieses sogenannten Lebens kaum verstehe oder spüre!

Dieses Album ist eine Rechenschaft über zwanzig Jahre Malerei, deren Sinn gewiß nicht allein in dem berühmt „guten" Bild (das jeder ein Mal im Leben gemacht hat!) gipfelt! Vielmehr enthält es: Übungen (Tonleitern etwa!), Nördliches, Wind, Italienisches, Chinesisches, Deutsches, Sonaten, Charakter (Haydn),Vogelgesang, Pflanzenbegegnungen, artistisch Equilibriertes – und viel Keramisches. Nun: Es handelt sich ja um Malerei – entschuldige also bitte

die schlechte Übersetzung ins Wort! - ganz irdisch: Die herrlichen Kartoffeln und das gute Brot! Danke!

Gurs, Maria Himmelfahrt 1942
[...] Wir sitzen ja alle auf dem Pulverfaß - das Ende der ersten Augustwoche war entsetzlich und unbeschreiblich zermürbend. - Eine schwer zu ertragende Spannung liegt noch über diesem Flecken Erde - aber Menschen bleiben Menschen und die vergessen leicht und gerne, und eine gewisse Sorglosigkeit kommt schon wieder an die Oberfläche! Für den Fall plötzlichen Abmarsches bleibt Verständigung durch Deinen Lehrer A. Herbst - wenn direkte Nachricht unter uns unmöglich oder nicht ratsam sein sollte. - Hier ist alles total verändert - nur Landschaft - Witterung und Nächte von überirdischer Schönheit - unbeirrbar und versöhnend. An Arbeit ist im Augenblick nicht zu denken - auch praktisch unmöglich!

Gurs, November 1942
[...] Die Leute, nach denen Du dich erkundigst, sind alle nicht mehr da - auch Möring nicht.

Die ewige Unsicherheit - (auch der Besuch war wieder hier) läßt einen natürlich nie zur Sammlung und Ruhe kommen - bleibt ewige Sehnsucht nach Bildern und Malen und würdiger Betätigung im eigenen Garten. Von Herbst erhielt ich im Sommer eine sehr schöne Zeichnung; auf meinen Dank blieb ich aber ohne Antwort.

17. 12. 1942
[...] Hier rast der Föhn, das entlaubte Wäldchen steht zartviolett gegen die eisigblauen Berge! Ich denke oft an Dich und für den Augenblick mache ich mir Sorgen, ob Dein Weihnachtsfest einigermaßen erträglich sein wird - mit ein wenig persönlicher Güte und Menschlichkeit. Für mich ist es das 4. eingesperrte Fest - ich erwarte nichts außer einigen Träumen.

Brief aus dem Glasberg-Haus in Gers, 17. 3. 1943
Vorläufig ist schon der Schritt von Gurs hierher ein riesengroßes Wunder, und ich bin dankbar und froh! Hoffentlich bleibt es lange so – vor allem muß man zufrieden sein, wenn keine „Besuche" kommen, das war nämlich in den letzten Monaten in Gurs fast nicht mehr zum Aushalten und Mitmachen. Außerdem sehr gefährlich – „sicher" ist man hier auch nicht, aber das ist man heute nirgends. Wenn Du an irgend jemand schreibst, bitte nie meinen Namen schreiben! Bitte!

* Ich lernte den Maler Hans Reichel, geboren in Würzburg 1892, gestorben in Paris 1958, in Paris 1938 kennen und seine Malerei sehr schätzen. Wir sind seither gute Freunde. Unser Briefwechsel (teilweise veröffentlicht im Kunstbuch François Mathey – „Hans Reichel") ging von 1939 – 1940, 1940 – 1945.

  Hans Reichel kam nach diversen Lagern von dem in Albi 1942 nach Gurs, wo wir uns nach zweijähriger Trennung wiederfanden.

  Ich war ab Mai 1940 in Gurs interniert und wurde 1942 befreit.

  Hans Reichel, Zeuge der tragischen Deportationen im Lager Gurs, wurde 1943 in ein Glasberg-Haus transferiert. Von dort aus schlimme Verfolgungen.

  Hans Reichels Sprache ist die eines Malers und Dichters. Bewußt vermeidet er, über die Schrecken und Qualen zu schreiben, die Ereignisse zu nennen. Er hat sie überlebt.

  (Zitate aus Briefwechsel Herta Hausmann mit Hans Reichel S. 147, 148, 149)

David Hirsch

Ich, David Hirsch, bin am 15. Mai 1928 in Mainz (Hessen) geboren. Meine Kindheit habe ich aber praktisch bei meinen Großeltern in Dirmstein (Pfalz) verbracht. Dort habe ich als einziger Jude in der Klasse die Volksschule besucht. Hatte also da schon Schwierigkeiten in der vierten Klasse mit einem Mitschüler, einem gewissen Norbert; der Vater war damals (1938 - 1939) Bürgermeister des Dorfes, ein verdammt großer Nazi; also dieser reinrassische Feigling hatte die Aufgabe, während der Abwesenheit des Lehrers alle Mitschüler, die sprachen, aufzuschreiben, natürlich war der Jude immer vermerkt. So wurde ich dann immer vom Lehrer (dessen Namen habe ich vergessen) mit dem Rohrstock über die Finger verprügelt, durch die angeschwollenen Finger und Hände konnte ich wiederum nicht schreiben, so mußte eben die Strafe wiederholt werden. Die Sache wurde mir doch eines Tages zu dumm und so habe ich den Norbert eines Tages während der Pause mal ordentlich verprügelt, worauf sein Vater meinen Großvater vorgeladen hat, um ihm mitzuteilen, daß, wenn ich seinen Sohn wieder anrühre, er nach Dachau geschickt wird. (Ich besuchte 1975 mal Dirmstein und erfuhr, daß dieser Norbert jetzt das Amt seines Vaters weiter betreibt, wahrscheinlich heute ein großer Demokrat wie so viele andere, an die ich mich noch erinnern kann, denn ich weiß ganz genau, wer am 9. November 1938 unser Haus zusammengeschlagen hat und meinen Großvater nach Dachau deportiert hat.) Ich ging also bis zu diesem Datum dort in die Schule, denn nach dem 9. November mußte die Schule judenrein sein. So wurde ich also im jüdischen Waisenhaus R 7, 24 in Mannheim aufgenommen und ging dort in die jüdische Schule, wo ich meinen Freund Hans Dahlsheim kennenlernte. Wir saßen auf derselben Schulbank. Da kann ich mich noch erinnern, daß wir zusammen immer nach Hause gingen, denn einer alleine wurde immer von der Hitlerjugend angegriffen, während, wenn zwei oder drei zusammen gingen, die zu feig waren. Im Oktober 1940, während ich bei meinen Großel-

tern auf Besuch war, wurden wir von der Dirmsteiner SA und SS verhaftet und zum Sammel-Bahnhof nach Frankenthal gebracht, von da aus ging's dann nach Gurs. In Gurs war ich bis zum 10. März 1941, und von da ging's nach Rivesaltes, von wo ich dann mit Hilfe der ORTOSE im Oktober 1941 befreit wurde. Und so kam ich dann in ein Heim der OSE Château de Chabames bei Linage. Hier hatten wir als Direktor Mons. Chevrier, ein dicker, 136 kg schwerer guter Mensch, der für uns wie ein Vater war. Bis 1942, als die Amerikaner in Afrika landeten, hatten wir eine gewisse Ruhe, aber nachdem die Deutschen dann ganz Frankreich besetzten, ging die Verfolgung wieder los, und so landete ich zusammen mit meinem Freund Heinz Diewald, der leider inzwischen verstorben ist, in der italienischen Zone, wo wir auf zwei Gütern separat arbeiteten. Das Dorf hieß Lorial, und der Bürgermeister hat uns jedem einen falschen, aber richtigen Ausweis gegeben. Wir waren da als Flüchtlinge aus dem Elsaß bekannt. Zu meinem Patron Mons. Veux kamen jeden Abend alle Bauern aus der Gegend, um ihre Früchte (Melonen, Erdbeeren etc.) abzuladen, um sie von da in die nächste Stadt Carpentra auf den Markt zu schicken. Meine Arbeit war abzuwiegen und auf den Lastwagen aufzuladen, dann den Esel vorzuspannen, bis der Motor ansprang. Alle kannten mich als Daniel L'Alsosien. Als im Oktober 1943 Italien kapitulierte, die Bersaglieri mit allen Waffen in die Schweiz flüchteten, wurde diese Zone von den Deutschen besetzt, und so mußten wir wieder mit Hilfe der Eclereurs israélites français auf Umwegen von Avignon bis Chambéry flüchten mit verschiedenen Zügen und unter deutsche Soldaten, vermischt mit allen möglichen Kontrollen. In Chambéry haben wir drei Nächte im Hotel de la Gare in einem Zimmer zwischen der Bahnhofspolizei und der Gestapo, die da einquartiert waren, verbracht. Und so sind wir glücklich Ende Oktober an der Schweizer Grenze gelandet, haben da unsere Papiere an andere übergeben und haben zusammen mit einer Gruppe von Kindern in der Nacht die Grenze bei Genf überschritten.

Die Schweizer wollten mich anfangs zurückschicken, da ich der Älteste der Gruppe war, also der Anführer; ich konnte sie aber dann

überzeugen, da ich einen Brief meiner Eltern aus Argentinien in meinen Schuhen versteckt hatte. In der Schweiz war ich in verschiedenen Lagern, Charuille und zuletzt in Les Arants, bis ich dann in ein Kinderheim in Speicher bei St. Gallen und später ins Hôme de la Forêt in Genf kam. Anschließend besuchte ich dann die Mechanikerschule der ORT in Genf und wanderte dann im Januar 1947 über Mailand - Rio de Janeiro - Asmeion (Paraguay) nach Buenos Aires, Argentinien, aus. Hier habe ich dann 1950 eine kleine Stanzerei-Werkstatt gegründet, die nach langem Kampf mit allen wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Landes, Inflation, Rezession usw. inzwischen doch etwas gewachsen ist. Momentan fabriziere ich Badezimmer- und Küchenwaagen, Elemente, Spannzangen für Trockenanlagen für Gerbereien, Schrauben aus rostfreiem Stahl für Gerbfässer, Meßuhren für Lederdicke und jetzt Falzmesser.

1962 habe ich Alice Matzdorft geheiratet, wir haben zwei Söhne, Dany (25) und Roby (21). Dany ist momentan in Ibiza im Tourismus tätig, und Roby ist Musiker (Komponist).

Karl Kunde

Ich, Karl Kunde, bin am 25. Februar 1904 in Neustettin, früher Provinz Pommern, geboren. Mein Vater, ebenfalls Karl, war von Beruf Maurer, war gewerkschaftlich organisiert im Bauarbeiterverbund und Mitglied der SPD und Freidenker.

Meine Mutter Elisabeth geb. Nietz stammte aus Bromberg, früher Provinz Posen. Ihre Vorfahren waren auch Bauhandwerker. Eine kirchliche Verbindung stand bei meinen Eltern nicht an erster Stelle. Aus der Ehe gingen 8 Kinder hervor, 7 Knaben und ein Mädchen. Wir lebten in ärmlichen Verhältnissen.

Mein Vater hatte 1912 einen Unfall; er fiel vom III. Stockwerk eines Neubaus und war zeitlebens invalid. Dadurch war die Not ständig bei uns zu Hause, und mit der geringen Rente, die gerade für die Bezahlung der Miete reichte, konnte meine Mutter uns nicht ernähren. Sie ging deshalb tagsüber zum Putzen und Waschen in fremde Haushalte. Wenn sie abends nach Hause kam, räumten wir Kinder ihre Taschen aus, denn sie brachte immer ein paar Brosamen, die vom Tische ihrer Herrschaft abfielen, mit nach Hause. Ich lernte früh, daß es in der Gesellschaft zwei Klassen gab.

1914 brach der Erste Weltkrieg aus. Ein chauvinistischer Taumel erfaßte die gesamte Bevölkerung. Auch die SPD, die 1912 anläßlich eines internationalen Kongresses eine Resolution gegen den Krieg unterstützt hatte, ging in diesem Taumel unter. Wilhelm II. sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche." Auch mein Vater meldete sich noch freiwillig zum Militär, wurde aber wegen seines Unfalls als kriegsuntauglich erklärt. Darüber war er sehr traurig. „Jeder Stoß ein Franzos' - jeder Schuß ein Ruß' - über die Montenegriner lachen selbst die Hühner". Mit solch einer Überheblichkeit zogen die ersten Truppen blumengeschmückt durch die Straßen zu ihren Einheiten. Für die meisten

Menschen war es klar, daß der Krieg zu unseren Gunsten bald zu Ende sein würde. Die erste Ernüchterung folgte bald, nachdem die ersten Todesnachrichten bei den Familien eingetroffen waren. Wir hatten schon vorher gelernt, was Hunger bedeutete, jedoch nach zwei Kriegsjahren war der Hunger in allen Familien eingekehrt. Die Rationierung der Lebensmittel klappte überhaupt nicht, einerseits Kinder ohne Milch - andere hingegen konnten sogar ihre Küken mit Milch füttern. Mein Bruder Fritz wurde 1915 eingezogen. Nach einer Schnellausbildung in Kottbus zog er 1916 an die Westfront, 1917 wurde er durch einen Lungensteckschuß schwer verwundet und kam nach Sommerfeld ins Lazarett. 1918 wurde er trotz dieser schweren Verwundung nochmals an die Front geschickt. Vorher durften ihn meine Eltern noch besuchen. Er fiel Anfang November 1918 auf dem Rückmarsch durch einen Kopfschuß. Nach dem Kriege kam ich in die Lehre in eine Landmaschinenfabrik. Im Jahre 1919 wurden durch den Versailler Vertrag die Gebiete Posen-Westpreußen an Polen abgetreten. Nach diesem Vertrag mußten alle Deutschen, die nach 1912 in dieses Gebiet eingewandert waren, dieses verlassen. Meine Eltern zogen dann wieder zurück in die Heimat meines Vaters nach Neustettin. Meine Lehre setzte ich ebenfalls in Neustettin in einer Landmaschinenfabrik fort. Verunsichert durch die politischen Verhältnisse, verließ ich mit einem Lehrlingskollegen Neustettin und suchte Arbeit im Ruhrgebiet in Gelsenkirchen. Ich arbeitete zuerst in einer Kokerei, später im Bergbau unter Tage. 1924 ging ich auf die Wanderschaft und kam nach Ludwigsburg/Kornwestheim. Hier arbeitete ich in einer Maschinenfabrik und Eisengießerei. Durch die Nachkriegsereignisse mit Arbeitslosigkeit und Unruhen wurde ich politisch interessiert. Ich trat 1928 in die KPD ein. Hunger und Arbeitslosigkeit erzeugten Streiks und Unruhen. Bei einer Demonstration kam es zu Zusammenstößen mit der Polizei, und ich wurde verhaftet. Ich wurde zu 10 Monaten Gefängnis verurteilt.

Die Lage in Deutschland verschlechterte sich zusehends. Tägliche Demonstrationen und Zusammenstöße mit den Nazis waren an der Tagesordnung.

„Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler", dies war die Parole der KPD bei der Reichspräsidentenwahl 1932. Deutlich war abzusehen, welchen Weg die Weimarer Republik ging. Die große Tragödie war die Spaltung der Arbeiterklasse, welche Kraft konnte dieser Entwicklung noch Einhalt gebieten? Die KPD richtete sich auf die Kämpfe ein, die kommen mußten. Am 30. Januar 1933 wurde Hitler von Hindenburg zum Kanzler ernannt. In der Meinung, daß nun die beiden Arbeiterparteien und die Gewerkschaften zum Generalstreik aufrufen würden, bereiteten wir von der KPD Ludwigsburg die Flugblätter vor, die wir am frühen Morgen vor den Betrieben verteilten. „Heraus aus den Betrieben." Aber statt daß wir die Arbeiter aus den Betrieben herausführen sollten, wurden wir von den Arbeitern mit in den Betrieb gedrängt.

In ohnmächtiger Wut erlebten wir die historische Niederlage der deutschen Arbeiterklasse. Von der SPD und dem ADGB ging die Losung um: „Hitler ist legal an die Macht gekommen, er wird auch legal wieder verschwinden." Wir wußten, daß dies nicht stimmt, und auch viele andere stimmten uns zu. Jedoch die einigende Wirkung eines Aufrufs der Gewerkschaft und der SPD fehlte. In der Zeit vom 30. Januar 1933 bis zum 5. März 1933, der Reichstagswahl, richtete sich die KP8D auf die Illegalität ein. Noch einmal durfte die Bevölkerung ihre Meinung durch den Stimmzettel zum Ausdruck bringen. Der Terror durch die Nazibanditen steigerte sich von Tag zu Tag. Noch eine kleine Hoffnung, an die wir uns klammerten, alle unsere Kräfte mobilisierten wir, um die Wahl „Hitlers zu verhindern". Wir wußten allerdings, daß auch durch die Wahl Hitler nicht mehr zu verhindern war. Am Abend der Wahl räumten wir das Büro aus, alles, was uns wichtig war, wurde beiseite geschafft. In der Nacht wurden die ersten Verhaftungen durchgeführt.

Die deutsche Arbeiterklasse, der Stolz der internationalen Arbeiterbewegung, hatte eine nicht wiedergutzumachende Niederlage erlitten. – Wie es weiterging, ist aus der Geschichte bekannt. – Verfolgung – Konzentrationslager – Zuchthaus – Terror.

Ich wurde mit anderen KP-Funktionären verhaftet und vorübergehend in das Militärarresthaus in Ludwigsburg eingeliefert. Im ganzen Kreis Ludwigsburg waren etwa 50 Antifaschisten eingesperrt. Nach drei Wochen der Sortierung wurden wir in Bussen in das neueingerichtete KZ-Lager Heuberg auf die Schwäbischen Alb gebracht. Dieses Lager war früher ein militärisches Ausbildungslager gewesen und diente als Konzentrationslager für den badischen Raum. Die Sortierung der Eingelieferten und die Einteilung in drei Stufen wurde vorgenommen. Die schwierigen Fälle kamen in die Stufe III. Auch ich war darunter. Ich erspare mir die Schilderung, was sich in der Zeit auf dem Heuberg abgespielt hat. Es waren die bekannten Methoden. - Nach acht Monaten wurde ich mit der Auflage entlassen, mich nicht mehr politisch zu betätigen. Ich nahm trotzdem meine politische Tätigkeit wieder auf.

In dieser Zeit wurden wieder politische Aktivitäten entfaltet. Es folgte eine Verhaftungswelle nach der anderen, die Vernehmungen brachten aber für die Polizei keine Beweise, auch ich wurde wieder freigelassen.

Dies spielte sich in den vier Monaten ab, in denen ich frei war. Anfang 1934 wurde ich nach einer Verhaftung nicht mehr freigelassen. Man transportierte mich nach Stuttgart und lieferte mich an die Gestapo aus. Hier versicherte man mir, daß ich jetzt wohl lange warten müsse, bis ich wieder frei sein werde, denn daß ich derjenige sei, der die politischen Tätigkeiten in Ludwigsburg wieder entfacht habe, sei für die Gestapo kein Zweifel. Nach weiteren Vernehmungen wurde ich an meinem Geburtstag wieder ins KZ-Lager auf dem Heuberg eingeliefert. Das KZ-Lager Heuberg ist ein altes Festungsfort bei Ulm. Bei meiner Einlieferung wurde ich dem Kommandanten Buck vorgestellt. Ich wurde zu zwei Wochen Dunkelarrest unter dem Kommandantenturm bei Wasser und Brot eingesperrt. Es waren schlimme Tage für mich, nachlesen kann man dies in meinem Buch „Die Odyssee eines Arbeiters".

Nach Verbüßung meiner Strafe wurde ich bei den anderen Kameraden in den Kasematten untergebracht. Die Kasematten liegen unter der Erde, es gibt also kein Tageslicht. Die Gänge sind immer wieder mit Nischen verbunden, in denen Holzpritschen stehen, die als „Schlafgemach" der Internierten dienen. In dem „Gemach", in dem ich untergebracht war, war auch ein mir bekannter Antifaschist, er war in der Weimarer Zeit der jüngste Landtagsabgeordnete der KP. - Eines Tages fragte er mich, was nun draußen vor sich ginge, ob man uns nicht bald herausholen würde. Ich gab ihm einen Bericht, wie es draußen aussehe. Dieses Gespräch unter vier Augen fand im Gang statt. Mir war es so, als ob sich jemand an der Wand im Gang bewegte. - Dies sollte mein Verhängnis für die ganze Zeit des Hitlerfaschismus werden.

Nach vier Monaten KZ-Haft auf dem Heuberg wurde ich wieder entlassen. Ich nahm in einer Fahrradfabrik in Ludwigsburg eine Beschäftigung auf, zu der mir Genossen verholfen hatten.

Meine Entlassung aus dem KZ Heuberg hatte bei mir ein ungutes Gefühl ausgelöst. Was konnte der Grund meiner Entlassung sein? Darüber sollte ich bald ins Klare gesetzt werden. - Ich war gerade 14 Tage bei den Fahrradwerken beschäftigt. Während der Mittagspause ging ich in mein Zimmer, das in der Nähe meiner Arbeitsstelle gelegen war, zum Mittagessen. Da klopfte es an die Tür, ein ungutes Gefühl stieg in mir auf. Ich öffnete die Tür - vor mir standen vier baumlange schwarze Gestapobeamte. Sie gingen im Zimmer umher, als ob sie hier zu Hause wären, ihre Augen fixierten das ganze Zimmer. - Sie setzten sich an den Tisch, legten ihre Mappen darauf, und einer sagte: „So, Herr Kunde, jetzt sind wir an der richtigen Adresse", nahm aus der Mappe einen Aktendeckel heraus und las mir ein Protokoll vor, welches ein Mithäftling der Gestapo als Aussage gemacht hatte. Es war genau das, was ich meinem Mithäftling auf dem Heuberg mitgeteilt hatte über die Aktivitäten der Partei und die Situation in der Bevölkerung. Dieser Spitzel war der Mithäftling Eugen Wicker, ein bekannter kommunistischer Funktionär aus der Weimarer Zeit. - Ich stritt gegenüber der Ge-

stapo natürlich alles ab. Sie sagten, daß meine Stellung zu dem Protokoll völlig belanglos sei, man machte mir klar, daß das Protokoll genüge, um mich für den Rest meines Lebens unschädlich zu machen. Eine Chance gebe es noch für mich! Ich müßte innerhalb einer Woche Willy Class in die Hände der Gestapo bringen (Willy Class war der illegale Instrukteur der Partei für den Großraum Stuttgart). Ich sagte noch darauf, daß ich dies gar nicht könne, weil ich nicht wisse, wer dies sei usw. - Ich müsse mich ja jeden Tag bei der Polizei melden, und wenn ich mich dann besonnen habe, könne ich es ja der Polizei melden. Man solle ja nicht glauben, daß ich mich davonschleichen könne, man würde mich finden, gleich wo ich mich verstecken würde. Darauf verließen sie meine Wohnung. - Ich war wie vor den Kopf geschlagen, unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. - Erst nach einer Weile sammelte ich mich und faßte den Beschluß: Zuerst den Rest des Tages zu meiner Arbeitsstelle zu gehen, weiterzuarbeiten, nach Feierabend mir einen Vorschuß geben zu lassen, der ungefähr die Höhe meines Verdienstes ausmachte. Dann ging ich zu den Verantwortlichen der Partei und berichtete, was vorgefallen war. Man machte mir klar, daß ich nicht länger in Ludwigsburg bleiben könne. Aus meiner Wohnung konnte ich nur das Notwendigste mitnehmen, ich wurde in ein Quartier gebracht und mußte dort abwarten, was weiter geschehen würde.

Man besorgte mir falsche Papiere und eine Fahrkarte für einen Sonderzug nach Zürich und eine Anlaufadresse in Zürich. Am Samstag brachte man mich nach Stuttgart, ich stieg in den Zug und bin wie durch ein Wunder ohne Schwierigkeiten in Zürich gelandet.

*

Alters- und krankheitsbedingt hat Karl Kunde seinen Bericht unterbrochen. In seinem Buch „Die Odyssee eines Arbeiters" mit einem Vorwort von Prof. Hans Mayer im Verlag „Edition cordeliers", Stuttgart, wird alles über seinen Werdegang berichtet:

Emigrant in der Schweiz – Verhaftung und Ausweisung – Aufenthalt in Paris als Kurier für das Zentral-Komitee. Flucht vor der Nazi-Armee. Aufenthalt in Gurs – Flucht in die Schweiz – Heimkehr nach Deutschland.

Dr. Edwin M. Landau

Daß ich mich eines Tages einem künstlerischen Beruf zuwenden würde, dafür umstanden die Musen meine Wiege, als ich am 20. September 1904 in Koblenz am Rhein das Licht der Welt erblickte, als Sohn des weiland Amtsgerichtsrates Dr. Edwin Landau und seiner Gattin Julia, geb. Wollheim aus Wien. Musik war das bestimmende Element im Elternhaus, in dem alle großen Musiker von Clara Schumann und Josef Joachim bis zu Paul Hindemith verkehrten. In der Wahl des Berufes wurde mir alle Freiheit gelassen, meine literarischen Neigungen waren schon früh in jeder Weise gefördert worden. Ein Studium der deutschen Literaturgeschichte, Kunstgeschichte und Philosophie schloß ich im Sommer 1927 in Breslau mit der Dissertation über Karl Wolfskehl ab. Während meiner Lehrzeit in der Offizin und im Verlag von Jakob Hegner in Hellerau bei Dresden setzte ich diese Dissertation selbst mit der Hand. Das gehörte zu meiner Vorbereitung auf den Verlegerberuf. Nach kurzen Stationen im Buchhandel und als Direktionssektretär der Deutschen Verlags-Anstalt, Zweigsitz Berlin, entschloß ich mich 1931 zur Gründung eines eigenen Verlages. Verlag „Die Runde" (in Berlin, zuletzt am Kupfergraben) hieß das junge Unternehmen, das den vornehmlich jüngeren Dichtern und Gelehrten aus dem Stefan-George-Kreis offenstand. Kaum daß es sich durchzusetzen schien, machte der Nationalsozialismus allen weiteren Plänen ein Ende. Ich sei jüdischer Herkunft und daher ungeeignet für einen kulturfördernden Beruf, daher müsse ich aus dem Unternehmen ausscheiden, hieß es 1935 in einem Schreiben der Reichsschriftumgskammer. Überdies hatte die Schrift „Nationalsozialismus vom Ausland gesehen", im August 1933 erschienen und bis 1935 in rund 10 000 Expemplaren verkauft, mit seiner scharfen Kritik an der Rassengesetzgebung und der Wirtschaftskonzeption der Partei den Unwillen der Machthaber in höchstem Maße erregt. Es war die einzige, offen gegen den Nationalsozialismus Stellung beziehende Schrift, die in dieser Zeit in Deutschland veröffentlicht wurde.

Nicht minder empörte man sich über die Schrift des Norwegers Arvid Brodersen „Stefan George, Deutscher und Europäer", 1935 verlegt, die in einem Kapitel „Die Äußersten" die Bedeutung der jüdischen Freunde des Dichters klar herausstellte. Auch die Zusammenarbeit (von Berlin aus) mit dem Basler Verlag Benno Schwabe & Cie, auf ein Programm abgestimmt, das ein Schweizer Verleger noch wagen, ein deutscher nicht mehr durchführen konnte, war ständig gefährdet. So hatte ich keine andere Wahl, als im Januar 1938 die Brücken zur Heimat abzubrechen und nach London zu nahen Verwandten zu flüchten. Auf der Rückkehr von einem nochmaligen Besuch in der Schweiz wurde ich in Paris vom Ausbruch des Krieges überrascht und geriet in die französische Internierungsmaschinerie, der ich nicht so rasch entrinnen sollte.

Bis zum Waffenstillstand im Frühjahr 1940 waren es schon mehr als ein halbes Dutzend Lager, mit denen ich Bekanntschaft gemacht hatte. Ein erster Versuch, auf Grund meines Engagements in der englischen Armee nach London zurückzukehren, scheiterte an dem Unverständnis des englischen Militärattachés der englischen Botschaft in Paris, der mich für einen Vaterlandsverräter hielt. So ging es wieder ins Lager, wir wurden in die Nähe von Bordeaux verlegt und mußten Versorgungsschiffe der französischen Armee ausladen. Beim Waffenstillstand wurden wir mit einer handtellergroßen Fiche entlassen: „Débrouillez-vous". Auch in St-Jean-de-Luz ergab sich bei dem verständnisvollen englischen Generalkonsul keine Lösung. Auf das Gerücht hin, die Deutschen seien bereits in Bayonne, wurden im Hafen die Anker gelichtet, wir Zivilisten standen hilflos da, ein englischer General meinte, ich sei ja Deutscher, in 24 Stunden seien die Deutschen hier, dann würde sich alles für mich von allein lösen. So flüchtete ich zu Fuß in die nicht allzu weit entfernt liegenden Pyrenäen und versuchte von dem letzten Dorf vor der Grenze, von Lescun aus, mit Hilfe eines Schmugglers, an den man mich verwiesen hatte, über die Pyrenäen nach Spanien und weiter nach Portugal zu gelangen. Aber auch das lief schief, ich landete auf der Festung Jacca und wurde als angeblicher Spion, weil ich noch Korrespondenzen bei mir hatte,

nach Frankreich zurück abgeschoben, erreichte erneut Lescun. Dort holte mich aber eines Tages die Gendarmerie ab und lieferte mich am 28. August 1940 im Lager Gurs ein. Hier wurde ich dem Ilôt-Chef, einem Spanier, als Sozialhelfer unterstellt. Mittels einer selbstauferlegten Steuer für Pakete und Geldsendungen konnten wir die klägliche Nahrung ein klein wenig aufbessern. Im Lager Gurs vollzog ich den bereits in England beschlossenen Übertritt zur katholischen Kirche, vorbereitet durch den Laientheologen Egon Formanns, den Sekretär von Karl von Ossietzky. Da ich dort nicht den Nachweis erbringen konnte, ob seinerzeit meine Taufe ordnungsgemäß vollzogen worden war, wurde ich ein zweites Mal getauft und nahm dabei zusätzlich zu meinen vier ersten Taufnamen noch die von Thomas (Thomas von Aquin), Maria und George (Stefan George, der mir den Weg zum Katholizismus gewiesen hatte) an. Von Gurs aus hatte ich mittels Rotkreuzscheins meine Eltern in Berlin erreicht, die wiederum Freunde in den USA über mein Schicksal verständigten. So erhielt ich im Oktober 1941 die Mitteilung, daß durch die Vermittlung von Thomas Mann für mich ein Danger-Visum bereitstände. Und da wurde ich eines Tages im November mit einer großen Gruppe gleichgesinnter Kameraden nach dem Lager Les Milles bei Marseille verlegt. Ich kam dort in den ersten Stock zu liegen, in einem Saal mit hundert Kameraden lagen wir da herum, es war alles höchst primitiv, für hygienische Zwecke stand uns pro Tag etwa ein halber Liter Wasser zur Verfügung, die Verpflegung war selbstverständlich unzureichend, aber nach und nach fand man Kontakte, und es bildete sich eine Gruppe von Intellektuellen, von Künstlern, Schriftstellern, Malern, Filmleuten, Kabarettisten, Rundfunkleuten. Und wir veranstalteten in einem Raum unten, in den man uns einen Klimperkasten gestellt hatte, kleine Abende, um die Kameraden etwas aus ihrem „cafard" herauszureißen.

Meiner Herkunft nach und als Verleger humanistischer Bücher habe ich vielleicht etwas hoch gegriffen mit meinen Themen, fand aber seltsamerweise immer wieder Anklang, ob ich nun über Montesquieu sprach oder auch, zum Beispiel im März 1942, zum

hundertsten Geburtstag von Stéphane Mallarmé eine Gedenkfeier organisierte. Ich habe über meine Erlebnisse als Verleger gesprochen, erzählt, wie ein Buch entsteht, das alles schien damals zu interessieren. Ich habe auch einmal ein Rezital veranstaltet und Baudelaire und Verlaine auf französisch rezitiert; unter den Wächtern, die uns umgaben, waren Lehrer, die erstaunt waren, zum ersten Mal in dieser rhythmischen Form die Gedichte ihrer großen Meister zu hören. Und nun erreichte uns eines Tages, es muß wohl im Januar oder Februar 1942 gewesen sein, das israelitische Wochenblatt aus Zürich, in dem der Brief abgedruckt war, den Paul Claudel an den Grand-Rabbin von Frankreich geschickt hatte, um seiner Empörung darüber Ausdruck zu geben, daß die Vichy-Regierung Rassengesetze eingeführt hatte. Das schien mir ein Wink zu sein, meinen Kameraden, die höchst überrascht waren, freudig überrascht waren, zu zeigen, daß es noch Menschen gibt, die sich mit ihrem Schicksal befaßten, denn es waren ja zum allergrößten Teil Juden, die ihrem Glauben treu anhingen und unter den erschreckenden Bedingungen, in denen wir leben mußten, damals auch an ihren Feiertagen ihrer Glaubensväter gedachten, ihnen zu zeigen, wer dieser Mann ist, der diesen Brief geschrieben hat. Und da wandte ich mich einmal mehr an die Young Men Christian Association, und sie schickte mir das eben erschienene letzte dramatische Werk von Paul Claudel, „Die Geschichte von Tobias und Sara", „L'histoire de Tobie et Sara", und ich beschloß, den mittleren Akt, eine Evokation des Paradieses zu übersetzen und mit einem Kommentar und Erklärungen über Leben und Werk dieses Dichters meinen Kameraden näherzubringen.

Leider ist es zu diesem Abend nicht gekommen. Da man mir mein Visum nicht aushändigen konnte, weil ich noch meine Eltern in Berlin leben hatte, wurde ich in ein Arbeitslager abkommandiert, nach Salins de Giraud, in einen Péchiney-Betrieb, und eines Tages hieß es, wir sollten unsere Koffer packen, um in das Lager zurückzukehren; aber wir hatten glücklicherweise durch das Buschtelephon – wahrscheinlich durch eine der Hilfsorganisationen in Marseille –

davon Wind bekommen, daß es darum ging, daß dieses Lager, mit zwei anderen Lagern, Gurs und Salins de Giraud, nach Auschwitz verschleppt werden sollte. Wir erklärten unseren französischen Wächtern, mit denen wir gute Kontakte hatten, worum es ging. Darauf sagten sie „Ça c'est une sale affaire, nous ne voulons rien savoir de ça ..." (Das ist eine Schweinerei, damit wollen wir nichts zu tun haben, macht, daß ihr euch in die Büsche verkriecht!). Und ich verkroch mich mit einem Kameraden, mit dem ich mich damals angefreundet hatte, mit Alfred Frisch. Wir verbrachten die Nacht im Wald, am anderen Morgen gingen wir zur nächsten Bahnstation. Er fuhr landeinwärts, ich fuhr nach Miramas, wohin ich schon eine Empfehlung hatte, um dort in einem Seminar für Spätberufungen aufgenommen zu werden.

In den Augen des Rektors dieses Seminars, eines bäurisch-gerade und nüchtern denkenden Mannes, des Msgr. Chalve, schien aber unter dem Dach seines Hauses meine Sicherheit nicht gewährt. So schickte er mich eines Tages zu einem seiner inzwischen zum Priester ordinierten Geistlichen in den Jura, in der Meinung, von dort könnte ich leicht in die Schweiz kommen. Das erwies sich aber als ein Fehlschluß, denn eine 10 km breite Zone wurde von der Gestapo überwacht, da war nicht durchzukommen. Ganz umsonst war aber diese Reise nicht. Da ich ein Photo bei mir hatte, konnte der Geistliche mir in der Mairie mit der Unterschrift eines Maire, der bereits zwei Jahre unter der Erde lag, einen Personalausweis, auf den Namen Marius Devin lautend, ausstellen, mit dem ich nun leichter zirkulieren konnte. Zurück also nach Miramas, von da auf Anraten von Msgr. Chalve mit einem Schicksalsgefährten ins Innere des Landes in die Nähe von Roanne, in eine Tagungsstätte. Der Leiter derselben machte mich auf eine Möglichkeit in der Nähe aufmerksam, einen Ort, in dessen Umgebung die Engländer Leute in meiner Lage per Flugzeug abholten. Also nach dorthin aufgebrochen, übernachten in einer Auberge, in der rechts und links von meinem Zimmer deutsche Offiziere nächtigten. Am Morgen in die Kirche und in die Sakristei zu dem Pfarrer, der Verbindungsmann zu den Bauern war. Aber auch das war zu spät, die Bauern seien

verpfiffen worden, die Engländer kämen nicht mehr. Zurück also in die Begegnungsstätte. Von dort aus begannen meine Versuche, mich in die Schweiz durchzuschlagen. Ein erster Versuch scheiterte kläglich, ich hatte auf Bitten eines Geistlichen beim letzten Halt auf französischer Seite eine Dame mitgenommen, die aber wegen ihrer Kurzsichtigkeit den Schleichweg durch die Rebfelder verfehlte. So wurden wir von einem Schweizer Gendarmen gesichtet, der mich nach Genf in das Gefängnis St-Antoine brachte, das war Samstagabend. Keine Möglichkeit, mit einem Anwalt, dessen Anschrift ich hatte, in Verbindung zu treten. Am Montag wurde ich von Schweizer Polizei an die Grenze gefahren und der französischen Gendarmerie übergeben, die mir Handschellen anlegte und mich auf eine Festung brachte. Der Kommandant, ein Hauptmann, glaubte mir auf Ehrenwort, daß unsere Familie in dritter Generation christlich sei, daß ich also nicht unter die Kategorien falle, die Frankreich sich im Waffenstillstandsvertrag auszuliefern verpflichtet hatte. Ich verbüßte meine Strafe dort wegen Ausreißens aus dem Lager Les Milles und wurde nach einiger Zeit wieder entlassen. Ich habe dann noch zweimal vergebens den Versuch unternommen, in die Schweiz zu kommen. Beim dritten Fehlschlag fand ich bei einem französischen Bauern Unterschlupf, der auf Schweizer Seite Felder besaß. Er verständigte einen Geistlichen in Genf über meinen Fall, der ihn nach Bern meldete. Da beschloß der Bundesrat, mir wegen der Gefährdung durch meine verlegerische Tätigkeit politisches Asyl zu gewähren. So wurde ich Anfang März 1943 an einem verabredeten Punkt von einem Offizier des Schweizer Nachrichtendienstes abgeholt. Es war höchste Zeit, denn, wie ich später erfuhr, hatte mich um diese Zeit noch die Gestapo in Frankreich gesucht. Da ich mittellos war, wurde ich interniert, erst in militärisch geleiteten Lagern, bald aber durch Vermittlung des Verlegers Emil Oprecht in zivil geleitete Lager verlegt, zuletzt als Schulkraft, erst auf Schloß Burg, dann in Klosters. In dieser Zeit habe ich erneut kleinere Übersetzungen gemacht. Als ich dann im Mai 1945 entlassen wurde, nahm ich mit dem Benziger Verlag Fühlung auf. Nach einem ersten Auftrag der Übersetzung des 1100seitigen Romans von Joseph Malègue „Augustin ou le Maître est là"

verständigten wir uns bald auf Claudel. Inzwischen waren meine in Frankreich im Séminaire in Miramas zurückgelassenen Papiere 1947 wieder in meine Hände gekommen. Ermutigt durch Kurt Hirschfeld, dem damaligen Dramaturgen des Zürcher Schauspielhauses, ging ich an die vollständige Übersetzung der „Geschichte von Tobias und Sara". Für die Aufführung konnte sich das Zürcher Schauspielhaus nicht gleich entschließen. So kam es am 15. März 1953 zur Aufführung am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, zu der der Dichter eigens gekommen war. Von der Bühne herab beschwor er in bewegten Worten die Deutschen, sich zu einer Verständigung mit Frankreich bereit zu finden, damit die Schrecken eines nochmaligen Krieges für immer gebannt seien. Wenige Monate später kam er nach Zürich, um das Stück, das er unter dem Eindruck der Hamburger Aufführung umgestaltet hatte, nochmals zu sehen. Bei dieser Gelegenheit übertrug er mir die ehrenvolle Aufgabe, die Herausgabe einer deutschen, sechsbändigen Ausgabe seiner Werke zu betreuen, die in den Jahren 1957 - 1962 erschienen ist. Im Rahmen dieser Ausgabe habe ich die meisten Dramen übersetzt, dazu zahlreiche Prosa-Texte. Daneben erschienen in meiner Übersetzung von Claudel „Ausgewählte Prosa", „Heilige unserer Tage", „Vom Sichtbaren und Unsichtbaren", „Gedanken zur Dichtung", „Ich glaube an Gott", „Das geistliche Tierbuch". Es wurde eine neue Lebensarbeit. Zu ihr gehörte auch eine ausgedehnte Vortragstätigkeit. 1965 hielt ich in Paris im Goethe-Institut einen Vortrag „Paul Claudel et l'Allemagne", den ich später in Aix-en-Provence, Marseille, Nancy, Lille, Brüssel, Luxemburg wiederholte, auch auf deutsch in einer Reihe deutscher Städte. Bei der deutsch-französischen Claudel-Tagung in Ludwigsburg, aus Anlaß des 100. Geburtstages des Dichters, sprach ich am Schlußtag über „Paul Claudel und sein Deutschlandbild". Diese und zahlreiche andere Texte wurden in deutschen, schweizerischen, österreichischen, belgischen und amerikanischen Zeitschriften abgedruckt. In seinem Glückwunschbrief zu meinem 70. Geburtstag erklärte der deutsche Botschafter in Bern, meine Verdienste um die deutsch-französische Verständigung seien unvergeßlich.

Aus dieser Arbeit erwuchsen eine große Spezialbibliothek und ein Archiv, die ich der Wissenschaft zugänglich zu machen mir vornahm. Die Universität Trier und die Akademie in Mainz konnten sich nicht zur Übernahme entschließen. So kam es 1974 zu der Schenkung an die Universität Zürich. In den Räumen des Romanischen Seminars dieser Universität ist sie in einem eigenen Raum aufgestellt und seit Oktober 1975 offiziell der Forschung zugänglich als „Internationales Claudel-Forschungszentrum". Inzwischen ist auch ein vollständiger Katalog der rund 1500 Bücher und 5000 Dokumente in Buchform erschienen, in den „Editions Les Belles Lettres", Paris.

Von meinen weiteren Übersetzungen erwähne ich die Klassiker-Übersetzungen von Corneille, Racine, Voltaire, Molière in der Reihe „Theater der Jahrhunderte" und die weiteren von Stéphane Mallarmé, Francis Jammes, Jean Cocteau, Supervielle und Joseph Malègue.

Die französische Regierung hat diese Arbeit anerkannt durch Verleihung des Ritter- und des Offizier-Kreuzes des Ordre des Arts et des Lettres. Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt, verlieh mir 1977 den Johann-Heinrich-Voss-Übersetzungspreis.

1976 betraute mich die Reinhold-Schneider-Gesellschaft e. V., Freiburg i. Br., und der Insel- und Suhrkamp Verlag, Frankfurt, mit der Herausgabe der Gesammelten Schriften des Dichters in einer zehnbändigen Ausgabe, die 1983 mit der Erstveröffentlichung des „Tagebuchs 1930 – 1935" abgeschlossen vorlag, begleitet von einer Reihe von Taschenbüchern mit Texten, die in der Ausgabe keine Aufnahme gefunden hatten, und bibliographischen Texten sowie einer Bild-Biographie. Die große Ausgabe ist inzwischen nahezu vergriffen und wird nun vom Suhrkamp-Taschenbuchverlag schrittweise in Taschenbüchern, textgleich mit der großen Ausgabe, neu aufgelegt. Seit 1981 bin ich Präsident der Reinhold-Schneider-Gesellschaft.

Bis 1973 war ich beinahe zwanzig Jahre lang Präsident des Internationalen Schutzverbandes deutschsprachiger Schriftsteller (ISDS), mit Sitz in Zürich. Im PEN-Zentrum deutschsprachiger Schriftsteller im Ausland, London, versah ich bis zum Frühjahr 1978 das Amt des Vertrauensmannes für die Schweiz und bin weiterhin Mitglied dieses PEN-Zentrums. 1974 habe ich die „Association Suisse des Amis de Paul Claudel" ins Leben gerufen, deren Präsident ich bin. Überdies bin ich Mitglied der Société Paul Claudel, Paris, der Société Paul Claudel en Belgique, der Claudel Society USA und der Amis de la Culture Française, Zürich.

Meine neue Heimatstadt Zürich sowie der Kanton Zürich haben mehrfach durch Ehrengaben und durch zweimalige Bewilligung eines halben Werkjahres meine Claudel-Arbeit gefördert.

Meine Vaterstadt Koblenz a. Rh. hat mir 1983 als erstem den neugeschaffenen Kulturpreis der Stadt Koblenz verliehen.

Seit 1946 bin ich mit Heidi geb. Schneebeli verheiratet. Wir haben zwei Söhne, Bernhard und Tobias. Im Jahr 1956 habe ich die Schweizer Nationalität erworben.

1988 erhielt ich das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

1989 wurde ich zum Ehrenpräsidenten der Reinhold-Schneider-Gesellschaft gewählt.

Hanna Meyer geb. Moses

Am 30. 9. 1927 wurde ich in Karlsruhe i. B. als ältere von zwei Töchtern des Rechtsanwaltes Nathan Moses und seiner Frau Betty geb. Dreifuß geboren. Meine Eltern wohnten damals in Durlach, am Fuße des Turmberges, wo ich eine unbeschwerte Kindheit verbrachte.

Im April 1929 kam meine Schwester Susanne auf die Welt. 1931 übersiedelte unsere Familie nach Karlsruhe, wo mein Vater seine Praxis als Rechtsanwalt am Landgericht führte.

Im Jahr 1934 trat ich in die 1. Klasse der Seminarschule in Karlsruhe ein; im Sommer 1936, infolge der sich durchsetzenden „Rassengesetze", Übertritt aller jüdischen Kinder und Lehrer in die Jüdische Schule, damals in der Hilfsschule am Lidellplatz einquartiert.

Mein Vater, von Jugend an in der zionistischen Bewegung arbeitend (er hatte schon als Gymnasiast den Zionistenkongreß 1903 in Basel besucht), lernte als Autodidakt hebräisch und gab später den Auswanderungs- und Lernwilligen Unterricht in dieser Sprache. Als Leiter der Zweigstelle für das Land Baden des Palästina-Amtes Berlin (Jewish Agency) hatte er viel mit den nach 1933 bedrängten jüdischen Menschen zu tun, die oft verzweifelt nach einer Auswanderungsmöglichkeit irgendwohin Ausschau hielten. Als ihm durch die immer schärfer werdenden antisemitischen Gesetze die Ausübung seines Berufes nicht mehr erlaubt war, eröffnete er zusätzlich ein Reisebüro, was allerdings nur unter dem Namen meiner Mutter zu führen möglich war. Es handelte sich auch nicht um ein Unternehmen für Ferienreisen und dergleichen, sondern diente ausschließlich den Auswanderungswilligen und -fähigen zur Vermittlung ihrer Dokumente und zur Information von Möglichkeiten bei den Reisevorbereitungen.

Im Herbst 1938 erhielt auch mein Vater für sich und seine Familie ein Zertifikat zur Einreise nach dem damaligen Palästina, doch konnte er davon keinen Gebrauch machen; denn am 9./10. November 1938 fanden in ganz Deutschland verheerende Pogrome gegen die Juden statt, während derer die Synagogen zerstört, in vielen jüdischen Wohnungen die Einrichtungen zertrümmert und die meisten jüdischen Männer unter Mißhandlungen ins Konzentrationslager Dachau eingeliefert wurden (Ereignis heute unter „Kristallnacht" bekannt). Von dort wieder herauszukommen war meistens nur erreichbar, wenn man eine baldige Auswanderungsmöglichkeit vorweisen konnte. Mein Vater gab deshalb sein Zertifikat zurück, um einem in Dachau Inhaftierten zur Befreiung zu verhelfen.

Er selber war mit noch einigen wenigen anderen jüdischen Männern in Karlsruhe nicht verhaftet worden. Der Grund seiner Verschonung ist mir bis heute unbekannt, doch vermute ich, daß er vom Regime als wichtige Hilfe bei den Auswanderungen betrachtet wurde.

Da auch unsere Lehrer alle verhaftet und interniert wurden, ließ sich der Unterricht nur teilweise und mit Unterbrechungen durch die verschonten Lehrerinnen durchführen, was sich öfters wiederholte, wenn einem Lehrer dann auch die angestrebte Auswanderung gelungen war.

Im Herbst 1939 wurde unserer Familie noch einmal ein Zertifikat zugeteilt, doch der Kriegsausbruch machte die Ausreise unmöglich.

Am 22. Oktober 1940 wurden alle Juden von Baden und der Pfalz verhaftet und während dreier Tage und Nächte mit Zügen nach Südfrankreich ins Konzentrationslager Gurs, am Rande der Pyrenäen gelegen, verfrachtet. Erlaubt war nur die Mitnahme von Gepäck, das man zu tragen imstande war, und RM 100.— pro Person.

Mein Vater war damals durch eine Fußwurzelentzündung gehbehindert, und so wurde ihm freigestellt, in Karlsruhe zu bleiben, allerdings nicht in unserer Wohnung, sondern im Städtischen Krankenhaus. Da meine Mutter und wir beiden Kinder aber auf jeden Fall mitzugehen hatten und die bei uns erschienenen Gestapobeamten keine Auskunft über Zeitdauer, Ziel und weitere Einzelheiten unserer Abreise geben wollten, entschloß er sich zum Mitgehen.

Im Lager Gurs wurde er aufgrund seiner Behinderung sofort in einer Krankenbaracke untergebracht. Meine Mutter und wir beide kamen mit den andern Frauen in eine der primitiven Baracken, die völlig leer dastanden (Ilôt K, Baracke 26), da die Franzosen nicht auf unsere Ankunft vorbereitet waren. Die entsetzlichen Lagerverhältnisse wurden in der einschlägigen Literatur schon so oft beschrieben, daß ich mich hier nur darauf beschränke mitzuteilen, daß meine Mutter sofort mit aller Beharrlichkeit versuchte, uns durch die Bemühungen der Hilfswerke möglichst schnell irgendwo außerhalb des Lagers unterbringen zu lassen. Sie wollte lieber die Trennung von uns auf sich nehmen, als uns weiterhin in solch erbärmlichen Lagerverhältnissen dahinvegetieren zu lassen.

Durch Vermittlung der OSE (Oeuvre de Secours aux Enfants) und der Quäker fanden wir Ende Februar 1941 Aufnahme in einem französischen Waisenhaus, zusammen mit einer Gruppe von insgesamt 50 Kindern aus dem Lager, im „Maison des Pupilles de la Nation" in Aspet près St-Gaudens, zwischen Pau und Toulouse gelegen.

Da wir noch kein Französisch sprachen, betitelten uns die französischen Heimkinder zuerst - verständlicherweise - als „sales boches" ... Im Laufe der Zeit lernten wir jedoch ihre Sprache sprechen, und es gab keine weiteren Probleme mehr. Einige von uns konnten später sogar den zumeist aus unteren sozialen Schichten stammenden, auch manchmal intellektuell schwächeren Kindern bei den Aufgaben in französischer Sprache behilflich sein. Wir selber wurden anfänglich von öfters wechselnden Personen betreut,

die zumeist ebenfalls als Flüchtlinge im Dorfe Aspet wohnten, bis dann zwei Ehepaare (Wildstrom und Ebel) über längere Zeit unsere Betreuung übernahmen und dadurch eine gleichmäßigere Erziehung und Unterricht garantierten, ebenso die Einhaltung der jüdischen Feiertage.

Im Frühsommer 1942 wurden meine Schwester und ich mit einer weiteren Kameradin aus unserer Gruppe in ein jüdisches Mädchenheim der OSE, in der Nähe von Limoges gelegen (Château du Couret, La Jonchère près Ambazac), verlegt. Es wurde uns erlaubt, auf dem Weg dorthin unsere Eltern während einer Woche im Lager Récébédou, wohin sie in der Zwischenzeit von Gurs aus transferiert worden waren, zu besuchen. Es war dies das letzte Mal, daß wir sie sehen und bei ihnen sein konnten.

Auch noch viele andere Bekannte aus Karlsruhe trafen wir dort; Lehrer, Eltern ehemaliger Mitschüler, Freunde unserer Eltern; eine bekannte Pianistin aus Mannheim, die während unserer Aufenthaltszeit in der Kulturbaracke ein Konzert gab. Sie alle wurden – wie sich erst viele Jahre nach Kriegsende herausstellte – keine drei Monate später der Vernichtung in Auschwitz zugeführt.

Unsere Eltern überlebten bis Mai 1944, nachdem sie noch durch verschiedene andere Lager geschoben wurden (Masseube, Nexon, Reillanne, Drancy), dann wurden auch sie unbarmherzig ermordet.

Die letzte Nachricht auf einer Postkarte, in der Hast von meiner Mutter mit Bleistift notiert, datiert vom 12. Mai 1944 und mit dem Zensurstempel des „Oberkommando der Wehrmacht" versehen, lautet: „Geliebte Kinder, wir gehen weg. Ich weiß nicht, ob wir nochmals schreiben können. Lebet wohl. Innige Küsse. Eure Eltern" ...

Die Lage für die jüdische Bevölkerung in Frankreich spitzte sich immer mehr zu, vor allem, nachdem auch der südliche Teil des Landes von den Deutschen – Gestapo und Wehrmacht – besetzt

und drangsaliert wurde. Bis November 1942 war nur der nördliche Abschnitt Frankreichs von den deutschen Besatzern direkt beherrscht; beide Landesteile waren durch die sogenannte „Demarkationslinie" getrennt, welche nur illegal von Juden und sonstigen Verfolgten und Gehetzten überschritten werden konnte.

Die Jagd begann zuerst auf die ausländischen jüdischen Menschen. Im Heim Le Couret waren die Heimleiter und auch manche der Erzieherinnen polnischer Herkunft, und so mußten sie Ende März 1943 eines Nachts Hals über Kopf flüchten und untertauchen, um der Verschickung nach Möglichkeit zu entgehen. Einige Zeit vorher waren auch schon etliche Mädchen des Heimes von der eifrigen Vichy-Miliz abgeholt und „zur Arbeit" nach Deutschland verschickt worden, was sich zu viel späteren Zeiten jedoch als Verschickung in den Tod herausstellte.

Die OSE-Verantwortlichen versuchten deshalb, so gut es ging, alle jungen Menschen über 16 Jahren zu verstecken, versehen mit falschen Identitätskarten, und/oder sie in die Schweiz zu schmuggeln. Auch ich bekam eines Tages einen falschen Ausweis, lautend auf den Namen „Annemarie Mourer aus Haguenau", meine Schwester hieß demzufolge „Suzanne Mourer".

Im April 1943 wurden wir beide plötzlich aufgefordert, unsere Sachen zu packen und anderntags nach Limoges zu fahren, um uns einer Gruppe anzuschließen, die unter der Leitung von Monsieur Loinger, damals in einem OSE-Heim in Montintin tätig, bis zur Schweizer Grenze gebracht werden sollte. Wir kamen ohne Zwischenfall im Zug bis Grenoble, wo die Hälfte der Gruppe von ca. 50 Kindern und Jugendlichen noch am gleichen Abend illegal über die Grenze in die Schweiz gelangte. Meine Schwester und ich befanden uns bei der zweiten Hälfte, die am nächsten Abend das Wagnis zu bestehen gehabt hätte. Die Schweiz schloß aber gerade an jenem Tag wieder einmal vorübergehend die Grenzen, wie man uns mitteilte, und so saßen wir vorerst in Grenoble fest. Wir wurden bei Privatpersonen, denen man unsere wahre Identität ver-

heimlichte, in möblierten Zimmern untergebracht, und tagsüber wurde unsere Gruppe von einem jungen Mann, von dem wir nur den Vornamen „Luc" wußten, betreut. Wir aßen in immer wechselnden kleinen Bistros, machten bei schönem Wetter stets Ausflüge in die Natur, um ja nicht in der Stadt das Aufsehen der Besatzungsmacht zu erregen, und bei Regenwetter setzte man uns ins Kino, wo indessen nicht jeder Film, den wir zu sehen bekamen, unserem Alter entsprach!

Bald sah man auch in Grenoble die Deutschen immer öfter und zahlreicher patrouillieren, nachdem die italienischen „Alpini", die nicht die gleiche Furcht verbreiteten, abgezogen waren. Man hörte von sich häufenden Razzien, und so blieb unsern Betreuern vorläufig nichts anderes, als uns möglichst weit weg zu verstecken, meistens bei verläßlichen Bauern auf dem Land.

Meine Schwester und ich wurden durch die Vermittlung der Oberin der Schwestern von „Notre Dame de Sion" zu einer 10köpfigen Pariser Familie, die selber südlich von Grenoble in ihrem Landhaus in einem kleinen Weiler Zuflucht gesucht hatte, als Zimmermädchen und Köchin plaziert. Wir blieben dort, mit viel Arbeit versehen, bis Ende Juli plötzlich ein Telefon-Anruf von der OSE-Fürsorgerin aus Grenoble uns zum sofortigen Kommen aufforderte.

Nach Eintreffen in der rue Arago, wo sich das damalige OSE-Büro befand, wurden wir mit andern, uns bis dahin unbekannten Kindern zu einer neuen Gruppe zusammengestellt, die anderntags von einer jungen Frau, gekleidet wie eine katholische Pfadfinderin, abgeholt und im Zug über Annecy - Annemasse nach Machilly, an der Linie von Thonon - Evian gelegen, begleitet wurde. Von Machilly aus mußten wir uns zum acht Kilometer weiter entfernt gelegenen Grenzdorf Douvaine begeben, was durch die Umsicht unserer Begleiterin mit einem von ihr organisierten kleinen Lieferwagen geschah. Hätte sie einen solchen nicht auftreiben können, so hätten wir die Strecke in der damals herrschenden Julihitze zu Fuß zurücklegen müssen.

In Douvaine brachte uns die Frau zum katholischen Pfarrhaus, wo wir im von einer Mauer abgeschirmten Pfarrgarten den Einbruch der Nacht und das Erscheinen von zwei Männern abwarten mußten; diese begleiteten uns dann auf verschlungenen Pfaden durch Feld und Wald bis zum Stacheldraht an der Grenze, durchschnitten diesen von unten her und wiesen uns dann hindurch und einen Abhang hinab. Den etwas weiter in einem Auenwald liegenden Grenzbach mußten wir allein finden und durchschreiten, und dann erst befanden wir uns in der Schweiz und waren gerettet.

Der uns beherbergende französische Pfarrer und seine zwei Helfer wurden ein halbes Jahre später, im Februar 1944, von der Gestapo verhaftet und nach Deutschland in verschiedene Konzentrationslager eingeliefert, von wo keiner mehr zurückkam ...

In der Schweiz kam unsere Gruppe zuerst in ein Auffanglager mitten in Genf (Schulhaus Charmilles), bald darauf verloren wir jeglichen Kontakt zueinander. Meine Schwester und ich wurden nach ca. 14 Tagen ins „Camp du Bout du Monde" im Champel-Quartier verlegt, von dort aus etwas später nach La Rosiaz auf der Anhöhe von Lausanne.

Am 15. September 1943 kamen wir durch die Vermittlung des „Schweizer Hilfswerks für Emigrantenkinder" zu einer jungen Schweizer Gärtnersfamilie in ein Dorf nahe bei Bern. Meine Schwester konnte dort noch einige Jahre die Schule besuchen, die sie dann mit dem Sekundarschulabschluß beendete. Da ich inzwischen 16 Jahre alt geworden war, war für mich die offizielle Schulpflicht vorüber; ich konnte jedoch ein Haushaltlehrjahr bei unserer Gastfamilie absolvieren.

Da bei einem Verbleib in der Schweiz gemäß damaligen Vorschriften der Fremdenpolizei mir als Berufsausübung nur Haushalt oder Krankenpflege offenstand, wählte ich die erstere Tätigkeit, um möglichst bald eigenes Geld verdienen zu können. Das Berner Hilfswerk wollte mir indessen eine gute Grundausbildung vermit-

teln und sandte mich deshalb in eine damals sehr renommierte Haushaltungsschule nach St. Gallen, wo ich mich während eines Internatsjahres und anschließend durch ein obligatorisches Praktikum in einem ausgewählten Privathaushalt zur Haushaltsleiterin ausbilden lassen konnte. Nach Lehrabschluß kehrte ich nach Bern zurück, wo ich während drei Jahren im Haushalt arbeitete. 1951 besuchte ich einen halbjährigen Handelsschulkurs, auf eigene Kosten und auch auf eigenes Risiko, da mir die Fremdenpolizei die spätere Bewilligung zur Ausübung einer Tätigkeit außerhalb des Haushaltes nicht vorgängig garantieren wollte.

Durch Vermittlung der Handelsschule fand ich dann eine Sekretärinnenstelle in einer Engrosfirma der Elektrobranche, deren Chef meine Anstellungsbewilligung der Fremdenpolizei abgetrotzt hatte. Aus Dankbarkeit blieb ich bis zu seiner Pensonierung in der gleichen Firma, insgesamt siebeneinhalb Jahre.

Im Sommer 1959 wechselte ich ins Sekretariat der ärztlichen Direktion der Psychiatrischen Universitätsklinik Waldau bei Bern, wo ich während der nächsten dreieinhalb Jahre einen sehr interessanten Einblick in alle Höhen und Tiefen der menschlichen Psyche bekam.

Im Januar 1963 verließ ich diese auch für mich äußerst nützliche Arbeit, um meinen Mann, Werner Meyer, geb. 1924, zu heiraten und an seinen Wohn- und Geschäftssitz nach Bremgarten zu übersiedeln.

Ein halbes Jahr vor unserer Verlobung war ich, noch durch eigene Anstrengung und Kosten, Schweizerin und Bürgerin der Stadt Bern geworden, nachdem ich fast die ganze Zeit an meiner letzten Stelle als „staatenlose Staatsangestellte" gearbeitet hatte.

Im Dezember 1963 wurde unser Sohn Rolf Nathan, zwei Jahre später unsere Tochter Eva Elisabeth und im Mai 1968 unsere Jüngste, Caroline Esther, geboren.

In den Sommerferien 1979 fuhr mein Mann mit mir, zum ersten Mal seit den schlimmen Jugenderlebnissen, als „Reise in die Vergangenheit" zu den Orten in Frankreich zurück, wo wir Kinder und unsere Eltern gefangen gehalten oder versteckt worden waren. Es war eine über 3 000 km lange Reise. Dabei kamen wieder Erinnerungen zum Vorschein, die jahrzehntelang im Unterbewußtsein geschlummert hatten.

Im Jahr 1987 konnte ich durch mein Zeugnis dazu beitragen, daß der Pfarrer von Douvaine und seine Helfer – leider posthum – durch Yad Vashem, die Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem, geehrt und zu „Gerechten der Völker" ernannt wurden. Möge das Gedenken an diese selbstlosen Helfer, aber auch an die vielen sinnlos Ermordeten, darunter meine ganze Familie, in Ehren gehalten werden!

Gerald F. Newman

Ich, Gerald F. Newman (früher Gerhard F. Neumann), bin am 5. November 1908 in Lasdehnen, Kreis Pillkallen, Ostpreußen (Deutschland), geboren, aufgewachsen in Treptow/Rega, Pommern, wo mein Vater, Simon Neumann, zusammen mit meiner Mutter, Minna Neumann, ein Detailgeschäft betrieb.

Ich besuchte die Volksschule und das humanistische Gymnasium, studierte Jura und bestand 1932 das Referendarexamen in Kiel. Als Referendar am Landgericht Stettin wurde ich 1933 von der preußischen Regierung entlassen, weil ich Jude bin.

Infolge des von der Hitlerregierung für den 1. April 1933 angeordneten Boykotts aller jüdischen Geschäfte mußte mein Vater sein Geschäft aufgeben. Ich übersiedelte mit meinen Eltern, meinem zwei Jahre älteren Bruder Heinz, der seine Stellung als Verkäufer in einem Warenhaus, ebenso wie alle seine jüdischen Kollegen, verloren hatte und mit meiner jüngeren Schwester Ursel nach Berlin.

In Berlin betrieben mein Bruder Heinz und ich ein Tabakwaren-Engros- und Detailgeschäft, das wir 1938 wegen der zunehmenden antisemitischen Schikanen verkauften.

1939 Auswanderung mit Heinz nach Luxemburg, um dort auf unser Visum für Amerika zu warten.

10. Mai 1940 Einmarsch der deutschen Truppen in Luxemburg. Flucht auf unseren Fahrrädern nach Frankreich. Internierung in einem Fabrikgebäude in Pont-à-Mousson, Meurthe et Moselle, zwei Wochen später Überführung in die Kasematten von Fort d'Asnières bei Dijon, von da nach weiteren zwei Wochen in die staubige, mit Internierten überfüllte Ziegelei in Les Milles (B. du Rhône).

Auf Gesuch der Internierten stellte der Lagerkommandant von Les Milles einen Eisenbahnzug (später „Geisterzug" genannt) zusammen, der uns nach Bayonne bringen sollte, um der Gefahr, den vordringenden Deutschen in die Hände zu fallen, durch Einschiffung nach Nordafrika zu entgehen. Da die deutsche Armee im Anrücken war, mußte der Zug in Bayonne unverrichteter Dinge umkehren, um nach einwöchiger Fahrt in Nîmes entleert zu werden. In jener Juni-Woche wurde ein Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich vereinbart.

Endlos scheinender Marsch in glühender Hitze zu dem auf einer dürren Hochebene gelegenen unbewohnten Château St-Nicolas. Eine Mannschaft der Armee errichtete 100 Zelte. 20 Mann „wohnten" in einem rings herum mit Stroh ausgelegten Zelt. Wasser wurde mit Tankwagen heraufgefahren. Anstelle von Latrinen gab es Gräben. Durchfall entwickelte sich zum allgemeinen Lagerleiden.

Die deutsche Militärkommission kam auf der Suche nach politischen Flüchtlingen in unser Lager. Diese waren aber rechtzeitig gewarnt worden und hatten sich in Sicherheit gebracht.

Im August Auflösung des Lagers Château St-Nicolas und zurück nach Les Milles.

Im November Abtransport im Güterzug zum riesigen Hungerlager Gurs (Basses-Pyrénées). Ein kalter Winter in zugigen, ungeheizten Baracken. Alle Lagerinsassen waren geschwächt, unterernährt, hatten Läuse und bekamen Spritzen gegen Typhus, wonach man drei Tage krank war. Dort wurden wir mit dem Schriftsteller Dr. Karl Wilczynski und Sammy Schmitt bekannt und freundeten uns mit ihnen an. Wir erfuhren, daß unser Onkel Dr. Julius Woyda aus Antwerpen dort eingetroffen war und kamen mit ihm zusammen.

Da wir Affidavits (Bürgschaften) für die Auswanderung nach Amerika hatten, wurden wir durch Vermittlung von Dr. Wilczynski im

April 1941 nach Les Milles gebracht, das nun das Lager für Internierte mit Auswanderungsmöglichkeiten geworden war. Wir fanden uns mit Wilczynski und Sammy Schmitt im selben Schlafsaal. Onkel Julius traf nach uns ein und wurde im Stockwerk über uns untergebracht. Leider klappte es mit der Auswanderung infolge der durch den Krieg bedingten Schwierigkeiten nicht.

Glücklicherweise gab es Möglichkeiten, sich zu beschäftigen. Ich schloß mich einer landwirtschaftlichen Gruppe an, die täglich außerhalb des Lagers im Feld arbeitete. Heinz leitete einen Kursus im Buchbinden, das er als Schüler von einem beruflichen Buchbinder gelernt hatte, und stellte Alben für Briefmarkensammler für die YMCA in Marseille her, die das Material dafür lieferte.

Diese Atmosphäre der Rührigkeit fand ein Ende, als am 3. August 1942 das Lager von 200 Mann der Police Nationale besetzt wurde. Die Mehrzahl der Internierten (ungefähr 1 500) wurden an 2 Tagen in einen Zug verladen mit dem uns damals unbekannten Endziel Auschwitz.

Es gelang Heinz und mir und einem Kameraden, Herbert Reizenstein, dem Transport zu entgehen, indem wir uns in dem Gebäude versteckten. Unser Onkel, Dr. Julius Woyda, war leider auf unseren Vorschlag zu einem Rettungsversuch nicht eingegangen. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben und ging mit dem zweiten Transport.

Am 13. August, nachdem die 200 Mann starke Police Nationale das Lager verlassen hatte, flohen wir aus dem Lager. Ohne die Hilfe von unserem vom Transport ausgenommenen Kameraden Hans Dörnberg und dem Gardien Auguste Boyer und einem anderen Gardien, dessen Name mir entfallen ist, wäre uns das wohl nicht geglückt.

Reizenstein ging sofort nach Marseille. Heinz und ich verbrachten eine Nacht bei Luxemburger Freunden in Aix-en-Provence und

suchten am nächsten Tag das Bureau der OSE (Oeuvre de Secours aux Enfants) in Marseille auf. Sie beschafften uns Obdach.

Drei Monate lebten wir im Untergrund in Marseille, mehrmals unser Domizil wechselnd. Am 10. November warnte uns unser Gastgeber, daß deutsches Militär den Süden Frankreichs am 11. November besetzen würde. Wir folgten seinem Rat, Marseille sofort zu verlassen und seine Kusine in Font-Romeu, in den Pyrenäen, in der Nähe der spanischen Grenze aufzusuchen. Sie würde uns helfen, nach Spanien zu entkommen.

Beim ersten Aufstiegsversuch am 11. November rollte mein Bruder einen Abhang herunter. Er kam glücklicherweise mit Quetschungen und Hautabschürfungen davon. Nach einer Nacht im Freien erklommen wir am 12. November einen steilen, schneebedeckten Gipfel mit Hilfe von zwei Führern, politischen Flüchtlingen vom spanischen Bürgerkrieg, die die Kusine uns zu Hilfe geschickt hatte. Den Abstieg nach Spanien mußten wir allein vornehmen, weil sie sich nicht nach Spanien trauten.

Nach Übernachtung in einer Schäferhütte fanden wir am nächsten Morgen heraus, daß wir irrtümlich nach Frankreich abgestiegen waren. Mit Hilfe eines Bauern, der mit unseren Führern bekannt war, verabredeten wir einen Aufstieg für den nächsten Tag.

Es folgte wieder eine Nacht im Freien. Am 14. November halfen uns und einer Gruppe von Männern unsere Führer, einen sehr steilen Gipfel zu erklimmen. Nach einem gefährlichen Abstieg erreichten wir am späten Nachmittag ein Hotel in dem spanischen Wallfahrtsort Nuria.

Nach einer Woche in drei verschiedenen Gefängnissen und nach sechs Monaten im Konzentrationslager Miranda de Ebro für Gefangene aus dem Bürgerkrieg (1936 - 1939) wurde unser Lebensunterhalt von dem American Joint Distribution Committee garantiert, was zu unserer Entlassung nach Barcelona führte.

Wir mieteten ein möbliertes Zimmer bei einem kinderlosen spanischen Ehepaar. Hier lernten wir Spanisch. Wir, im ganzen 1 000 Flüchtlinge gleich uns, erhielten zweimal im Monat je 300 Peseten (gleich $ 30) für den Lebensunterhalt und freie ärztliche Versorgung vom örtlichen Büro des American Joint Distribution Committee.

Dort trafen wir einen Kameraden aus Les Milles, Herbert Gruber. Er heiratete später eine Spanierin und eröffnete ein Geschäft für Büroartikel unter ihrem Namen.

Heinz entwickelte allmählich eine philatelistische Tätigkeit.

Seitdem wir Luxemburg verlassen hatten, korrespondierten wir mit unseren Eltern durch das Internationale Rote Kreuz. In Spanien erfuhren wir, daß sie im Herbst 1942 von Berlin nach dem Konzentrationslager Theresienstadt in der Tschechoslowakei deportiert worden waren. Sie bestätigten den Empfang einiger von uns gesandter Lebensmittelpakete. Dann kam die traurige Nachricht, daß sie im Herbst 1944 nach Auschwitz transportiert worden waren.

In Spanien erneuerten wir die Korrespondenz mit unserer Schwester Ursel, die als Dienstmädchen (ihre einzige Auswanderungsmöglichkeit) nach England ausgewandert war ebenso wie unsere Kusine Hilde Schindler.

Hilde Caspary, eine Freundin aus Berlin, nahm den durch die Internierung in Frankreich unterbrochenen Briefwechsel mit mir wieder auf.

Ich korrespondierte mit unserer Kusine Irma Shapiro in New York. Sie schickte ein neues Affidavit.

Ich wollte in Amerika ein neues Leben beginnen.

Der amerikanische Konsul erklärte, daß unser Affidavit nur für einen, aber nicht für zwei ausreichend war. Einer sollte vorgehen und später den anderen nachholen. Heinz war nicht so in Eile wie ich, nach Amerika auszuwandern. Er wollte später nachkommen.

Am 4. April 1947 Ankunft in New York mit dem spanischen Dampfer Magallanes. Ich wohnte sechs Wochen bei Verwandten, fand eine Stellung als Dolmetscher für Spanisch, Packer und Laufbursche in einem Engrosgeschäft und mietete dann ein möbliertes Zimmer. Später wurde ich Verkäufer bei derselben Firma. Hier erschien eines Tages ein Kunde, ein Kamerad von Les Milles, Fred Cortell (ursprünglich Kochertaler), inzwischen verstorben. Er war einer von den wenigen, denen es gelungen war, von Les Milles nach Amerika auszuwandern.

In der Untergrundbahn traf ich zufällig Goldschmidt, einen Kameraden aus meinem Schlafsaal in Les Milles. Er war in einem Arbeitskommando in Auschwitz und hatte es überlebt.

Hilde Caspary traf Ende 1947 aus London in New York ein. Wir heirateten 1952.

Nachdem ich im September 1954 durch einen Artikel in dem in New York erscheinenden jüdischen Wochenblatt „Aufbau" wieder von Karl Wilczynski hörte, war ich mit ihm in schriftlicher Verbindung bis zu seinem Tode im Jahre 1959. Daraus ergab sich auch erneute Verbindung und Korrespondenz bis zur Gegenwart mit Sammy Schmitt.

1955 bekam ich eine Stellung als Buchhalter bei einer großen Finanzgesellschaft. Im selben Jahr starb meine Schwester Ursel in London.

Heinz, der von der Wohnung aus einen Briefmarkenhandel allmählich aufgebaut hatte, entschied sich, in Barcelona zu bleiben. Hilde

und ich besuchten ihn in Barcelona 1959. 1962 verbrachten wir mit ihm 2 Wochen in Palma de Mallorca, nachdem er eine Krebsoperation am Dickdarm überstanden hatte. 2 Jahre später griff der Krebs die Leber an. Ich besuchte ihn Ende Dezember 1964 im Krankenhaus in Barcelona, wo er im Februar 1965 seinem Leiden erlag.

1962 besuchten wir nach Heinz meine Tante Claire Marx und ihre verheirateten Söhne Edgard und Gaston in Luxemburg. Die Familie hatte im Krieg Zuflucht in Brasilien gefunden.

Anschließend besuchten wir Hildes Freunde und meine Kusine Hilde Schindler in London.

1967 ging ich als Büroangestellter in der Krankheitsbeihilfeabteilung (Medicaid) des Wohlfahrtsamtes in den Dienst der Stadt New York.

1968 wurde ich Fürsorger in derselben Abteilung der Stadt New York, wo ich die Schattenseiten des Lebens und viele Krankheiten, besonders des Alters, kennenlernte. Hier verhandelte ich oft mit spanisch sprechenden Menschen in ihrer Muttersprache.

1971 unternahm ich zusammen mit Hilde eine Reise nach Israel. Wir besuchten meine Kusinen Edith und Margot, die in den 30er Jahren als junge Menschen von Stettin nach dem damals von England beherrschten Palästina ausgewandert waren. Die zur Einwanderung erforderlichen englischen „Certificates" erhielten sie von der Zionistischen Vereinigung, die verlangte, daß sie vorher heirateten, da jedes „Certificate" ein Ehepaar zur Einwanderung berechtigte und auf diese Weise zwei Menschen mit einem Dokument aus Hitler-Deutschland befreit werden konnten. Meine Kusinen blieben mit ihren Männern, die sie nur zum Zwecke der Auswanderung oberflächlich kennengelernt hatten, zusammen. Edith lebte mit ihrem (inzwischen verstorbenen) Mann in einem bescheidenen Einfamilienhaus in der Nähe von Tel-Aviv, Margot und ihr Mann in einem Kibbuz.

Wir besuchten Hildes Kusine Lilo und Familie in einem anderen Kibbuz, aßen mit ihnen und allen Kibbuzniks im Gemeinschaftsspeisesaal und bewunderten die blühende, grüne Siedlung, die diese Pioniere in mühseliger, jahrelanger Arbeit auf dem ursprünglich brachen Boden geschaffen hatten. Es war symbolisch für das ganze Land.

In Jerusalem besuchten wir biblische und heilige Stätten, die von Juden, Christen und Mohammedanern verehrt werden, und beobachteten uralte und moderne Lebensweise in friedlichem Nebeneinander.

1975 wurde ich pensioniert.

Seit mehreren Jahren korrespondiere ich mit Mademoiselle Suzy Allemand, die meinen Bruder und mich und andere im Jahre 1942 betreut hatte. Monatelang brachte sie uns täglich Essen und die notwendigsten Bedarfsartikel des täglichen Lebens, sorgte für Unterkunft, die wir mehrmals wechseln mußten, und ermöglichte es uns, nach der Flucht aus dem Lager Les Milles in Marseille drei Monate im Untergrund zu leben. Erst im Laufe unserer Korrespondenz erfuhr ich, daß sie selber Jüdin ist und sich später selber in Sicherheit bringen mußte. Ein hilfreicher, selbstloser Mensch, eine unbesungene Heldin, die täglich ihr Leben für andere aufs Spiel setzte.

Hilde, gebürtige Berlinerin, und ich besuchten 1980 Berlin, eingeladen vom Bürgermeister als ehemalige, von Hitler verfolgte Berliner. Die einzige Person, die wir dort besuchen konnten, war meine verwitwete, christliche Kusine Wally. Mein Onkel Max Cohn hatte sie als Kind adoptiert. Auf seinen Wunsch blieb sie ihrem Glauben treu. Sie heiratete Hans Boldt, ebenfalls christlichen Glaubens. Onkel Max und seine christliche Frau, Wallys natürliche Mutter, überlebten den Krieg unter großen Schwierigkeiten und antisemitischen Schikanen in Berlin.

Hans hatte nach dem Kriege brieflich über das Schicksal meiner Eltern, Hilde Schindlers Eltern, zweier unverheirateter Tanten und einer Tante mit ihrem Mann und einem kleinen Sohn berichtet. Sie alle mußten ihre Wohnungen verlassen und in Einzelzimmer mit anderen Familien zusammenziehen. 1942 wurden sie nach und nach von der Polizei abgeholt, um abtransportiert zu werden. Keiner von ihnen kehrte zurück.

Am Sonnabend besuchten wir die Synagoge in der Fasanenstraße. Dort fanden wir eine große Anzahl junger Menschen vor, die voller Andacht dem Gottesdienst folgten. Sie waren zu einer Tagung von Katholiken aus allen Gegenden Westdeutschlands gekommen. Sie suchten den Kontakt mit Juden und hörten gespannt dem Bericht des Vorsitzenden der Gemeinde über dessen Überleben im Untergrund in Berlin während des Krieges zu. Sie konnten die Greueltaten der Nazis gegen die Juden genausowenig verstehen wie wir. Es wurde uns klar, daß diese junge Generation nicht verantwortlich ist für die Untaten der Nazis, die sie verabscheut.

Auf dringendes Anraten einer gebürtigen Amerikanerin begann ich, meine Erlebnisse in der Emigration aufzuzeichnen. Ein Teil davon, und zwar die Beschreibung der Flucht aus dem Lager Les Milles, wurde im Dezember 1984 in dem in New York erscheinenden Magazin „Jewish Currents" veröffentlicht. Bisher habe ich keinen Verleger für das ganze Werk „Miraculous Survival" (Überleben wie durch ein Wunder) finden können.

Im Feburar 1987 wurden Hilde und ich zu einem Interview in einem Radioprogramm eingeladen, wo wir über unsere Erfahrungen in der Nazizeit berichteten. Je ein Artikel von Hilde und mir, über unsere Erfahrung im Zusammenhang mit der Judenverfolgung der Nazis, erschien im Magazin „Response" im Juli 1987.

Photographieren ist ein altes Hobby von mir. Meine Naturphotographien fanden in zwei öffentlichen Ausstellungen Bewunderer und Liebhaber.

Flucht aus dem Lager Les Milles

Eine Erinnerung von Gerald F. Newmann

Es war an einem Montag, dem 3. August 1942. Zweihundert Mann der französischen Staatspolizei marschierten in militärischer Formation von je vierzig Mann in das Lager. In ihren schwarzen Uniformen und ebenso schwarzen Helmen stellten sie ein genaues Ebenbild der deutschen SS dar. Von diesem Augenblick an wandelte sich unser tägliches Dasein im Lager Les Milles auf drastische Art. Vorbei waren die Ausgangskolonnen zur Feldarbeit, die Werkstattbeschäftigung; vorbei die Ausgabe gelegentlicher Ausgangspässe nach Marseille oder Aix-en-Provence; nicht einmal ein Abendspaziergang in das Dorf von Les Milles war noch möglich.

Unser Lager wurde hermetisch von der Außenwelt abgeriegelt und in ein Sicherheitsgefängnis maximalen Prädikats verwandelt. Ein Mutiger versuchte es durch den Zaun, wurde erwischt und landete in gesicherter Einzelzelle.

Was sollte mit uns geschehen? Man ließ uns wissen, daß ein Transport nach einem jüdischen Schutzlager irgendwo in Frankreich geplant sei. Ausgenommen seien nur solche Personen unter uns mit Kindern unter drei Jahren oder solche mit einer französischen Ehefrau oder die, die eben keine Juden waren; sie allein würden in Les Milles bleiben.

Eines Tages während der zehntägigen Besatzung durch die französische Staatspolizei, erschienen die Quäker und kümmerten sich um eine uns geziemende Ernährung. Von diesem Zeitpunkt an erhielten wir die besten Mahlzeiten, die uns je während mehr als zwei Jahren in Internierungslagern zugute kamen. Man bemühte sich, uns das Leben erträglich zu gestalten. Jedoch konnte niemand etwas an unserem Schicksal ändern.

Männern, deren Frauen in Aix-en-Provence, Marseille und naheliegenden Dörfern in Internierungshotels lebten, wurde gestattet,

ihren Angehörigen zu telegrafieren, um sich in Les Milles zu vereinigen und von dort gemeinsam in das „Jüdische Schutzlager" zu übersiedeln. Prompt kamen die Frauen mit ihren Kindern.

Die Augustnächte waren angenehm warm. Die Luft war samtweich und vermischte sich mit dem Gesang der unzähligen Grillen. Zahllos funkelnde Sterne bejahten das Firmament. Der nächtliche Frieden stand in scharfem Gegensatz zum getrübten Innern der Gefangenen von Les Milles.

Zu Hunderten standen und bangten die Internierten im Vorhof, viele als vereinte Familien, nachdem Frauen mit Kindern gefolgt waren, um das ungewisse Schicksal der Väter zu teilen. Im Flüsterton bedachte man das Ungewisse und immer wieder die Hauptfrage: Was wird geschehen?

Ein paar Tage nach ihrer Ankunft wurden die Kinder per Autobus in ein Waisenhaus geführt. Dies wurde durch die Intervention der OSE erreicht (Organisation de Secours aux Enfants). Ein geschickter Internierter namens Bier, der den Kindern auf den Bus half, streckte sich flach am Boden desselben aus und entschlüpfte so dem Lager, ohne entdeckt zu werden.

Die allgemeine Stimmung der fünfzehnhundert Gefangenen war Verzweiflung und Hilflosigkeit. Der überwiegende Eindruck eines schrecklichen Geschehens stand allen vor Augen.

Trotz allem gaben Heinz und ich nicht nach. Wir suchten nach einem Ausweg. Unsere genaue Kenntnis der Struktur der früheren Ziegelsteinfabrik, die jetzt unser Lager war, und von dem diesbezüglichen Umbau sollte sich in unschätzbarem Maße bewähren. Es war uns bekannt, daß das Erdgeschoß einen unbenutzten Raum enthielt, dessen ursprünglicher Eingang vom Flur mit einer Ziegelmauer verschlossen worden war. Wir nahmen weiter an, daß ein anderer Einlaß zu diesem Raum, eine Holztür gegenüber der Maschinenhalle, vernagelt war und daß eben dieser Raum als Ver-

steck benutzt werden konnte. Heinz entdeckte, daß es möglich war, diesen Raum zu erreichen, und zwar durch ein Oberlicht, welches wir leicht durch ein Fenster eines uns anliegenden Schlafsaals erreichen konnten.

Heinz fabrizierte ein Seil, indem er drei Kordelstränge zusammenflocht. Leider war der Strick zu schwach für unsern Zweck. Ich unterhielt mich mit Jules, einem unserer regulären Aufseher, dem die Proviantversorgung oblag. Glücklicherweise waren wir gut Freund miteinander, so daß ich ihm unseren Fluchtversuch ohne Sorge anvertrauen konnte. Er seinerseits hatte mich bereits wissen lassen, daß er in deutscher Gefangenschaft gewesen war und daß es ihm dennoch gelungen war, von einem Transportzug nach Deutschland zu entkommen. Er schaffte es, eine Öffnung am Boden des Transportwagens auszusägen und nachts, als der Zug im Bahnhof anzog, schlüpfte er durch die Öffnung und landete zwischen dem Geleise. Seine Knie hatte er mit Decken geschützt. So gab der Gute auch mir eine Handsäge, um die Flucht in ähnlicher Lage zu erleichtern. Dennoch waren unsere derzeitigen Belange anderer Natur.

Ich bat ihn um ein stärkeres Seil. Kurze Zeit später brachte er mir ein langes Schiffstau von dicker und starker Güte. Wir freuten uns königlich und stärkten somit unser Vertrauen in unser Abenteuer. Das war ein Treffer, und Heinz beendete sein mühsames Flechtwerk.

Wir zogen auch andere Fluchtpläne in Betracht. Da gab es zum Beispiel eine kleine Abstellkammer neben unserem Schlafsaal, mit einer Stahltür und ausgelagerten Matratzen, Holzbetten und dergleichen. In diesem Raum erkannte ich die Gelegenheit eines Verstecks, indem ich die gelagerten Objekte in eine ordentliche Unordnung brachte. Der Plan gäbe einigen Personen die Möglichkeit, flach am Boden unter all dem Durcheinander in der Hoffnung zu verharren, nicht entdeckt zu werden.

Da war auch Onkel Julius, dem wir die Wahl ließen, entweder mit uns durchs Oberlicht zu klettern oder das Versteck im Abstellraum zu versuchen. Er wies halt beide Möglichkeiten ab. Der Gute hatte schon alle Hoffnung verloren und sich seinem Schicksal ergeben, was immer auch geschehen mochte. Und so kam es dann, daß er mit allen andern verfrachtet wurde. Ein Lebenszeichen von ihm gab es bis heute nicht mehr. Später erfuhren wir, daß einer unserer Leidensgenossen unsere Vorbereitungen beobachtet hatte und sich während des Abtransports in der Abstellkammer versteckt hielt. So hat er sich vor der Deportation nach Auschwitz gerettet.

Ein anderer Internierter eines anliegenden Schlafsaals bot uns weitere Hilfe an, dem Lager zu entrinnen. Herr K., ein deutscher Jude, war als Liaisonsperson zwischen den Internierten und der Lagerverwaltung angestellt. Als Wortführer für die Internierten vertrat er diese vor dem Kommandanten des Lagers und vermittelte ebenfalls dessen Wünsche und Befehle. Ich stand auf gutem Fuß mit ihm.

Wir beobachteten ihn und wußten, daß er täglich zum Vertreter der Präfektur ging (die Provinzialregierung in Marseille mit Amtsbüro im Lager selbst). Der Delegierte beschäftigte sich mit der Fertigstellung der Abtransportlisten. Herr K. brachte uns auf einige Ideen, aber keine war uns schmackhaft.

Eines Tages befragte er mich, ob Jules, der Aufseher über die Vorräte, uns nicht zur Flucht verhelfen könnte, da ich mich doch gut mit ihm verstand. Ich war jedoch auf der Hut und erwiderte, daß man so etwas nicht von dem guten Mann erwarten könnte. Da war nämlich etwas vor einigen Wochen über den Herrn K. durchgesickert, woran ich zu diesem Zeitpunkt mich weigerte zu glauben. Man sagte, er sei ein Handlanger für die französische Verwaltung. Es war mir nicht klar, warum er uns anging. Ich konnte ihm einfach nicht trauen, vermutete vielmehr ein fragwürdiges Interesse an unserem Vorhaben.

Bei weiterer Gelegenheit schlug er uns eine Flucht mit Hilfe eines Offiziers der Staatspolizei vor, den er gut kannte. Am nächsten Tag ließ er uns wissen, daß der Delegierte der Präfektur ihm angeboten hätte, sieben seiner persönlichen Freunde von der Abtransportliste zu streichen; er brauche bloß die Namen der sieben Personen anzugeben. Herr K. deutete auf Heinz und mich, uns unter die glücklichen Sieben zählen zu dürfen.

Herr K. war natürlich auch selbst der Gefahr der Deportation ausgesetzt. Selbstsicherheit hinsichtlich der Ausnahme seiner eigenen Person von der Abtransportliste veranlaßte ihn jedoch, fast seine ganze Garderobe bei Frau und Kindern in Aix-en-Provence zu halten. Ebenso wies er sie nicht an, ihm zu folgen. Trotz seines Zutrauens blieb ich vorsichtig und gab ihm keinen Anhalt über unsere wirklichen Pläne.

Am Montag, den 10. August geschah das Erwartete. Der Appell fand im Vorhof statt. Diejenigen, deren Namen von A bis J begannen, sollten vortreten. Der Befehl ließ alle ihre Habe aus den Schlafsälen holen. Sodann wurden sie mit ihren Frauen durch die Tore zum naheliegenden Bahnhof gebracht. Der Zug wurde in aller Eile bestiegen, ohne die geringste Gelegenheit, Freunden und Leidensgefährten ein kurzes Wiedersehen zu gönnen.

Ein harter Schlag für alle, die blieben. Äußerlich ruhig und deprimiert, verblieb jedoch kein Herz ohne Trauer und Furcht. Das Gefühl der Hilflosigkeit und des Versagens hinsichtlich der unvermeidlichen Katastrophe war überwältigend. Man war wie vom Blitz getroffen. Eines wußten wir: Wir sind die Nächsten.

Natürlich wurde es uns später bestätigt, was wir zu diesem Zeitpunkt ahnten, nämlich der Alptraum der Endstation dieser armen Menschen, das deutsche Ausrottungslager Auschwitz in Polen.

Am Dienstag erfuhren wir, daß der nächste Transport Mittwoch, den 12. August stattfinden sollte. Dienstag abend erhielten wir den

Befehl, uns mit Gepäck Mittwoch um acht Uhr morgens im Vorhof zum Appell zu melden. Nun war uns alles klar. An demselben Dienstag abend erwischte die Staatspolizei einige Männer, die sich in verschiedenen Sektionen des Gebäudes versteckt hielten. Mehrmals rannten sie über das Dach, von wo wir unser geplantes Versteck erreichen wollten. Sie nahmen einen unserer Zimmergenossen fest, Herrn Strauß, der sich irgendwo im Gebäude aufhielt. Zusammen mit dem Rest der Ertappten wurde er in einem Sonderraum unter strenger Überwachung festgehalten. Das Unglück unserer Leidensgenossen ließ uns bange und zweifelnd hinsichtlich des Gelingens unseres Versuchs werden.

Vor acht Uhr morgens mußten wir unser Versteck erreichen. Heinz und ich saßen brütend über unsere mißliche Lage. Zunächst mußten wir abwarten, bis alle einschliefen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Bei Fehlschlag unseres Versuchs erwartete uns die Deportation am nächsten Morgen. Wir hatten nichts zu verlieren. Bei Entdeckung würden wir sowieso im Zug landen. Bei Erfolg jedoch verblieb uns die Chance, unsere Freiheit zu gewinnen. Es war jedes Risiko wert. So verharrten die quälenden Gedanken durch die lange Nacht.

Um drei Uhr morgens war es totenstill. Alle waren fest eingeschlafen. Es war Zeit zu handeln. Unser Freund und Zimmergenosse Hans Doernberg näherte sich uns mit dem Hinweis, nicht länger zu zögern. Doernberg hatte ein Dokument mit dem Nachweis, daß er mit einer Französin verheiratet war, folglich war er vom Transport ausgeschlossen. Früh schon schenkten wir ihm Vertrauen, und unser Plan war ihm bekannt.

Eine weitere Person sollte unsere Flucht teilen. Unser Zimmergenosse und Freund, Herbert Reizenstein näherte sich uns einige Tage vorher in verzweifelter Suche nach einem Entkommen. Sein Wille war stark, und wir konnten ihm vertrauen. Er war genau so nervös wie wir selbst. Wir erklärten uns einverstanden.

Jeder von uns dreien nahm eine Decke, etwas gespartes Brot von der täglichen Ration und ein paar Flaschen Trinkwasser, welches uns acht Tage lang reichen sollte. Wir näherten uns dem vorbestimmten Fenster des anliegenden Schlafsaals. Ein weiterer Freund, ein älterer Mensch, der sich seinem Schicksal ergeben hatte, lag wach auf seinem Bett nahe am Fenster. Unser Plan war ihm bekannt, und er gab uns seinen Segen.

Nun durchs Fenster auf das Dach, ein paar Schritte, und das Oberlicht war erreicht. Wir öffneten es und fanden den Einschnapphaken, an dem wir das Seil befestigten und mit äußerster Vorsicht niederließen. Herbert glitt als erster am Seil hinunter. Plötzlich ein leichtes Geräusch beim Erreichen des Bodens, als trete er auf zerbrochenes Glas. Wir hielten den Atem an in unserer Besorgnis, aber nichts geschah. Nun zogen wir das Seil an, verknüpften es mit einer Decke und ließen es vorsichtig und langsam abgleiten. Dieser Akt wurde zweimal wiederholt, bis alle Decken gut verstaut waren. Sodann ließ sich Heinz hinunter, und ich folgte als letzter.

Nun mußte das Seil vom Haken los, wenn es uns nicht verraten sollte, denn am Morgen würde man uns suchen. Ängstliche Minuten vergingen nebst eifrigem Schwingen, bis das Seil endlich vom Haken schlüpfte und zu Boden fiel. Der Tag brach an. Im Halbdunkeln krochen wir in eine Ecke des Raums. Dort gab es ein paar Strohballen, Teile von Ziegeln und Fliesen in dem sonst leeren Raum.

Wir wurden von Stimmen und Pfeifen überrascht, die aus der Maschinenhalle kamen. Diese wurde in der Tat von der Staatspolizei als Quartier benutzt. Erst in diesem Moment wurde uns klar, daß die Tür, welche unseren Raum von der Maschinenhalle trennte und von der wir annahmen, daß sie voll vernagelt war, erstaunlicherweise offen stand! Wir waren entsetzt bei dem Gedanken, daß die Wächter einfach hineintraten und uns fanden. Wir blieben mäuschenstill und krochen so weit wie möglich von der Tür weg. Keine Panik. Der Wille zu überleben war stark, die Nerven und Gemüt kontrolliert.

Über uns belebten sich alle Schlafsäle. Jedermann stand auf zum Kaffee und Appell. Nach kurzer Aktivität wurde es wieder sehr still; die Schlafsäle leerten sich, und alle Welt befand sich im Vorhof. Aber sehr bald wurde diese Stille durch den Lärm von rennenden Militärstiefeln unterbrochen; alle Säle wurden durchkämmt. Die Posten der Staatspolizei suchten nach ein paar fehlenden Personen. Unsere Herzen klopften stark. Würde man uns finden?

Erneute Stille. Wir wußten, daß die Mehrheit der Internierten den Zug bestiegen hatte und daß nur ein paar wenigen der Abtransport und die damit verbundene Deportation erspart blieb. Der Tag verstrich und es wurde Nacht. Wir hörten das Schnarchen der Posten in der Maschinenhalle. Es blieb ungewiß, wie lange wir in unserem kalten und feuchten Versteck verharren mußten.

Am folgenden Morgen hörten wir die Motoren von Lastwagen und Pfeifsignale. Der Lärm verhallte, dann wieder Totenstille. Es war Donnerstag, zehn Uhr morgens.

Plötzlich fiel eine Spielkarte vom Oberlicht. Ein vereinbartes Signal mit der Andeutung, daß die Staatspolizei das Lager verlassen hatte. Unser Freund und Zimmergenosse, Hans Doernberg, dem, wie schon angedeutet, unser Versteck bekannt war, ließ die Trumpfkarte fallen. Ein paar Minuten später kam er durch die offene Tür aus der Maschinenhalle und gab uns ein Zeichen, daß wir unser Versteck verlassen könnten. Er fragte uns, ob wir das Lager am Mittag verlassen wollten. Wir stimmten sofort zu. Er hatte bereits einen unserer regulären Wächter namens Charles informiert. Er führte die erste Kolonne zum Trinkbrunnen, wo wir unsere Flaschen füllen konnten. Die Internierten hatten Gelegenheit, stündlich mit einem Wächter von einem außerhalb des Lagers liegenden Brunnen Trinkwasser zu holen. Jedoch wurden die Wasserkolonnen während der Besatzung des Lagers durch die Staatspolizei eingestellt. Jetzt konnte der Wasserbetrieb wieder aufgenommen werden. Doernberg hatte unseren zuverlässigen Wächter, Charles, über unseren Fluchtversuch vom Lager eingeweiht.

Wie schon bemerkt, war Doernberg einer der wenigen glücklichen Internierten, die vom Abtransport ausgeschlossen waren. Während seine Freistellung auf dem Umstand beruhte, daß seine Frau Französin war, gab es andere Privilegierte, deren Kinder unter drei Jahren alt waren oder die einfach keine Juden waren. Nunmehr fühlten wir uns erleichtert und sicher. Es blieben schätzungsweise einhundert Internierte übrig, die von der Deportation freigestellt waren. Die Lagerverwaltung wußte nicht, wo wir verblieben waren und machte auch keine Anstalten, nach uns zu suchen. Wir rasierten uns gerade im Schlafsaal, da kam unversehens Herr K. hart an uns vorbei. Es beliebte ihm, uns zu übersehen. Gestaunt hat er sicherlich, als er uns sah. Jedoch spielte er den Uninteressierten. Er, der vorgeschlagen hatte, unsere Namen von der Deportationsliste zu löschen, hatte nicht einen einzigen seiner Freunde gerettet. Es überraschte mich nicht weiter, ihn zu sehen, nachdem die meisten unserer Leute gezwungen wurden, einem unbestimmten Schicksal entgegenzufahren. Ob er uns je beim Lagerkommandanten verriet, werde ich nie wissen, da wir das Lager kurz nach seiner Entdeckung verließen.

Wir verabschiedeten uns von Doernberg, nahmen unsere Wasserflaschen und gingen um zwölf Uhr mittags zum Ausgangstor. Es war Donnerstag, der 13. August 1942. Von zwei Wächtern begleitet passierten wir das Tor, d. h. unser Wächter-Freund Charles und ein anderer, den wir nicht kannten. Reizenstein, Heinz und ich gingen den dünngesäten anderen Trägern der Gruppe voraus. Charles und der andere Wächter blieben die letzten hinter der Gruppe der anderen. Als wir den Brunnen erreichten, fanden wir diesen mit dichten Büschen umgeben. Wir waren der losen Gruppe weit voraus. Jetzt, eins, zwei, drei ..., unbemerkt von irgendjemand, rannten wir tief in das Gebüsch und weit genug weg von der Gruppe. Wir hielten uns weiterhin im Gebüsch versteckt. Niemand suchte nach uns. Ich zweifle sehr, daß sich die guten Wächter eine Notiz über die Anzahl der den Wassertransport begleitenden Personen gemacht hatten. Sie taten dies eben nicht bei dem früheren Normalbetrieb, also brauchten sie das jetzt erst recht nicht.

Dr. Heinz Peiser

Es gibt verschiedene Möglichkeiten für die Niederschrift eines Lebenslaufs, z. B. rein sachlich und damit etwas nüchtern, oder die autobiographische Ausführung, die mit interessanten Begebenheiten ergänzt ist. Ich entscheide mich für die erste Alternative.

Geboren am 3. Oktober 1915 in Berlin als Sohn eines Apothekers und des langjährigen Vorsitzenden des Verbandes deutscher Apotheker und Präsidenten der Internationalen Apotheker-Union, Erich Peiser und seiner Ehefrau Lilly, geb. Langmann, besuchte ich dort das humanistische Prinz-Heinrich-Gymnasium und legte 1934 meine Reifeprüfung (Abitur) ab.

Im gleichen Jahr übersiedelten meine Eltern und ich nach Wien. Ich inskribierte an der juristischen Fakultät der Universität und promovierte 1938 zum Doktor der Rechts- und Staatswissenschaften.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Belgien wurde ich dort am 10. Mai 1940, dem Tag des deutschen Angriffs über die Westgrenze, wie alle übrigen Ausländer verhaftet und nach Frankreich transportiert. Als aktives Mitglied der protestantischen Gruppe betätigte ich mich in den französischen Lagern Le Vigeant, St-Cyprien, Gurs und Les Milles, in denen ich zusammen mit meinem Vater interniert war, im Rahmen des Service Social.

Die Tatsache, daß Vater und Sohn die schwere Lagerzeit gemeinsam erlebten, war für uns eine große Hilfe. Es gelang uns mit List und Tücke, dem Lager zu entkommen. Mein Vater wurde im September 1942 von französischen Fischern über den Genfer See bis an das Schweizer Ufer gebracht. Ich erreichte Mitte November 1942, von Marseille startend, in Etappen bei Nacht und Nebel über das verschneite Hochgebirge die Schweiz.

Da ich aufgrund von behördlichen Anweisungen zunächst keinen Beruf ausüben durfte, besuchte ich Vorlesungen und volkswirtschaftliche Seminare an der Basler Universität. Gleichzeitig war ich bestrebt, meine englischen und französischen Sprachkenntnisse zu vervollkommnen.

Ab 1945 war ich ehrenamtlich in leitenden Funktionen mehrerer sozialer Komitees tätig, besonders betraut mit der Herstellung ständiger Kontakte zu den in Frage kommenden Behörden und verschiedenen Hilfsorganisationen. Über die Zeit meiner ehrenamtlichen Tätigkeit besitze ich sehr positiv gehaltene Bestätigungen. Als gewählter Obmann der evangelischen Flüchtlinge gehörte ich der von den Schweizer Behörden anerkannten Flüchtlingsvertretung - Délégation des Refugies en Suisse - an.

1947 wurde ich Mitarbeiter der „Maproman AG", Basel, einer Handelsfirma, die sich speziell mit dem Versand von Liebesgaben befaßte. Zu meinen Obliegenheiten gehörte u. a. die organisatorische Betreuung der Vertretungen im In- und Ausland. Während mehrerer Monate gab die Firma einen eigenen Wirtschaftsnachrichtendienst heraus. Die Redigierung dieser Mitteilungen war mir übertragen.

Die „Maproman AG" delegierte mich in den Verband Schweizer Liebesgabenfirmen, in dessen Vorstand ich nach kurzer Zeit gewählt wurde. Das mir von dieser Firma ausgestellte Zeugnis sparte nicht mit anerkennenden Worten; es war mir später von Nutzen.

1950 trat ich in die pharmazeutische Abteilung der Schweizer Vertretung der Farbwerke Hoechst AG ein. Während neun Jahren war ich am Auf- und Ausbau dieser neu gegründeten Abteilung, deren stellvertretender, handlungsbevollmächtigter Leiter ich wurde, maßgeblich beteiligt. Zu den mir übertragenen Kompetenzen gehörten u. a. der Kontakt mit den zuständigen industriellen Organisationen und Verbänden, die Durchführung der populären

Propaganda, die kaufmännische Koordinierung des Spezialitäten-Verkaufs und die interne Büro-Organisation.

Von 1959 bis 1971 war ich Geschäftsführer der deutschen Tochtergesellschaft des Schweizer pharmazeutischen Unternehmens „Robapharm AG" in Freiburg i. Br. Mit Ausnahme der rein wissenschaftlichen Belange lag die gesamte Leitung dieser Firma in meinen Händen. Nach Auflösung der deutschen Tochtergesellschaft wurde ich vom Basler Stammhaus übernommen. Zu meinen neuen Funktionen gehörten u. a. die Herstellung von Verbindungen zu anderen Firmen unserer Branche, Überwachung des deutschen pharmazeutischen Marktes, Public Relations sowie spezielle administrative und organisatorische Aufgaben.

Mein Augenleiden war der Grund, meine berufliche Tätigkeit am 31. Dezember 1975 zu beenden.

An ehrenamtlichen Positionen besteht seither bei mir kein Mangel; u. a. bin ich seit einer Reihe von Jahren Präsident des 1964 gegründeten „Berlin-Club Basel, Vereinigung der Berliner und Freunde Berlins", aktives Mitglied der „Evangelischen Arbeitsgemeinschaft Christ und Welt", ferner gehöre ich der Theatergenossenschaft Basel an.

Als deutscher Staatsangehöriger habe ich in der Schweiz das Niederlassungsrecht. Meine Tochter, aus der geschiedenen Ehe mit einer Schweizerin, ist als Dr. jur. Kollegin von mir.

Samuel Schmitt

Ich, Samuel Schmitt, bin am 20. September 1920 in Viernheim/ Hessen (Deutschland) geboren. Mein Vater Jakob war von 1905 bis 1914 Missionskaufmann (Basler Mission) in Afrika (Kamerun). Er starb, als ich zwei Jahre alt war, an den Folgen der englischen Kriegsgefangenschaft.

In Deutschland besuchte ich die Volksschule und das Realgymnasium. 1935 verließ ich Deutschland, nicht aus rassistischen, sondern religiösen Gründen. Ich verweigerte im Einverständnis mit meiner Mutter den Eintritt in die Hitlerjugend und den Hitlergruß. Meine Mutter erzog mich nach dem Wort der Bibel: Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.

Von 1936 bis 1938 besuchte ich in Basel die Kantonale Handelsschule (mit Abschlußprüfung). Ich konnte nach Beendigung der Schulzeit als Deutscher keine Lehrstelle antreten und mußte nach Deutschland zurück. Nach kurzem Aufenthalt gelang es mir, Deutschland als Rheinschiffsjunge wieder zu verlassen. Bis zum Einmarsch der Deutschen lebte ich als Flüchtling in Belgien: zuerst in Antwerpen und später im Kohlengebiet bei Genk (Limburg).

1940 Einmarsch der Deutschen - Flucht ins Landesinnere - Internierung aller Ausländer von der Straße weg: Nazis und Juden, politische Flüchtlinge und Volksdeutsche - Verschickung im überfüllten Güterwagen nach Frankreich - drei Tage ohne Wasser - erstes Lager in Frankreich: Le Vigeant; dann Überführung in das Lager St-Cyprien am Mittelmeer. Nach dem Waffenstillstand, bevor die deutsche Kommission das Lager besuchte, floh ich mit einem anderen politischen Flüchtling zu Fuß von St-Cyprien (an der spanischen Grenze) bis nach Marseille. Nach einigen Tagen wurden wir in Marseille verhaftet und getrennt. Ich konnte zuerst noch Aufnahme in einem Centre d'accueil finden und wurde dann


Ministère de l'Interieur
Direction Générale de la Surêté National
Camp Les Milles (B. d. Rh.)
..1/6/1941....
Certificat de Transitaire.
Le nommé SCHUTT Samuel ..... né le 20/9/1920 à Viernheim (All.)
a été transféré le 1.6.41 1941 du Camp de Gurs B. P. ..... au
Camp de transitaires des Milles en vue de pouvoir préparer son
émigration pour U. S. A. .....
Le Commissaire, Divisionnaire:

in das Lager Les Milles geschickt, ein Kriegsgefangenenlager, das in einer alten Ziegelei untergebracht war. Die deutschen Insassen waren inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt, und es waren nur noch Juden und politische Flüchtlinge dort. Dort traf ich Dr. Karl Wilczynski, einen Pionier des deutschen Radios; mit ihm war ich mit Unterbrechungen bis zu seinem Tod 1959 zusammen. Nach kurzer Zeit wurde das Lager aufgehoben, und wir wurden ins Lager Gurs geschickt. Nach fünf Monaten gelang es uns, Gurs als sogenannte Auswanderer zu verlassen und nach Les Milles, das inzwischen zu einem Transitlager erklärt worden war, zurückzukehren. Im Lager Les Milles war ich Chef der Jugendlichen. Empfehlungen aus der Schweiz an die YMCA halfen mir dabei sehr. Ich war in der Schweiz Mitglied des Christlichen Vereins Junger Männer gewesen. Die YMCA und andere Organisationen wie Quäker und Unitarier halfen uns, eine Schule zu gründen und verschiedene Lehrwerkstätten einzurichten.

Im Frühjahr 1942 erhielt ich einen Urlaub zum Besuch des „Maison des Roches" in Chambon sur Lignon. Dieser Urlaub wurde aber



Jugendgruppe in Les Milles (Hof der Ziegelei)



Lehrer der Jugendgruppe (n. Erinnerung v. S. Schmitt): links außen K. Wilczynski; rechts unten S. Schmitt, daneben der Maler Karl Bodeck, über ihm stehend Prof. Gelernter



Besuch des Amerikaners Tracy Strong (YMCA) in Les Milles: links außen der Jurist und Kammersänger Mosbacher, daneben K. Wilczynski, 4. v. links der stellvertr. Lagerchef Baratier, 6. v. links Tracy Strong, 3. v. rechts S. Schmitt

nicht verlängert, und ich erhielt den Befehl, ins Lager Les Milles zurückzukehren. Vor dem Eintritt ins Lager wurde ich in Marseille von einem mir bekannten Gardien Petitclerc gewarnt. Dadurch konnte ich der Rückschickung nach Deutschland und der Vergasung (ich war wegen meines Vornamens auf der Judenliste) durch die Flucht in die Schweiz entgehen. Bis zur Flucht wurde ich von einem Medizinstudenten, Igor Yerokine, der bei Dr. Lowrie im Büro der YMCA arbeitete, bei seinen Eltern versteckt.

Seit Oktober 1942 Aufenthalt in der Schweiz. Zuerst war ich in Auffang- und Arbeitslagern, dann bei Bauern und in einer Schlosserwerkstatt tätig.

1945 veröffentlichte ich mein erstes Büchlein „X, mein Partner" mit meinen Erlebnissen der Flucht und der Lageraufenthalte. Es enthielt auch ein Kapitel, das ich in Gurs geschrieben hatte. Später erschien das Buch „Das Glück, ein Narr zu sein" und „Großmutter

erzählte Geschichten aus der Bibel". In dieser Zeit wurde ich auch Redaktionsmitglied der Flüchtlingszeitung „Über die Grenzen" und wurde vom PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland als Mitglied aufgenommen.

Nachdem ich schließlich die Arbeitserlaubnis erhalten hatte, verdiente ich meinen Lebensunterhalt zuerst als Ausläufer und Magaziner, später als Büroangestellter beim Schweizerischen Arbeiter-Hilfswerk.

1947 holte ich meine Mutter aus Deutschland zu mir. 1949 wollte sie wieder zurück. Ihr zuliebe übernahm ich die Vertretung des Kunstverlags „Kunstkreis" in Deutschland. Als nach vielen Anfangsschwierigkeiten die Firma endlich florierte, brach die Luzerner Firma ihren Vertrag, und ich mußte von neuem anfangen.

Unter der Firmenbezeichnung „Viernheim-Verlag-Viernheim" (VVV) verlegte ich nun selbst Farbreproduktionen und vertrieb auch noch zusätzlich Reproduktionen ausländischer Firmen. Als Nebenabteilung hatte ich noch eine bibliophile Abteilung: Bücher, die in Handsatz und Handdruck in meiner Werkstatt hergestellt wurden. Autor und Illustrator unterzeichneten die kleinen numerierten Auflagen handschriftlich. Ich veröffentlichte u. a. eine „Zürcher Kassette" (ca. 40 signierte Beiträge, z. B. von Max Frisch) und auch zwei eigene Arbeiten „Schönheitswettbewerb bei Luzifer" und „Der Bettler Gottes". Zuletzt noch die Kassette „Über die Grenzen" (ca. 22 verschiedene Beiträge, u. a. von Max Brod).

Als ich 1967/68 in Deutschland mit Absatzschwierigkeiten zu kämpfen hatte (billige Drucke aus den USA in den Warenhäusern und die „Posterwelle" waren die Ursache), stand ich vor der Wahl, entweder ganz nach Deutschland zu ziehen und ständig zu reisen oder mir eine Stelle in der Schweiz zu suchen. Ich wählte die letztere Möglichkeit, da ich seit 1959 Bürger von Zürich war und in all den Jahren nie meinen Wohnsitz in Zürich aufgegeben hatte. 1959

heiratete ich Renate Liess. Wir haben drei Söhne: Sebastian (1961), Emanuel (1963) und Valentin (1965).

Seit Oktober 1968 arbeitete ich als Revisor beim Schweizerischen Kaufmännischen Verband. Ich vertrat die kaufmännischen Berufsschulen, deren Träger der SKV ist, gegenüber dem Ministerium (Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, BIGA).

Den Verlag in Deutschland habe ich aufgegeben, betreibe ihn aber noch als Hobby von Zürich aus. Neben Reproduktionen und bibliophilen Büchern habe ich in letzter Zeit auch noch ein paar kleine Schriften herausgegeben. Prof. Dr. Andreas Liess: Fragmente I-IV. Eine Arbeit meiner Frau, „Collagen". 1983 veröffentlichte ich eine Arbeit von mir, „Am Rande notiert", die meine persönlichen Erlebnisse mit Juden und dem Judentum behandelt. 1984 veröffentlichte ich Karikaturen von Werner Saul Curry, die in einer französischen Zeitung in den Jahren 1934 - 1938 erschienen waren. Diese Folgen „Der kleine Diktator" waren ein Versuch Sauls, vor der Diktatur zu warnen.

Seit Ende 1985 bin ich pensioniert.

Jetzt bin ich im Vorstand der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft im Kanton Zürich.

Ende 1987 wurde ich aufgefordert, mit anderen ehemaligen Internierten der Südfranzösischen Gefangenenlager während des Krieges am Film „Lager des Schweigens" mitzuwirken.

Bei den Dreharbeiten in Gurs lernte ich den Oberrabbiner von Lausanne, Dr. Georges Vadnai, kennen. Durch ihn wurde ich angeregt, mein Buch „Am Rande notiert" über mein Leben zusammen mit Juden und mein Erleben des Judentums neu zu bearbeiten und zu erweitern. Zu dieser neuen Fassung schrieb Dr. Vadnai dann das Vorwort.

Barackenkameraden

Erinnerungen von Samuel Schmitt*

Ich sitze allein auf meinem selbstgezimmerten Schemel vor dem schon erkalteten Ofen. Rund um mich her ist es still und ruhig. Alle anderen Barackeninsassen haben schon ihr Lager aufgesucht.

Nur unser Nachtlicht brennt noch. Eine Pappschachtel ist über die elektrische Birne gezogen, die einen kleinen Lichtstrahl auf den darunter stehenden Tisch wirft, auf dem schon die beiden Blecheimer für den morgigen Kaffeeholer bereitstehen. Ein Stöhnen oder Krächzen unterbricht manchmal die Stille. In der hinteren Ecke schnarchen zwei; doch das Geräusch dringt nicht ganz bis zur Mitte.

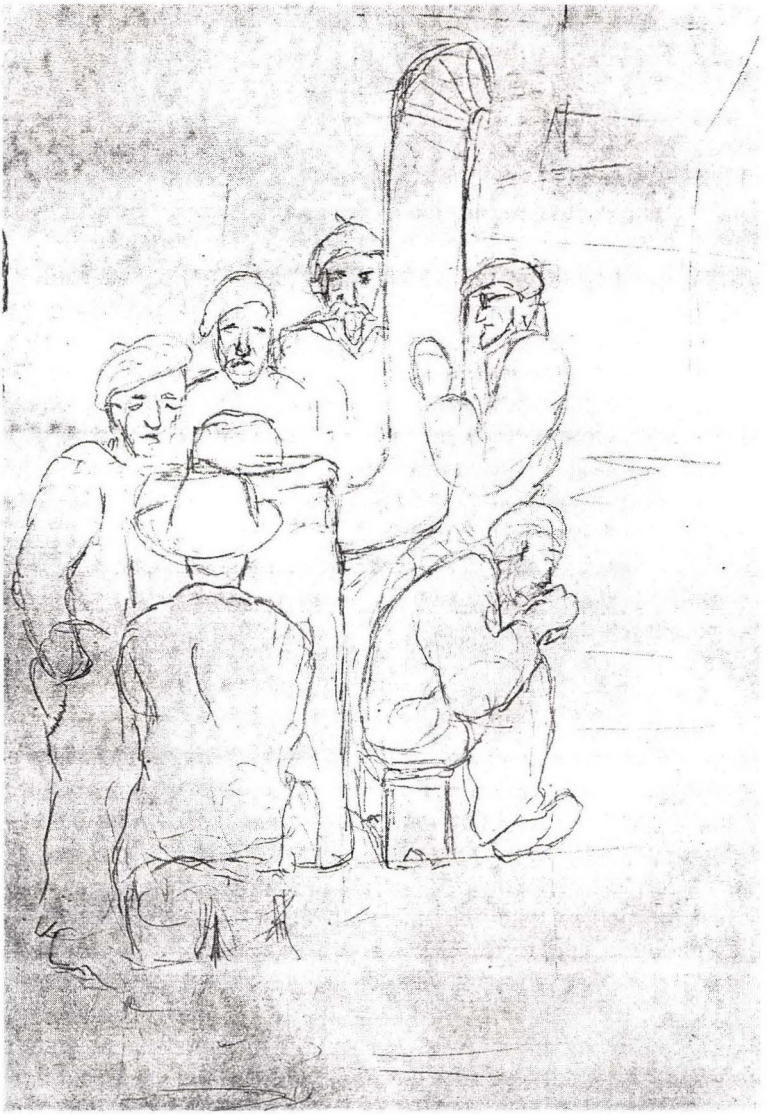
Ich sehe durch das Dämmerlicht meine Kameraden in allen möglichen Lagen auf ihrem Stroh.

Kameraden?

Ist das eigentlich richtig? Sind wir Kameraden?

Das Wort „Kameradschaft" wird hier so viel gebraucht.

Aber ist der alte Mann, der gerade hier rechts liegt, wirklich ein Kamerad? Ein alter, abgefeimter Betrüger. Spielt den alten, verblödeten, hilflosen Greis, singt zur Belustigung der Barackeninsassen Wotans Abschiedsgesang und Siegfrieds Schwertlied. Brüchig und widerlich ist seine Stimme; doch tritt er wie ein alter Kammersänger auf. Jedem von uns hat er von seiner Frau und seiner Tochter in Buenos Aires erzählt. Seine Tochter soll dort eine berühmte Geigerin sein, und seine Frau hat zu verschiedenen hochstehenden Regierungspersonen allerbeste Beziehungen. Dem einen oder anderen von uns, dem er gerade besonders wohl will, hat er versprochen, wenn ihm an einer Auswanderung nach Argentinien etwas gelegen sei, seiner Frau für ihn zu schreiben, die es dann dank ihrer



Zeichnung von Samuel Schmitt: ... wenn in Les Milles mal der Ofen brannte

Beziehungen ermöglichen kann, daß der Betreffende registriert wird, was sonst recht schwierig ist. Geld oder Bezahlung verlangt er nicht dafür. O nein! Bei seinem Vermögen! Er brüstet sich immer damit, wieviel er sogar hier bei seinen Verwandten in Nizza habe, die ihm auch Mandate und Pakete schicken. Nein, Bezahlung nimmt er nicht, aber er legt es einem nahe, vielleicht die Hälfte des Flugpostportos zu bezahlen. Aber auch das nicht immer. Nach einiger Zeit kommt er dann freudestrahlend mit einem Briefe von seiner lieben Frau, worin sie ihm mitteilt, daß sein Freund, Herr X., registriert ist. Der Preis der Registrierung schwankt zwischen ein und fünf Pesos. Natürlich, das läßt sich der gute Mann, zu einem hohen Kurs umgerechnet, ersetzen, was durchaus verständlich ist und auch der glückliche Quotenbesitzer freudig tut. Die Sache ging ganz gut, solange es nicht viele waren. Auf einmal erzählte der eine dem andern von seinen herrlichen Auswanderungsmöglichkeiten, und die Sache wurde populär. Die schönen Briefe der lieben Frau wurden verglichen... und plötzlich - o Schreck! - merkte man, daß die Briefe gar nicht von Argentinien kamen, sondern von dem „Kammersänger" selbst verfaßt worden waren. Der Schreck wurde noch größer, als bekannt wurde, daß er gar keine Beziehung mehr zu seiner Frau in Buenos Aires habe. Er sei schon lange von ihr geschieden. Sie sei froh, ihn los zu sein.

Ein anderer Barackeninsasse ist der Gutsbesitzer Dr. B. Dieser ehemalige Privatdozent ist mit seinem Bruder zusammen im Lager. Vor ungefähr sechs Jahren haben sich die beiden in Frankreich ein Obstgut gekauft, das sie zusammen bewirtschafteten. Jetzt sind sie auch interniert und wollen Kameraden sein. Aber wie ist das möglich, wenn sich die beiden Brüder selbst betrügen? Der Doktor hat ein Paket von seiner Frau bekommen. Der Bruder ist gerade nicht da, als er es öffnet. Schnell verschwindet eine Tafel Schokolade in der Tasche. Brüderchen ist gerade auf der Latrine. Schnell wird eine dicke Scheibe Brot abgesäbelt und dick beschmiert. Brüderchen bekommt nachher eine dünne Schnitte, denn das Brot ist rar und muß eingeteilt werden.

Ihnen gegenüber liegen noch zwei „Kapitalisten", wie der Baracken-Fachausdruck für die Besitzenden lautet. Der eine davon ist auch ein Gutsbesitzer. Er hat eine schöne Milchwirtschaft in der Nähe von Lyon. Während er hier sitzt, verdient seine Frau ruhig weiter. Leider hat dieser liebe Mann eine Krankheit: Er lebt ständig in der Angst, daß er eines Tages entlassen wird und dann nicht genug Geld in der Tasche hat.

Beinahe jeder von uns hat einen eigenen Stuhl. Wer sich selbst keinen herstellen kann, kann einen kaufen, nicht gerade billig; aber immerhin, wenn man die Arbeit und Mühe bedenkt, die der Hersteller hat, so sind die Preise doch nicht übertrieben hoch. Das Holz und die Nägel müssen ja in den meisten Fällen zuerst gestohlen werden. Das ist die Hauptarbeit und nicht ungefährlich. Die Herstellung wird nicht hoch berechnet. Stühle oder Schemel sind unentbehrlich. Man kann nicht immer stehen oder auf dem Strohsack herumliegen. Tagsüber ist das auch verboten. Schon des ewigen Regenwetters wegen ist es nicht ratsam, den Strohsack zu benutzen, da der ganze Schmutz in die Baracke getragen wird. Gutsbesitzer B. leistet sich keinen Schemel, lieber läßt er sich hundertmal am Tage von fremden Stühlen herunterjagen. Daß der liebe Mann immer der erste ist, der sich ausschließt, wenn für die Allgemeinheit gesammelt wird, aber ebenso der erste zum Empfangen, wenn etwas verteilt wird, ist klar.

Sein Nachbar ist ein „Akademiker". Er ist gerade das Gegenteil vom Gutsbesitzer. Der beste Stuhl ist in seinem Besitz und fressen tut er, man kann ruhig sagen, „fressen" tut er die herrlichsten Dinge. Während er sie laut schmatzend herunterschlingt, erzählt er, wie gut der Schinken mit Ei oder die Eiernudeln mit Konfitüre schmecken. Er hat nämlich dank seines Geldes Beziehungen mit der Außenwelt, und allerhand wird ihm herangeschleppt. Uns läuft beim Anblick solcher Herrlichkeiten das Wasser im Munde zusammen.

Genug von diesen Leuten. Sie sind alle ungefähr gleich: Geschäftstüchtig und geizig, aufgeblasen und blöde.

Im Gegensatz zu ihnen sind die „Proletarier", wie sie sich selbst nennen, freigebiger, und auf den ersten Blick könnte man meinen, sie seien alle gute Kameraden. Ich wandte mich am Anfang vertrauensvoll an sie. Ich war wirklich sehr enttäuscht, als ich merkte, daß auch hier alles Schein ist.

Mein Nachbar ist der „Ober- oder Hauptprolet". Den Namen habe ich ihm gegeben, weil er bei jedem dritten Wort sein Proletentum nachdrücklich betont. Dabei ist er gar kein richtiger Prolet, wenigstens nicht für unseren Barackenbegriff. Zugegeben: Geld hat er nicht viel. Dafür bekommt er aber von seiner Frau riesige Lebensmittelpakete, die hier viel mehr wert sind als bares Geld, für das man sich doch nur Ersatzsüßigkeiten oder Obst kaufen kann. Von diesen Paketen gibt er auch mal etwas ab, aber nur an seinen Kompagnon oder an noch zwei andere, von denen er Nutzen und Unterstützung hat.

Er und sein Kompagnon beherrschen die Baracke. Sie haben eine Wäscherei gegründet. Irgendwo haben sie einen großen Emailletopf ergaunert und dadurch den Vorteil, die Wäsche kochen zu können und eventuelle Läuse und Läusebrut zu vernichten. Diesen Vorteil nützen die beiden auch ordentlich aus, indem sie saftige Preise diktieren. Und wehe demjenigen, der Geld hat und nicht bei ihnen waschen läßt! Dem kann es ergehen wie jenem alten Wucherer, der wegen Brotwuchers ins Straf-Ilôt und dann, mit Läusen besät, nach drei Wochen zurückkam. Dieser alte Geizhals wollte den beiden „Herren der Baracke" trotzen und ließ bei einem anderen seine Wäsche waschen, der billiger arbeitete. Die beiden ließen sich das einmal gefallen. Das nächste Mal untersuchten sie kurzerhand seine Kleider, und wirklich - es waren Läuse darin. Nun war es um den guten Alten geschehen. Er wurde in die Läusebaracke verbannt. Er fühlte, daß er dort verkommen würde und versuchte noch einmal zurückzukehren. Aber die beiden Proleten mit

ihrem Anhang überschrien alles, und dem Alten wurde der Zutritt zu unserer Baracke für immer verboten.

Ein Unikum war „Spund". Er hatte zwar auch einen richtigen, bürgerlichen Namen, aber man kannte ihn nur unter dem Namen „Spund". Den Namen hatte er sich selbst gegeben und aus Wien mitgebracht. Dort hatte er nämlich den ehrlichen Beruf eines Praterausrufers bekleidet. Er konnte ganze Abende lang von seinen Erlebnissen erzählen: Wie er in Ungarn als kommunistischer Kämpfer gestritten hatte; wie er zu seiner Karriere als Ausrufer gekommen und der beste Anreißer im Prater geworden war; wie man das macht, daß einem das Publikum auf den Leim geht; wie man ausruft, wenn es sich um die Dame ohne Unterleib handelt oder um die tätowierte Dame oder um den Affenmenschen; wie man eine Wahrsagerin ankündigt und wie man selbst wahrsagt. Alles waren ganz primitive Tricks. Man wunderte sich nur, wie es möglich war, daß Leute auf solchen Humbug hereinfallen konnten.

„Spund" hatte sich hauptsächlich auf das Wahrsagen bei Frauen spezialisiert. Als wir ein paar Mal Frauenbesuch aus den anderen Ilôts hatten, konnten wir seine Fähigkeiten bewundern. Er nahm die Hand eines Mädchens, schaute lange auf die Handfläche und brummelte etwas: „Wie äußerst interessant!" oder „Seltsam, seltsam", sah ihr dann unverwandt ins Gesicht, dann nochmals auf die Hand und ließ sie dann plötzlich fallen. Und schwieg. Meist war das Mädchen dann schon neugierig geworden. Es fragte wieso und warum? „Spund" antwortete mit der Gegenfrage: „Wann sind sie geboren?" - „Ach so - in der Jungfrau! Das ist interessant. Ganz, wie ich es dachte. Sie haben den oder den Charakter ..." und so fort.

„Spund" hatte niemanden, der ihm ein Paket schicken konnte. Er hatte auch gar kein Geld. Aber er hatte bald eine gute Kalle (das ist jiddisch und heißt Freundin, Braut) gefunden. Oder waren es mehrere? Und so wurde für ihn gesorgt.

Beim Eintritt in die Baracke sah man sofort links „König". Das war ein großer Débrouillard, das ist einer, der sich überall durchfindet und allen Situationen gewachsen ist. Gleich von Anfang an hatte er sich den Posten eines Barackenchefs erschwindelt und tyrannisierte die Insassen nach Noten. Er nahm sich die schönste und hellste Ecke und einen so großen Platz, wie er sonst zwei Leuten genügen mußte. Er nannte sich Künstler, Bildhauer, Maler. Was er je gemacht hat, weiß ich nicht. Im Lager malte er. Was er malte, das weiß ich nicht. Es waren bunte, wirre Striche und Kleckse, wild durcheinander. Hin und wieder wäre vielleicht eine seiner „köstlichen" Malereien als Tapetenmuster verwendbar gewesen. Er nannte sie Expressionismus, gelegentlich aber auch Futurismus. Er war Kommunist und sprach in den höchsten Tönen über Kameradschaft und von sich als Kamerad.

Als Barackenchef machte er die Kantineneinkäufe, und jedes Mal kam es so, daß man ihn betrogen hatte. Dabei lebte er im Verhältnis zu uns gar nicht schlecht. Eines Tages machte ich zufällig die Kantineneinkäufe. Da kam es heraus: Man hatte nicht ihn, sondern er hatte uns gehörig betrogen. Der „gute Kamerad" hatte auf unsere Kosten billig und gut gelebt. Gut ist nicht im allgemeinen Sinn zu nehmen; es ist nur im Verhältnis zu der gesamten Lage zu verstehen. Nun war es natürlich aus mit ihm. Er wurde gezwungen, als Barackenchef zurückzutreten, und an seine Stelle wurde ein anderer gewählt.

Jetzt war es aber mit „König" noch lange nicht aus. Er kam auf neue Touren; er entdeckte neue Einnahmequellen, nämlich sein religiöses Herz. Von früher her war er mit dem Leiter einer religiösen Gruppe unseres Ilôts befreundet; sie wußten nämlich zuviel voneinander. Dieser Mann wohnte nicht in unserer Baracke. Ich möchte auch nicht viel über diesen Leiter schreiben. Er war alles, nur nicht das, was er vertrat. Er erzählte von seiner Vorkämpferschaft als Kommunist. In den Lagern hatte er herausgefunden, daß man eventuell als religiös eingestellter Mensch mehr verdienen könne, deshalb machte er jetzt auf Christentum. Als Leiter verteil-

te er die Liebesgaben. Ich muß schon sagen: Er verteilte ... Zuerst kamen seine intimen Freunde, dann die Gesinnungsgenossen, zu denen auch „König" gehörte, dann irgendwelche Leute, die Einfluß hatten, und, wenn noch irgend etwas übrig blieb, ließ er es seinen „Glaubensgenossen" zukommen. „König" war also Nehmer zweiter lasse geworden. Um Nehmer erster Klasse zu sein, war er zu häßlich und reizlos. Fromm sein hinderte ihn aber nicht, sich damit zu brüsten, wie er als Flüchtling in Holland den jüdisch-orthodoxen Flüchtling gespielt und eine ganze Gemeinde betrogen hatte. Ja, er sei eben ein geborenes Genie. Niemand habe gemerkt, daß er alles nur nachgeplappert habe. In kurzer Zeit hätte er es gelernt, zu „dafenen" (beten) wie einer, der mit Paies und im Kaftan geboren sei. Als ihm das Frommsein nicht rentabel genug erschien, begann er sich den „Kapitalisten" unserer Baracke zuzuwenden und vor ihnen zu kriechen. Er kochte für sie das Essen. Und er konnte gut kochen.

Ja, bei näherem Hinsehen merkte ich, daß unsere „Proleten" genau so schlecht waren wie die „Kapitalisten". Nur zeigte es sich bei ihnen auf eine andere Art. Der „Kapitalist" sucht seine Machtgelüste zu befriedigen, indem er mit seinem Geld auftrumpft oder besticht. Der „Prolet" stellt dem die brutale Gewalt oder seine hinterlistige Verräterei gegenüber. So war vor drei Tagen ein kleiner Aufruhr in unserem Ilôt. Man hatte es gewagt, ungenießbares Essen zurückzuweisen. Man suchte später die Rädelsführer und fand sie auch schnell. Sie wurden strafweise in ein anderes, schlechteres Ilôt versetzt. Dabei kam heraus, daß unser Hauptprolet der Verräter war. Er war Barackenspitzel bei der Verwaltung. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch, daß er den Streik vor der Abfahrt nach Gurs verraten hatte.

Plötzlich bricht Lärm aus. Donnerkeil! Was ist das?

„Schlagt sie tot! Schnell - schnell! Dort - dort - läuft sie. Döskopp - dort! Ach - jetzt ist sie fort. Du bist schuld, Idiot!"

Rattenjagd. Eine Riesenratte rennt über Körper und Köpfe und schreckt alle vom Stroh auf. Mit einem Male ist alles wach, und die Rattenjagd beginnt – leider ohne Erfolg. Bald schläft wieder alles wie zuvor.

Als ich nach dieser Rattenjagd wieder in meiner Kameradschaftsbetrachtung fortfahren will, ekelt es mich. Ich habe genug von den Menschen. Ja, früher hat man sie nicht so gesehen. Sie wußten sich zu verstellen. Sie spielten Rollen. Aber jetzt sind die Masken gefallen. Jeder gibt sich so, wie er in Wahrheit ist.

Aber halt – wie bin ich denn? Sehe ich vielleicht nur den Splitter in des anderen Auge und nicht den Balken in meinem eigenen?

Ekel erfaßt mich nicht nur allein vor den anderen, sondern auch vor mir selbst. Ich möchte fliehen, weit weg fliehen von allem, an irgendeinen einsamen Ort und nichts mehr sehen und hören von den Menschen, die so tief gefallen sind, oft tief unter das Tier.

Aber wenn ich wirklich einen Ort der Einsamkeit finde, nach dem ich mich sehne, was habe ich dann erreicht? Wozu bin ich denn da? Ist es nicht der krasse Egoismus, der diesen Wunsch erzeugt? Mein Wunsch kann nicht richtig sein.

Jetzt fallen mir noch zwei Barackeninsassen ein, die ich im Augenblick gar nicht beachtet hatte.

Nein, ich muß sagen, das sind wirklich andere Menschen, mindestens in meinen Augen. Wohl sind sie arm; aber sie teilen von dem wenigen, das sie besitzen, noch mit anderen. Ich muß einen von ihnen fragen, wie er über Kameradschaft denkt. Ich gehe zu dem, der in der Nähe des Ofens liegt. Er schläft noch nicht.

„Was ist Kameradschaft?“ frage ich ihn.

„Kameradschaft ist nur möglich unter Menschen, die sich durch das gleiche Schicksal und gleiche Gesinnung verbunden wissen."

Ja, er hat recht.

Kameradschaft kann nur unter Gleichgesinnten sein.

Aber schon wieder kommen mir Zweifel und Fragen. Werden in einer Gemeinschaft, die nur Gutes in der Welt will, nicht die „falschen Kameraden" die Führung an sich reißen, wie bei uns in der Baracke, in der die Anständigen durch die brutale Gewalt der anderen in den Hintergrund gedrängt werden?

Nein, die Gemeinschaft, wenn sie dauernde Kameradschaft sein soll, darf nicht nur weltliche Ziele haben, es muß ein höheres Ziel da sein. Dem Menschen darf keine Gelegenheit gegeben werden, seine Herrschaftsgelüste zu befriedigen.

Aber gibt es überhaupt so etwas? Und wo?

Da fallen mir die Worte Christi ein: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Hier ist also ein überweltliches Ziel. Wie schön wird alle Begierde nach menschlicher Herrschsucht durch die einfachen Worte dessen unterbunden, der gesagt hat: „Und welcher unter euch will der Vornehmste sein, der soll euer aller Knecht sein."

Ja, aber was wollte Jesus noch?

Und wieder, wie einfach klingen seine Worte: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben und deinen Nächsten wie dich selbst."

Wer ist denn mein Nächster? Jesus antwortet mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, indem er sagt: „Jeder Mensch ist dein Nächster." Und an einer anderen Stelle sagt er wieder: „Liebet

eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen."

Nein, das kann ich noch nicht.

Voll Bewunderung schaue ich auf den, der selbst am Kreuz noch sagen konnte: „Vater, vergib ihnen!"

Bevor ich mich jetzt schlafen lege, werde ich diesen Jesus bitten, daß er mich lehre, meine Mitmenschen auch so zu lieben wie er.

* Aus dem Gurser Tagebuch, 1945 in Zürich in meinem Buch „X, mein Partner" (Wanderer Verlag) erschienen.

Frédéric Schoenfeld

Soweit mein Gedächtnis mich nicht verlassen hat, möchte ich für die Nachwelt sowie für meine Kinder und Enkel festhalten, was grosso-modo mein Leben und meine Lebenserfahrungen waren.

Geboren am 3. September 1906 in Györ, einer Industriestadt in Ungarn, halbwegs zwischen Wien und Budapest, habe ich leider schon im Alter von 9 1/2 Jahren meine Mutter verloren. Mein Vater war Viehhändler und daher viel unterwegs und war somit gezwungen, meine Erziehung einem Kindermädchen zu überlassen.

Mein Vater verehelichte sich wieder und aus dieser zweiten Ehe gingen meine beiden Schwestern Nelly und Mimi hervor.

Ich besuchte in Bruck a. d. Leitha die dortige Bürgerschule und später das Lyceum, um die deutsche Sprache grammatikalisch zu erlernen. Anschließend habe ich in Wien den Aufnahmewettbewerb für die Handelsakademie mit Erfolg bestanden und diese Mittelschule mit der Reifeprüfung (Matura) beendet.

Durch einen Onkel habe ich eine Anstellung in einer Großhandelsfirma gefunden. Die Firma befaßte sich mit dem Vertrieb von Bauernkopftüchern für Österreich, Ungarn und Jugoslawien, später auch mit dem Vertrieb von Seiden- und Wollstoffen für die Haute Couture.

Ich konnte in dieser kurzen Zwischenzeit in dieser Firma als sehr junger Mann, ohne fachliche Vorbildung, eine aufstrebende Karriere mit vielen Reisen und internationalen Verbindungen aufbauen.

Nach dem Anschluß, Ende März 1938, nahm ein staatlicher Verwalter den Platz meines ehemaligen Chefs ein, unser Seniorchef hatte sich das Leben genommen. Dieser „Sachverwalter" hatte keinerlei

Ahnung vom Geschäftsgang, er schickte mich zum Einkauf nach Deutschland und zum Verkauf nach Jugoslawien und Ungarn. Dank dieses sogenannten Sachverwalters erhielt ich von der Handelskammer einen Reisepaß mit Ausreisevisa für mehrere Reisen, dies war für einen Juden ein außergewöhnlicher Fall. Ich bin ein wirtschaftlich wertvoller Jude geworden. Ich möchte hervorheben, daß ich diese Reisen für mich soweit genutzt hatte, um die ungarische Staatsbürgerschaft wiederzuerlangen und um mit einem solchen Paß meine spätere Flucht vorzubereiten.

Meine Bemühungen waren leider nicht erfolgreich, ich konnte aber immerhin legal nach Wien zurückkehren und mir auch einen griechisch-orthodoxen Taufschein beschaffen, was mir wiederum erlaubte, ein jugoslawisches Visum zu erhalten. Allerdings wurde ich bei der Einreise nach Jugoslawien verhaftet und in verschiedenen Gefängnissen zusammen mit Dieben und anderem Gesindel eingesperrt. Dank eines Kunden aus Zagreb, der sich bei den Behörden für mich einsetzte, kam ich wieder frei, wurde über die Grenze abgeschoben, ohne aber den Deutschen direkt ausgeliefert zu werden.

Gewarnt durch einen nicht-jüdischen Freund, daß ich auf der schwarzen Liste der Gestapo sei, habe ich sofort mit einem Freund Wien wieder verlassen und bin illegal via Köln nach Belgien gereist. In der Zwischenzeit konnte ein alter Freund eine Einreisegenehmigung für England für meine beiden Schwestern beschaffen, was diesen beiden erlaubte, aus Wien auszureisen. Hingegen konnte ich leider gar nichts für meine Eltern erreichen.

Am 10. Mai Beginn des Einmarsches der Deutschen in Belgien, Bombardierungen und Fallschirmspringer, 5. Kolonne, Desorganisation des belgischen Staates. Mittels Lautsprecher werden alle Ausländer aufgefordert, sich ohne Verzug mit Verpflegung für 48 Stunden in der nächstliegenden Kaserne einzufinden. Mein Freund und ich haben uns gestellt und wurden sofort per Viehwaggon, ohne Verpflegung und ohne Wasser, eingepfercht wie Vieh, mit un-

bekanntem Zielort weggeschafft. Unser Zug wurde mehrfach bombardiert, es gab Tote und auch Selbstmorde. Nach mehreren Tagen Irrfahrt wurden wir im berüchtigten ehemaligen Lager für Spanienkämpfer, St-Cyprien, ausgeladen. Dort blieb ich vom 20. Mai bis Oktober. Nach einer teilweisen Überschwemmung des Lagers wurden wir per Fußmarsch in das Lager Gurs (Basses Pyrénées) geschafft.

In diesem berüchtigten Lager lebten 60 Menschen, mehr tot als lebendig, zusammengepfercht in einer Baracke. Als eigener Schlafplatz diente ein alter, schon abgelegter Strohsack, keinerlei hygienische Anlagen, rund um die Baracken Morast, der sich nach dem geringsten Regenfall in praktisch unbegehbaren Schlamm verwandelte, ungenießbare, mangelhafte Ernährung, die auf längere Sicht alle zum Tode verurteilte, Schwarzhandel für all die, die es sich noch irgendwie leisten konnten.

Eine erste Flucht mißlang, bei einer Wiederholung gelang es mir, bis nach Toulouse zu kommen. Mit der Hilfe eines jüdischen Komitees wurde ich in ein Auffanglager gebracht mit dem Namen Récébédou. Nach einer Denunziation ging es wieder unter Bewachung zurück nach Gurs und dort in die Strafbaracke.

Ein Onkel, der in Los Angeles wohnte, verschaffte mir ein Affidavit für die Einreise in die USA. Dank dieses wertvollen Papieres wurde ich in das Lager Les Milles überstellt, ein Lager, welches die Internierten, die eine Einreisemöglichkeit für ein anderes Land nachweisen konnten, beherbergte. So konnte ich vorerst in Les Milles verbleiben, einem Lager, welches aus einer 3stöckigen, fensterlosen, alten, verkommenen Ziegelei bestand, deren Böden vollkommen mit Staub und Dreck belegt waren. Wir mußten auch auf alten Strohsäcken ohne jegliche Hygiene leben, ein Wasserhahn für Hunderte von Menschen, sehr schlechte Nahrung, bestehend aus Rüben und Topinambur und etwas Brot als einzige wertvolle Nahrung jeden Tag.

Les Milles befand sich in der Nähe von Aix-en-Provence und somit in nächster Nähe von Marseille, wo sich ein Hilfskomitee der Quäker, die OSE, das Rabbinat von Marseille befanden, die sich so gut es ging um uns kümmerten. Die Internierten besaßen die Möglichkeit, sich nach Marseille zu begeben, sofern sie nachweisen konnten, daß sie dort Konsulate besuchen mußten, um ihre Ausreise zu beschleunigen. Glücklicherweise gab es hierbei solche, die dabei vergessen konnten zurückzukommen! Ich selbst mußte leider immer wieder zurückkehren, denn ohne Ausreisevisa könnte ich ja niemals legal aus Frankreich weg, hatte aber trotzdem die leise Hoffnung, irgendwann einmal nach Tasmania ausreisen zu können.

Ich wurde zum Sozialdelegierten des Lagers gewählt und hatte die Verteilung der Liebesgaben, die Korrespondenz und die Buchhaltung zu verwalten und somit die Möglichkeit, öfters als alle anderen nach Aix und nach Marseille zu fahren und mich mehr oder weniger am Schwarzmarkt zu versorgen. Ich konnte in die Badeanstalt gehen, mich von den Läusen und Flöhen reinigen und mir manchmal auch Früchte und Oliven besorgen. An Regentagen wurden in alten Konservendosen nach der Lagermethode zusammengelesene Muscheln gekocht.

Das Lager war, wie vorher schon erwähnt, ein Ausreisetransitlager. Einige konnten daher, wie mein Freund Lewy, davon profitieren und ausreisen. Anfang 1942 hatte die Vichy-Regierung, die uns keinesfalls freundlich gesinnt war, die Gelegenheit ergriffen, sich der jüdischen Flüchtlinge mit Hilfe der Nazis zu entledigen und dies, ohne daß sie deutscherseits allzu fest unter Druck gesetzt worden war.

Eines Tages wurde das Lager vollkommen umstellt, die Ausgänge wurden gesperrt, die Frauen und Kinder, die außerhalb des Lagers in Marseille untergebracht waren, wurden ins Lager zurückgebracht, und unter der Leitung eines gewissen Herrn Rodélec de Porsic wurden die Lagerinsassen in Viehwagen verladen und mit unbekanntem Ziel verfrachtet. Später konnte man in Erfahrung

bringen, daß diese Menschen zuerst nach Drancy und dann sofort nach Auschwitz gebracht worden waren.

Ich wurde von dieser Deportation nur dadurch verschont, daß ich zunächst einen Taufschein vorweisen konnte. Später konnte ich auch dank meines ungarischen Geburtsscheines erreichen, daß ich von der Liste der österreichischen Emigranten gestrichen wurde.

Dazu kommt, daß eine Sozialhelferin der OSE (Oeuvre Secours Enfants) beim Kommandanten für mich vorsprach und vorbrachte, sie sei seit langem meine Braut. Leider wurde die tapfere Nicole Weil später selbst von Nizza deportiert, wo man sie hingeschickt hatte, um Kinder zu retten.

Ich vereinbarte mit meiner Gattin, wenn wir das Glück haben, Hitler zu überleben und auch das Glück haben, eine Tochter zu bekommen, ihr den Namen Nicole zu geben, in Erinnerung an Nicole Weil!

Somit war ich unfreiwilliger Zeuge der Deportation von mehr als 2 000 Juden, Männern, Frauen, Kindern, Kranker und Schwerstkranker, die auf Tragbahren zum Abtransport gebracht wurden.

Im November 1942 wurde ich gemeinsam mit einer Gruppe Bulgaren von Les Milles weggebracht, und zwar in das Department Var, in die Gegend von Draguignan, wo wir als Holzfäller arbeiten mußten. Wir waren gezwungen, in sehr schwer zugänglichem Gelände im Tage pro Mann 2 Ster Holz zu gewinnen. Ich wurde von meinen bulgarischen Kollegen bevorzugt behandelt, da ich von Les Milles her auch ihnen als Sozialdelegierten geholfen hatte. Sie waren alle ehemalige Rotspanienkämpfer.

Gewarnt, daß eine deutsche Kommission im Anmarsch sei, die für die Organisation Todt Zwangsarbeiter rekrutieren sollte, machte ich mich nach Chambéry davon, wo ich mit einem Kindertransport, organisiert durch die OSE, versuchte, mit Hilfe der Flücht-

lingsorganisation in die Schweiz zu gelangen. Es gelang uns, bei Annemasse über die Grenze in die Vororte von Genf zu kommen. Dort wurde ich gefaßt, eingesperrt und über die Grenze zurückgeschafft.

Mit Hilfe falscher Papiere konnte ich dank der Hilfsorganisationen bei der 167. ausländischen Arbeiterbrigade in der Werft von Ciotat unterkommen. Wieder mit Hilfe der UGIF landete ich dann in Moutier, der italienisch besetzten Zone, wo ich als Hilfskraft in der elektrochemischen Industrie arbeiten konnte. Ich mußte Hochöfen beschicken, im Nachtdienst von 18.00 Uhr abends bis 4.00 Uhr morgens. Sehr harte Arbeit, die mir aber erlaubte, eine 2. Lebensmittelkarte und eine zusätzliche Ration Wein und Tabak zu erhalten. Später konnte ich als Dreher arbeiten. Hierbei verlor ich allerdings durch einen Unfall die Sehnen meines rechten Daumens. Dies geschah durch Unachtsamkeit und Freude, als wir die gute Nachricht vom Sturze Mussolinis erhielten.

In Moutiers hatte ich das große Glück, meine Frau kennenzulernen, die nach dem Überfall auf Holland von dort geflüchtet war, mit der Absicht, von hier irgendwie in die Schweiz zu ihrer Familie zu gelangen.

Mit der Zeit wurde Moutiers, welches eine große Anzahl versteckter Juden beherbergte, zu gefährlich für uns, und wir entschlossen uns daher, nach Chambéry zurückzukehren. Dort halfen uns die Angestellten der Präfektur, die alle der Widerstandsbewegung ergeben waren, mit gefälschten Papieren weiter. In Chambéry konnten wir uns mit Hilfe freundlich gesinnter Menschen, nicht ohne viele gefährliche Abenteuer, bei denen wir uns und auch das wenige, das wir besaßen aufs Spiel setzten, bis zur Befreiung über Wasser halten.

Meine armen Eltern flüchteten von Wien illegal nach Budapest und wurden zu meinem Leidwesen im April 1944 nach Auschwitz deportiert, mit dem bitteren Ende, das die Mitwelt später erfuhr!

Dr. Hans Steinitz

1) Ich wurde am 9. März 1912 in Berlin geboren, wo meine Eltern ein kleines, aber durchaus erfolgreiches Engrosgeschäft mit Lederwaren betrieben. Wir wohnten in der Dresdener Straße, Ecke Alexandrinenstraße, haargenau dort, wo jetzt die „Mauer" verläuft, die die Stadt in zwei Teile zerschneidet. Ich habe eine etwas ältere Schwester, die jetzt, seit langem verheiratet und bereits mehrfache Großmutter, in Dallas (Texas/USA) wohnt. Mein Vater stammte aus Breslau und dessen Eltern und Großeltern aus Oberschlesien, meine Mutter aus Westpreußen (in der Nähe von Schneidemühl, jetzt alles polnisch), wo auch ihre gesamte Familie herkam.

2) Ich war von Anfang an, d. h. von meinem 6. Lebensjahr an, auf derselben Schule, dem Luisenstädtischen Realgymnasium in der Sebastianstraße (im Krieg zerbombt und nicht wieder aufgebaut), bis zu meinem Abitur April 1930. Ich ging anschließend an die Berliner Universität (Jura und Volkswirtschaft), blieb aber weiterhin, wie schon zuletzt als Schüler, Hörer bei der Hochschule für Politik. Im Sommer 1931 für ein Gastsemester an der Universität Heidelberg. - Frühjahr 1933 von der Berliner Universität relegiert (auf Anordnung der Staatsanwaltschaft), setzte ich das Studium in der Schweiz fort, Universität Basel, und schloß mit dem Doktordiplom ab. Die Dissertation wurde in der Zeitschrift für schweizerisches Recht abgedruckt.

3) Aber inzwischen hatte sich noch einiges ereignet. Ich war 1928, also noch als Gymnasiast, den Berliner „Jungsozialisten" beigetreten und etwas später, als Freund und Anhänger von Max Seydewitz und Kurt Rosenfeld, hatte ich mit diesen und deren Anhang die linke Absplitterung der SPD, die Sozialistische Arbeiterpartei, mitbegründet (der auch der junge Willy Brandt in Lübeck beitrat). Als einer der Führer der sozialistischen Studentenbewegung der Berliner Universität wurde ich dann im Januar 1933, wenige Tage vor

Hitlers Machtergreifung, bei einer Straßendemonstration verhaftet, floh dann nach Prag, kehrte aber nach Berlin zurück, als ich erfuhr, daß ich nur vor ein (harmloses) Jugendgericht gestellt werde. Dieses verurteilte mich zu einer kleinen Geldstrafe, worauf ich dann meine vorher blockierten Papiere der Berliner Universität erhielt.

4) Nach dem Abschluß meiner Studien mit dem Doktorat (Mai 1934; ich war damals vorübergehend der jüngste Doktor Deutschlands) ging ich nach Paris, und es begann meine eigentliche Emigration. Nach kurzen Anfangsschwierigkeiten ging ich in den Journalismus, und zwar sehr bald auch in französischer Sprache (Sportreporter für die linksstehende Pariser Abendzeitung „Ce Soir"); auf deutsch schrieb ich vorwiegend für einige Schweizer Blätter und die Pariser Emigrantenpresse. Politisch war ich daneben in einigen Emigranten-„Front Populaire"-Komitees tätig, u. a. in einem anti-hitlerischen Propaganda-Organ, das auf deutsche Besucher der Pariser Weltausstellung (1937) einzuwirken suchte.

5) Nach Kriegsausbruch 1939 kam ich zunächst in das erste Internierungslager im Stade Colombes, wurde aber nach wenigen Tagen als Staatenloser (in Deutschland war ich 1938 ausgebürgert worden) entlassen. Ich meldete mich freiwillig für die französische Armee, wurde aber nicht einberufen. Darauf übernahm ich die redaktionelle Arbeit für einen kleinen Pressedienst in Zürich, „Mondial Press", durch den dortigen Pressevertrieb Dukas vertrieben. – 1940 erfolgte die zweite, endgültige Internierung, diesmal im Stadion Buffalo, und Abtransport in ein „Prestataire" (Lager, i. e. Hilfsmannschaft der französischen Armee). Nach dem Zusammenbruch des französischen Widerstands, Juni 1940, Fußmarsch nach Limoges, dann Weiterfahrt nach Marseille, dort Demobilisierung.

6) Nach meiner Demobilisierung machte ich eine Riesendummheit. Ich erfuhr, daß Überreste der „Mondial Press" (die Eigentümerin war tschechische Bürgerin) nach Royat geflüchtet waren, und ich fuhr dorthin und nahm meine redaktionelle Tätigkeit wieder auf; dann fuhr ich in das nahegelegene Vichy, als wäre nichts gesche-

hen, und ließ mich beim Außenministerium der Regierung Pétain als Korrespondent registrieren - genau wie ich es früher in Paris getan hatte. Damit aber lenkte ich die Aufmerksamkeit der in Vichy (heimlich) allmächtigen deutschen Waffenstillstandskommission auf mich, deren Polizeiabteilung (Gestapo) sehr bald meine Internierung und Entfernung aus Vichy forderte. So erschienen eines Morgens im Herbst 1940 zwei uniformierte Gendarmen bei mir in Royat und brachten mich in 24stündiger Bahnfahrt in verschlossenem Abteil (wenn ich auf die Toilette wollte, pflanzte sich der eine Gendarm vor der Tür auf!) nach Gurs.

7) In Gurs mußte ich mich zwei Jahre lang gegen ständigen Hunger, gegen Ungeziefer, Kälte und Regen schützen. Schlimm wurde es, als ich aufgefordert wurde, die Schlüssel zu meinem Safefach (bei einer Bank in Paris) an diese einzuschicken; im Safe hatte ich nicht nur den Schmuck meiner Mutter, sondern auch hochwichtiges illegales deutsches Druckmaterial (allerdings keinerlei Namen!). Die Schmucksachen bekam ich nach Kriegsende wieder, ich mußte sie aus den Kellergewölben der Banque de France abholen! Die letzte Zeit in Gurs war ich der Arbeitskompanie zugeteilt und konnte, als Protokollführer des Lagers, einige polizeilich gesuchte „Politische" rechtzeitig warnen und dauernd die spärlichen Lebensmittelrationen heimlich „in die Höhe schwindeln".

8) Aus Gurs wurde ich nach Les Milles transferiert (Juli 1942), um die Auswanderung nach den USA zu betreiben; meine Schwester und mein Schwager hatten mir ein Affidavit verschafft. Aber kurz nach meinem Besuch auf dem US-Konsulat sperrte die Vichy-Regierung die Ausreise (weil die Deportationen nach Auschwitz begannen), und so entschloß ich mich, eines Nachts aus Les Milles zu entfliehen (über das Dach der Waschküche, die Lagermauer entlang und unter dem Drahtverhau hindurch). Dann fing es an zu regnen, so daß kein Polizeihund mehr meine Spuren entdecken konnte, und ich gelangte über Aix-en-Provence mit der Trambahn unentdeckt nach Marseille - wo ich nach drei Tagen falsche Papiere und ein Minimum von Lebensmittelmarken bekam (Walter Fa-

bian, Lutz Coppermann-Coppée und Abbé Glasberg waren unersetzliche Helfer). Ich fuhr erst nach Lyon, dann nach Evian, passierte zwei Polizeikontrollen und erreichte in abenteuerlich nächtlicher Fußtour über die Savoyer Berge, zusammen mit einigen anderen schließlich die Schweiz, wo ich in ein Flüchtlingslager eingewiesen wurde.

9) In der Schweiz blieb ich bis Frühjahr 1947: Zuerst in einem Flüchtlingsaufnahme- und Arbeitslager, dann, aus Gesundheitsgründen entlassen, in „Privatinternierung" in einem Vorort von Zürich. Meine alte Verbindung zu „Mondial Press", die nunmehr in Zürich erscheinen konnte, konnte ich weiter ausbauen und auch eine bescheidene politische Tätigkeit entfalten, zum großen Teil im Einverständnis mit den diversen schweizerischen Behörden. Im Februar 1947 unternahm ich eine Vortragsreise in die französische Besatzungszone Deutschlands (Universitäten Mainz und Freiburg) und berichtete über das Gesehene und Erlebte in der schweizerischen Presse - die Verbindungen zu dieser ausbauend. Als ich wenig später nach den USA ausreiste, hatte ich Korrespondentenaufträge des Berner „Bund", der „Thurgauer Zeitung", des „Luzerner Tagblatt" und anderer Blätter für Amerika und die dort neu entstandene UNO übernommen.

10) Ich traf im Mai 1947 per Schiff in New York ein, über Paris und Göteborg (Schweden) kommend. Ich ließ mich alsbald bei UNO und amerikanischer Regierung (State Department) akkreditieren, so daß ich meine Tätigkeit für die genannten Blätter und einige andere unverzüglich aufnehmen konnte. In New York lernte ich durch gemeinsame Freunde Frl. Lore Oppenheimer (aus Essen) kennen und heiratete sie ein Jahr später.

11) Meine Tätigkeit in den USA als Korrespondent von Schweizer Zeitungen verlief relativ ruhig. Mein Standquartier war New York, aber ich reiste sehr viel nach Washington, um an Pressekonferenzen im Weißen Haus, im State Department, an Kongreßberatungen usw. teilzunehmen und um den notwendigen Kontakt mit der

dortigen Botschaft aufrechtzuhalten. Nach etwa zwei Jahren konnte ich meine Arbeit auf Zeitungen in Westdeutschland ausdehnen und wurde Amerika-Korrespondent der „Welt", des „Rheinischen Merkur", der „Stuttgarter Zeitung" und vieler anderer; eine Zeitlang arbeitete ich auch (unbezahlt) für den sozialdemokratischen Pressedienst. Auch für deutsche Zeitungen (und Radiostationen) in den USA arbeitete ich gelegentlich, aber nur, wenn ich dazu aufgefordert wurde.

12) 1950 wurde ich amerikanischer Bürger, 1952 wurde unsere Tochter Lucy geboren. Politisch betätigte ich mich in dieser Zeit weniger, eigentlich nur im Rahmen des Journalismus; dagegen war ich sehr aktiv in der Berufs- und Standesorganisation der Auslandskorrespondenten, der „Foreign Press Association in USA", in deren Vorstand ich 1952 gewählt wurde und die ich später zwei Jahre lang, 1959 und 1960, präsidierte. 1962 errichtete der große Axel Springer Verlag in New York ein ständiges Büro, in das ich als politischer Redakteur eintrat; mein Haupt-Arbeitsgebiet war das „Hamburger Abendblatt", dort vorwiegend auch Handel und Schiffahrt, sowie die „Berliner Morgenpost" und die „Welt am Sonntag".

13) Im Jahre 1964 wurde ich aufgefordert, als „stellvertretender Chefredakteur" in die Emigrantenzeitung „Aufbau" einzutreten, ein kleines, aber intellektuell hochwertiges und überall viel beachtetes Wochenblatt - und als nur wenige Monate später der Chefredakteur starb (1965), wurde ich offiziell dessen Nachfolger. Ich übte dieses Amt 21 Jahre lang aus - und ich glaube, durchaus erfolgreich - und wurde vielfach geehrt, u. a. durch sehr hohe deutsche Orden (Großes Bundesverdienstkreuz mit Stern), einen ebenfalls sehr hohen österreichischen (den ich freiwillig empört zurückschickte, nachdem Waldheim dort Staatsoberhaupt geworden war), und die große silberne Ernst-Reuter-Medaille der Stadt Berlin.

14) 1973 mußte ich mich einer sehr schwierigen und sehr ernsten Halsoperation (Kehlkopfkrebs) unterziehen, die meine Sprechfä-

higkeit stark beeinträchtigte. Ich setzte meine Arbeit immer noch eine Weile fort, bis ich Ende 1985 von meinem Amt an der Spitze des „Aufbau" zurücktrat, damals immerhin bereits 73 Jahre alt. Seither bin ich noch in bescheidenem Umfang als frei schaffender Journalist (u. a. Kolumnist beim „Aufbau") tätig.

15) Neben meiner journalistischen Arbeit war ich mehrfach auch als Buchautor tätig. Schon 1947, bevor ich die Schweiz verließ, war in Deutschland das Buch „Regierungsformen des Auslandes" erschienen, dann später, nach meiner Teilnahme an einer amerikanischen Antarktis-Expedition (1957), kam in der Schweiz ein großes Reportagebuch, „Der siebte Kontinent", heraus, und wieder etwas später, 1967, brachte ich mein Buch „Mississippi - Geschichte eines Stromes" heraus, ebenfalls in der Schweiz - und dann war ich 1972 Mitherausgeber und Mitautor eines Buches über den „Aufbau": „Aufbau - Dokumente einer Kultur im Exil", gleichzeitig in Deutschland und in den USA erschienen. Schließlich bin ich noch Autor eines USA-Reiseführers, der, mittlerweile in sechster Auflage, bei einem deutschen Verlag erschienen ist (die 7. Auflage ist z. Z. in Vorbereitung).

16) Jetzt aber habe ich meine verschiedenen Tätigkeiten reduziert und genieße mein etwas ruhigeres Alter. Meine Tochter, inzwischen verheiratet, hat (auch) doktoriert und eine steile und erfolgreiche Karriere in der privaten Wohlfahrts- und Fürsorgearbeit aufzuweisen. Mein Familienleben ist harmonisch, meine Gesundheit, abgesehen von meinem Handicap der Sprache, ist leidlich, wir reisen viel in der Welt herum und genießen Theater, Musik, Literatur und bildende Künste. Ich hoffe, daß das noch ein paar Jahre so weitergehen wird.

Der Tod in Gurs

Von Hans Steinitz

Der Verfasser dieses Berichts, Dr. Hans Steinitz, war annähernd zwei Jahre lang, vom Anfang September 1940 bis Ende Juli 1942, im französischen Konzentrationslager Gurs interniert; dieses südfranzösische Lager war ursprünglich für Soldaten der nach Frankreich abgedrängten, geschlagenen, spanisch-republikanischen Armee eingerichtet worden, wurde aber später offiziell „Beherbergungslager" tituliert. Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges im Spätsommer 1939 wurde es zum Internierungsplatz für sogenannte feindliche Ausländer, d. h. praktisch vor allem jüdische Flüchtlinge aus Deutschland und zahllose sonstige „lästig" gewordene Ausländer, erweitert. Nach einigen Monaten wurden dort auch in großer Zahl Frauen interniert.

Während seines langen Aufenthaltes in Gurs verfaßte Dr. Steinitz heimlich ein Tagebuch oder Protokoll über das Lager, das er sich als eine Art Weißbuch dachte und das er später einmal, sollte er den Krieg überleben, veröffentlichen wollte, um den Horror dieses Lagers bekannt zu machen. In der Zeit, in der er als Sekretär der Lagerverwaltung arbeitete, hatte er eine Schreibmaschine zur Verfügung; zum Teil auf dieser, zum Teil nachts heimlich mit der Hand, schrieb er seinen Bericht nieder. Als er aus dem Lager befreit und nach dem Lager Les Milles bei Marseille transferiert wurde, gelang es ihm, den allerdings unvollendet gebliebenen Bericht heimlich aus dem Lager heraus und in die Schweiz zu schmuggeln, wo er ihn später, nach seiner halsbrecherischen Flucht aus Frankreich über die Savoyer Berge in Empfang nehmen konnte.

Als nach dem Kriege freilich die Greuel der Vernichtungslager Auschwitz, Treblinka u. a. bekannt wurden, beschloß er, seinen Bericht über Gurs, angesichts der sehr viel entsetzlicheren anderen Lager, nicht fertigzustellen, obwohl hier und da Interesse an seiner dokumentarischen Darstellung gezeigt wurde. Erst jetzt, Jahrzehnte später, hat er auf Wunsch von literarisch und verlege-

risch tätigen Freunden sein Manuskript hervorgeholt und ein Kapitel – über das Sterben in Gurs – zur Veröffentlichung in diesem Sammelband freigegeben.

Das große Sterben

Ein Bericht über das Leben in Gurs wäre unvollständig, wenn er nicht betonen würde, was das Gegenteil von „Leben" ist und unbedingt hineingehört. Das Sterben. Denn in Gurs stirbt man schneller als anderswo, die Grenzen zwischen Leben und Tod sind verwischter als draußen in der Freiheit. Der Tod ist in Gurs allgegenwärtig, die Internierten sind an seine Anwesenheit gewöhnt – so sehr gewöhnt, daß er für sie seinen Schrecken verloren hat und sie ihn mit stumpfer Resignation um sich herum walten lassen. Die furchtbare Arbeit, die die große Sense in Gurs geleistet hat und heute (1942) immer noch leistet, geht aus den Notizen eines „Alten Gursers" hervor, Augenzeuge der Ereignisse des Winters 1940/41, dem man kein Wort hinzuzufügen braucht.

Der Friedhof des Lagers Gurs liegt am Nordausgang des Lagers, noch innerhalb der Stacheldrahtumzäunung, aber außerhalb der eigentlichen Barackenstadt. Als ich ins Lager eingeliefert wurde, Anfang September 1940, ragten aus dem gelben Lehmboden, dem hier und da ein paar Grasflecken einen grünlichen Schimmer verliehen, einige Dutzend Holzbretter hervor, senkrecht in den Boden gesteckt (der Gurser Ersatz für Grabsteine), auf denen spanische Namen eingekratzt waren. Ich erkundigte mich: Die auf dem Friedhof ruhenden Toten waren Schwerkriegsbeschädigte der nach Südfrankreich abgedrängten spanisch-republikanischen Armee, deren Tage gezählt gewesen waren. Immerhin wurde meine Frage, ob diese schwerverwundeten Männer in anderen, besseren Lebensumständen, draußen in der Freiheit, in Spitälern und Sanatorien, bei sorgfältiger Pflege hätten gerettet werden können, von dem spanischen Lagerarzt, selber ein Internierter, mit vielsagendem Achselzucken beantwortet.

Sechs Monate später – ein Blick auf denselben Friedhof. Zu Hunderten und Aberhunderten reihen sich jetzt die Holztafeln aneinander, kein Grashalm kann mehr zwischen den eng aneinander gereihten, grob und locker aufgeworfenen Grabhügeln aus gelbem Lehm wachsen. Die Trostlosigkeit dieses Friedhofs kann kein Maler wiedergeben: den revoltierenden und aufwühlenden Eindruck dieser unendlichen Reihe gelber Lehmgrabhügel, schief und unordentlich, von keiner liebenden Hand mit Blumen geschmückt, von niemandem gepflegt, mit ihren windschiefen, schnell verwitternden, groben Holztafeln – ein Bild von niederschmetternder Wucht. Auf den Holztafeln stehen, nur noch mühsam lesbar, deutsch klingende Namen, und die darunter eingekratzten Geburts- und Todesdaten verkünden, daß hier viele Hunderte von Frauen und Männern, fast durchweg zwischen 40 und 70 Jahre alt, ihren ewigen Schlaf schlafen. 30 oder 40 Tote im September 1940, mehr als tausend ein halbes Jahr später – das war der Gurser Winter 40/41.

Woher kam das? Gewiß, jener Winter war besonders hart und bösartig, und vorübergehend wütete in den Ilôts (Lager-Abteilungen) eine Ruhrepidemie, die Opfer forderte. Aber es gab viel Schlimmeres: die ständige Unterernährung, der fortwährend nagende Hunger, die total unzureichenden hygienischen und sanitären Einrichtungen, der Mangel an Medikamenten und selbst den primitivsten kosmetischen Notwendigkeiten wie Seife und Zahnpasta, an Wäsche und warmer Kleidung und genügend Wolldecken, die Unmöglichkeit, sich in kalten und zugigen Baracken gegen Wind, Kälte und Feuchtigkeit zu schützen – dann die Ungeziefer-plage und dazu die moralischen und psychischen Leiden: Ungewißheit über die Zukunft, Barackenkoller, das Gefühl des Abgeschnittenseins von allen Verwandten, Freunden und allen Angehörigen und komplett von der ganzen Umwelt aufgegeben und gleichsam abgeschrieben zu sein: Alles das trug dazu bei, den Widerstandswillen der Menschen zu unterwühlen und ihre Lebenskraft zu lähmen.

Wenn ich heute, mehr als ein Jahr später, in den Akten des Ilôts X, dessen Administration ich damals angehörte und in dem zu jenem Zeitpunkt etwa 800 internierte Männer untergebracht waren, blättere, so stoße ich auf Totenscheine, Meldungen der Ilôtleitung und des Ilôtarztes von Todesfällen an die Lagerverwaltung: Dokumente, die so schaurig sind, daß sie keiner menschlichen Phantasie entsprungen sein können. Einige Beispiele:

Am 21. Dezember 1940 verstarb im Ilôt X, Baracke ..., Herbert L., 49 Jahre alt, an Herzschwäche und chronischer Unterernährung. Die Bestandsaufnahme seines Besitzes ergab: ein Hemd, eine Hose, ein Taschentuch, ein Paar Socken, eine Brieftasche mit deutschem Paß, Personalausweisen, eine Photographie einer Frau mit kleinem Jungen sowie ein Portemonnaie, enthaltend 16 frs. 50.

Am 24. Dezember 1940 verstarb im Ilôt X, Baracke ..., Leonhard G., 38 Jahre alt, an Herzschwäche, hervorgerufen durch chronische Unterernährung. Die Bestandsaufnahme seines Besitzes ergab: ein Anzug, ein Hut, ein Hemd, ein Paar Socken, ein Drehbleistift, ein Paar Schuhe, ein Portemonnaie, enthaltend 62 frs. 25.

Am 28. Dezember 1940 verstarb im Ilôt X, Baracke ..., Alfred Sp., 61 Jahre alt, an Herzschwäche und chronischer Unterernährung. Die Bestandsaufnahme seines Besitzes ergab ...

Am 29. Dezember 1940 verstarb im Ilôt X, Baracke ..., Joseph N., 50 Jahre alt, an Magen- und Herzschwäche, hervorgerufen durch chronische Unterernährung. Die Bestandsaufnahme seines Besitzes ergab ...

Diese erschütternde Liste geht weiter, Todesfall auf Todesfall. In jenen Wochen, etwa vom 15. Dezember 1940 bis 10. Januar 1941, Periode einer grausamen Kältewelle, starben im Lager Gurs täglich 15 bis 20 Menschen, vielfach Personen in den sogenannten „besten" Jahren. Namentlich in denjenigen Ilôts, in denen die Badener Juden untergebracht waren (der dortige Nazi-Gauleiter war der

erste in ganz Deutschland, der sich dank der Deportationen aus Baden nach Gurs rühmen konnte, seinen Gau „judenrein" gefegt zu haben), forderte, vor allem bei den Frauen, die erwähnte Ruhrepidemie zahlreiche Opfer, Folge der verheerenden Ernährungs- und Hygiene-Verhältnisse. In diesen Ilôts waren sogenannte Altersbaracken eingerichtet worden, in denen die mehr als 65 Jahre alten Internierten zusammengefaßt waren. Eine Maßnahme, die darum getroffen war, weil diese alten Leute geringere, noch geringere Lebensmittelrationen erhielten als die Leute in den „besten" Altersklassen.

Diese Altersbaracken boten in jenen Winterwochen den Anblick wahrer Schreckenskammern. Eng aneinander gedrängt, auf der nackten Erde, auf dünner Strohschicht oder durchgelegenen Strohsäcken ausgestreckt, vor Kälte zitternd, mit zwei Militärdecken und ihren eigenen Mänteln dürftig zugedeckt (vergleichsweise muß man wissen, daß in der französischen Armee im Winter jedem Soldaten fünf Wolldecken zur Verfügung stehen), krank, schwach, ausgehungert, von einer so erschreckenden Magerkeit, daß es schwer ist, sie anders als skeletthaft zu bezeichnen, meist außerstande, sich zu erheben, die Haut mit Floh- und Läusebissen, mit Kratzwunden und eitrigen Ausschlägen bedeckt, vereinsamt, verlassen, aufgegeben ... Es sei hier bemerkt, daß auch unter den mit internierten Kindern das Elend sehr groß war; später besserte sich dort die Lage, als eine Mission des „Secours Suisse" im Lager eintraf und Milch und feste Nahrungsmittel an die Kinder ausgab.

Aber zurück zu den Altersbaracken, die nunmehr der Tod mit seiner großen Sense betritt: In den Abendstunden bekommt der alte Joseph Z. Herzkrämpfe. Z. ist ein Landarbeiter aus Posen, ein einfacher, wenig gebildeter Mann, der zeit seines Lebens schwer gearbeitet hat. Seine schwieligen Hände liegen auf der durchlöcherten Decke, fliegen hin und her, die Augen sind starr nach oben gerichtet, sein Gesicht bekommt die Farbe von gelbem Wachs. Ist das schon ... nein, noch nicht. So leicht macht es der Tod seinen

Opfern nicht. Der Arzt des Ilots, ein junger Mitinternierter aus Wien, erscheint, er schlägt Decke und Hemd zurück, und ein Gerippe wird sichtbar, mit gelblicher, fleckiger Haut lose überspannt. Die Rippen zeichnen sich deutlich ab, die Oberschenkel haben die Dicke eines normalen Handgelenkes, und die Haut über dem Gesäß, das einmal eine pralle Rundung bildete, hängt jetzt wie ein leerer Sack in wulstigen Falten herum, in denen sich Ungeziefer eingenistet hat und wo die Haut wundgerieben ist.

Der Arzt gibt Z. eine Kampferspritze. Ein paar Stunden sind gewonnen. Der Atem wird ruhiger, die Augen verlieren ihre Starre, die Hände liegen jetzt ruhig auf der Decke. Aber der Arzt weiß, daß er dem Ende nur wenige Stunden Aufschub geboten hat und daß dieser Körper dem baldigen Tod geweiht ist. Er läßt einen Krankenwärter an Z.s Pritsche zurück.

Um Mitternacht ist die Wirkung der Kampferspritze vorbei. Eine neue Herzattacke setzt ein, und es beginnt der Todeskampf. Ununterbrochen ertönt von Z.s Pritsche ein Röcheln, gemischt mit halb erstickten Schreien und Stöhnen. Vierzig alte Männer, einer zerfallener, magerer, kränker als der andere, haben sich auf ihren Strohsäcken halb aufgerichtet und starren mit weit aufgerissenen, erschreckten Augen durch das Halbdunkel der Baracke auf den Platz, wo Z. mit einem unsichtbaren Gegner zu ringen scheint. Morgen vielleicht ich ..., das ist vermutlich der Gedanke, der sie alle beherrscht.

Z. wirft sich hin und her, rollt links und rechts vom Strohsack herunter, windet sich in Krämpfen, seine Glieder zucken in hektischen Erschütterungen, er krümmt sich und streckt sich wieder, seine Hände und Füße schlagen dumpf auf den Fußboden zu beiden Seiten der Lagerstätte. Dem Krankenwärter gelingt es nicht mehr, den halb Besinnungslosen und Phantasierenden zu bändigen. So greift er zu einem sehr einfachen Mittel: Er holt eine Schnur aus der Tasche und bindet den Sterbenden fest. Die Glieder werden an den Leib geschnürt, die Beine werden gestreckt, die Füße an die

Pritsche des Nachbarn gebunden, und unter den Schultern hindurch wird der Brustkasten mit dem kräftigen Bindfaden an einem der Stützbalken der Barackenwand festgebunden, so daß er sich nicht mehr bewegen kann. Damit wird es endlich ruhig in der Baracke, nur ab und zu durchbricht noch ein Röcheln des Sterbenden die nächtliche Stille. Der Wärter findet jetzt endlich die Muße, sich seine Tabakpfeife zu stopfen, an deren heißem Kopf er sich dann die Hände wärmen kann; denn in dieser Baracke, in der vierzig schwerkranke, fiebrige, vielleicht ebenfalls schon sterbende Greise liegen, ist das Feuer in dem einzigen kleinen Ofen, das täglich nur vier Stunden brennen kann, seit neun Uhr abends erloschen.

Gegen vier Uhr früh ist es endlich mit Z. zu Ende. Der Wärter, todmüde und durchgefroren, klopft die Pfeife aus, schlägt den Rockkragen hoch und geht schlafen, in seiner eigenen Baracke. Ja, richtig - bevor er geht, zieht er noch Z. die Decke über den Kopf; die Augen wird ihm irgend jemand morgen früh zudrücken, die Fesseln wird man abmachen, wenn die beiden Leichentransporteure mit ihrem Lastwagen ihn holen kommen. Morgen früh, gegen 8 oder 9 Uhr, wird der Wärter den Arzt hinschicken, um den Totenschein auszustellen, und dann wird er die Ilôtleitung benachrichtigen, die das kärgliche Inventar aufstellen und die Lagerverwaltung von dem Todesfall in Kenntnis setzten wird.

Die Intendanz wird dann eine Brotration weniger auszuteilen haben.

Dr. Oscar Stroh

Geboren am 20. Januar 1914 in Wien.

Doktorat an der Juristischen Fakultät in Wien, Juni 1938.

Auswanderung nach Frankreich. Lebte in der Nähe von Antibes (Biot) bis zum Ausbruch des Krieges. Nach kurzem Aufenthalt bei Ausbruch des Krieges im September 1939 im Fußballstadion von Antibes wurde ich nach Les Milles gebracht.

Erhielt im Januar 1940 ein amerikanisches Visum in Marseille und kam Ende Februar 1940 in New York mit der „De Grasse" an.

Arbeitete anfangs als Gärtner und begann im Oktober 1939 meine kommerzielle Laufbahn.

Ich trat in eine Exportfirma als Shipping Clerk ein, wurde dann Leiter der Verkehrsabteilung (Traffic Manager) und später Einkäufer für Textilien. Ich heiratete im Jahre 1946 Eva Sondheimer, die jüngste Tochter von Dr. Albert Sondheimer der bekannten Frankfurter Metallfirma Baer-Sondheimer, und im Jahre 1948 wurde ich Mitglied der Export-/Importfirma eines Konglomerats, das meinem Schwager gehörte. Ich wurde Präsident dieser Firma und war dort über 20 Jahre im Export-/Importgeschäft für Stahl tätig. Ich war für einige Zeit Direktor des American Institute for Imported Steel. Jetzt bin ich im Halbruhestand, aber weiter im Stahlgeschäft tätig.

Ich bin Mitglied der American Arbitration Association.

Ich vergaß zu erwähnen, daß ich in der „Kristallnacht" in Wien im November 1938 drei Wochen lang eingesperrt worden war, konnte aber, wie oben erwähnt, Weihnachten 1938 nach Frankreich auswandern.

Karl Urbach

Etappen in meinem Leben als deutscher Jude

1. Aufgewachsen in einer sogenannten bürgerlichen Familie.
2. Volksschule - Realreformgymnasium - Abitur.
3. Textillehre in Leipzig, 2 Jahre, ein 3. Jahr wurde mir erlassen.
4. 3 Jahre in der damals größten Weberei in Hartha,
dort verhaftet wegen Waffenschmuggels - ich habe bis heute keine Waffe in der Hand gehabt - 4 Wochen angeblich Schutzhaft, und die Rechnung lautete über DM 650,—. Nach der Entlassung wöchentliche Meldung bei der für uns zuständigen Polizeiwache, bei der noch alte SPD-Beamte tätig waren.

1935 wurde mein Vater, ehemaliger Frontkämpfer im Weltkrieg mit diversen Auszeichnungen, erschlagen. Ich war in einem jüdischen Einkaufskonzern (Grohag - jetzt Wiesbaden) tätig, der Betrieb wurde „arisiert" und alle Juden von einem zum anderen Tag entlassen. Ich arbeitete noch einige Zeit im Betrieb meines verstorbenen Vaters und dessen Bruder bis zur Flucht nach Holland. Meine Mutter kam mit mir. In Bensheim wurden wir Juden, total drei, aus dem Zug geholt und mußten dort fünf Stunden auf den nächsten Zug warten.

Meine Mutter wollte nochmal nach Leipzig zurück, wurde dort wegen Geldschmuggels, was nicht stimmte, verhaftet; war in sieben Gefängnissen und wurde in der Verhandlung in Hannover freigesprochen und kam illegal nach Belgien.

Ich hatte kein J in meinem Paß, da dieser früher ausgestellt war und konnte so von Holland nach Belgien reisen. Ich blieb dort bis Kriegsbeginn, um mit meiner Mutter zusammen zu sein.

Am 9. 5. 1940 mußten sich alle deutschen und österreichischen Juden in der Kaserne von Berchem (Antwerpen) melden. Wir wur-

den festgehalten und am nächsten Tag in Züge verladen. Wir fuhren nach Elne, wurden dort auf Lastwagen verladen und zum Lager St-Cyprien gebracht. Dort war schon ein Teil mit Spanien-Kämpfern belegt, ein 2. Lager war für die Flüchtlinge von Brüssel, und wir kamen in das Antwerpener Lager. Verbindung nach außen hatten wir nicht, zu essen gab es Wassersuppe und viele Tomaten und Aprikosen und wenig Brot!

Ich gehörte dort zu einem Freundeskreis von sieben Menschen, davon hatte einer viel Geld ($) im Schuh versteckt. Nach drei Monaten hatten viele die Ruhr - ich auch. Man erzählte, daß das Lager in Quarantäne käme. Mit Hilfe unseres Geldfreundes flüchteten wir von dort am 20. 8. 1940 unter sechsfachem Stacheldraht gegen Bezahlung von 50 Franc pro Person an einen französischen Wachsoldaten.

Wir liefen am Meer entlang bis Canet-Plage und von dort per Tram nach Perpignan. Im Hotel Post wurden wir versteckt. und am nächsten Tag ging es frühzeitig nach Toulouse. Drei Nächte haben wir auf der Straße geschlafen, dann fanden wir ein Einbettzimmer in einem Bordell, ohne davon etwas zu merken.

Man hörte in Flüchtlingskreisen, daß man besser dran wäre, nach Belgien zurück zu gehen. So mieteten wir ein Dreirad-Auto mit Fahrer und fuhren zur Demarkationslinie, schwammen bei Vierzors über Cher und Ille und wurden von deutschen Militärs festgenommen. Wir kamen ins kleine Haus-Notgefängnis, dort sind unsere Namen noch heute zu lesen. Die Behandlung war gut, nach 10 Tagen kamen wir nach Bourges, dort vor ein Kriegsgericht. Drei hohe Offiziere vernahmen uns, der Vorsitzer hatte einen hohen Rang und ließ uns zwischen den Worten merken, daß er kein Antisemit war und verurteilte uns mit einer entsprechenden Erklärung, worauf wir in die unbesetzte Zone zurückgeschickt wurden.

Wir kamen nach einer langen Reise wieder in Toulouse an und trennten uns dort. Ich hatte eine Adresse von einer Familie, die

mich aufnahm. Ich war nervlich am Ende. Am nächsten Tag suchte ich meine Kameraden und erfuhr, daß sie noch am gleichen Abend in eine Razzia gekommen waren und bereits auf den Weg nach Drancy wären!

Ein reicher Onkel von mir in Brasilien erfuhr, daß ich im Lager in Frankreich war und veranlaßte, daß man mir von Portugal Geld senden sollte. Man suchte mich in St-Cyprien. Der Bruder meines Vaters war in St-Cyprien und er veranlaßte, daß das Geld nach Toulouse geschickt wurde. Ich erhielt 2 000 Franc, und am gleichen Abend fuhr ich nach Marseille. Man glaubte, daß man dort schneller aus Frankreich heraus käme.

Der Nachtzug wurde nicht kontrolliert, nur der Tageszug, alles das war in Flüchtlingskreisen bekannt.

Ankunft in Marseille - 2 Ausgänge - einer für Ausländer mit Gendarmerie besetzt, ein anderer für Franzosen ohne Kontrolle, also war ich mit meiner Baskenmütze Franzose.

In Marseille hatte ich eine Adresse von Bekannten, die mich gleich aufnahmen, mich schlafen ließen und mir zu essen gaben, und ich traf noch diverse Bekannte aus Leipzig.

Aber man sagte mir, ich müsse mich in der Präfektur der Fremdenpolizei melden, um eine Aufenthaltskarte zu erhalten. Ich erhielt eine solche, da ich eine Wohnadresse angeben konnte. Nach kurzer Zeit kam ich auf der Camebiere in eine Razzia und anschließend in das Polizeigefängnis Brebant. Dort traf ich einen Bekannten, der gerade vor seiner Entlassung stand und mir sagte, wie man dort gegen Bezahlung von 2 000 Franc wieder herauskäme. Das nützte mir aber nichts, da ich nicht soviel Geld hatte.

Aber das Glück war mir hold, ich machte dort durch besondere Umstände Bekanntschaft mit einem belgischen Diamantär, der auch einen US-Paß hatte und mit seinem ganzen Vermögen und

Diamanten in seinem deutschen Rot-Kreuz-Auto von Antwerpen bis Marseille gekommen war. Er wollte mir etwas Geld geben, aber ich habe es nicht genommen. Er wollte dort wieder heraus, der Preis war indessen schon 5 000 Franc; er bezahlte es an die betreffende Person, einige Stunden später war er frei; und eine halbe Stunde später war ich auch frei. Er hatte die gleiche Summe ohne mein Wissen auch für mich bezahlt.

Am nächsten Tag kleidete er mich neu ein, mietete ein Zimmer für mich und sorgte dafür, daß ich als Liaison-Offizier durch den American Joint engagiert wurde, denn er fuhr nach USA und wollte sicher sein, daß ich untergebracht bin. Ich hatte einen Ausweis von der Präfektur, daß ich und meine Angehörigen als Assistence Social von allen Maßnahmen der Polizei ausgenommen sind.

Nach einem Jahr kam meine Mutter illegal nach Marseille und wohnte im gleichen Hotel wie ich, da ich den ganzen Tag beschäftigt war. Wir verabredeten uns am Spätnachmittag in einem Gartenrestaurant. Ich kam mit der Tram, sah, daß dort eine Razzia war und man u. a. meine Mutter zum nächsten Polizeirevier abführte. Ich hinterher, zeigte meinen Ausweis, man nahm diesen ab und behielt mich auch dort mit ca. 100 anderen. Wir wurden in LKWs verladen und zum Präsidium gebracht. Es waren einige anständige Gendarmen dabei, und es gelang mir, noch zu einigen Wohnungen zu fahren, um da und dort einen Koffer mit dem Allernötigsten zu holen. Am anderen Tag früh ging es weiter nach Les Milles, ca. 30 km von Marseille entfernt. Unser Comité hatte dort ein Büro eingerichtet, mit Genehmigung der Präfektur und der Lagerleitung. Als ich mit allen anderen dort ankam, fragte mein Comité-Direktor und Kollegen, warum ich mitgekommen wäre. Ich erklärte dies. Unser Direktor ging sofort zum Lagerkommandanten und erhielt für mich die Genehmigung, daß ich nicht zu den Internierten gehöre, nur meine Mutter.

Unsere Arbeit war, die Internierten sozial zu betreuen, Briefe zu schreiben etc. etc. Indessen wurden die Transportlisten vorberei-

tet, darunter auch meine Mutter. Am anderen Morgen sollten die Transporte nach Drancy beginnen. Am Abend kam ein Mitarbeiter vom Joint, er ließ sich die Transportlisten von uns geben, ging zum Kommandanten und bekam diverse junge Mädels frei. Gegen 11 Uhr kam er zurück, aber ohne die Papiere für meine Mutter.

Er versprach mir zu versuchen, meine Mutter noch von dem Transport frei zu bekommen. In der Nacht gegen 2 Uhr erhielt ich dann von ihm den Befreiungsschein, vom Lagerkommandanten unterzeichnet. Am Morgen gegen 9 Uhr konnte ich mit meiner Mutter und dem Herrn Spanier vom Joint-Lissabon das Lager verlassen, und wir kehrten nach Marseille zurück.

Am nächsten Morgen wurde ich wieder im Hotel verhaftet und wieder ins Hotel Brebant-Gefängnis gebracht. Dies regte mich nicht auf, denn ich kannte ja jetzt die dortigen Gepflogenheiten. Und so hatte ich schnell Kontakt mit dem Chef der Kantine, dem Bruder des Chauffeurs vom Polizeichef. Der Kantinenwirt behielt für sich 50 % der bezahlten Summe, und 50 % erhielt sein Bruder, und der teilte es sich mit dem Polizeichef – jeder 25 %!

Die Herren wußten, daß ich am Comité tätig war, und ich hatte diesen erzählt, was für eine große Kleiderkammer wir dort haben. Zwei Herren – Kantinenwirt und Chef der Gendarmerie – brauchten einen Wintermantel. Besprochen wurde dies in einem kleinen Zimmer mit einem damals sehr raren großen Essen gegen Schwarzmarktpreise. Ich versprach, die beiden Mäntel am nächsten Tag zu bringen, wenn ich einen Tag früher, für eine Nacht, zu meiner Mutter ins Hotel kann. Natürlich war das möglich.

Mit falschen französischen Identitätskarten, alles war schon vorher arrangiert, fuhr ich ins Hotel. Dort wartete schon unser Passeur, und zwei Tage später gelangten wir nach einer Übernachtung in Annecy auf schwierigen Wegen zur Grenze und wurden wenige Meter hinter der Grenze – wir wußten nicht, daß wir schon in der Schweiz waren – verhaftet. Wir erhielten vom Ter.-Kommando

Genf nach 15 Minuten Wartezeit die Genehmigung, in der Schweiz bleiben zu können. Alles spielte sich in St-Julien bei Genf ab.

Hier wurden wir interniert und hatten es sehr gut. Wir konnten nach Jahren ohne Angst, wenn auch auf Stroh, gut und fest schlafen.

Der Flüchtlingsleiter unter Militär-Kontrolle war ein ehemaliger guter Bekannter; durch ihn wurde ich zum Kommandanten gerufen und vom Präsidenten des Joint in Genf, Monsieur Brunschweig, empfangen; dieser durfte für mich und Mutter sorgen. Zwei Tage später in anderes Lager (Militär-Kontrolle, 9 Monate als Flüchtlings-Chef, Verbindungsmann zur jüdischen Gemeinde, dann verlegt nach Champery, und von dort ins polizeiliche Camp Hotel in Leysin, dort ausgebildet als Büroordonnanz in diversen Heimen [Flüchtlinge]) und anschließend zum Flüchtlingskommandanten gewählt.

Kriegsende, Mutter nach Belgien, ich nach Holland.

Von Holland zurück nach Leipzig, zu einer Tante (Schwester meiner Mutter, deren Mann als SPD-Mitglied - vollkommen unpolitisch - in Bautzen, Ostdeutschland getötet wurde). Habe dort in Leipzig eine ehemalige Freundin wiedergefunden.

In jüdischer Gemeinde geheiratet, nach 1949 mit Frau und Kind nach Westdeutschland geflüchtet, für US-Army tätig und 1966 in die Schweiz als Direktor des größten jüdischen Altersheims in Very, mit meiner Frau bis 1978 tätig gewesen.

Jetzt pensioniert.

Erew Schawuot in St-Cyprien

Von Karl Urbach

Zwischen Perpignan und der nahen spanischen Grenze befand sich im Jahre 1940 das bekannte und berüchtigte Interniertenlager St-Cyprien, mit vielen hunderten Holzbaracken ohne Fußboden, auf Meeressand errichtet. Das ganze riesige Lager war mit achtfachem Stacheldraht umgeben und in drei Lager unterteilt, ebenfalls mit viel Stacheldraht.

Im ersten Lager befanden sich die schon vor längerer Zeit geflüchteten Spanier, im zweiten Lager männliche, jüdische Flüchtlinge aus Antwerpen und im dritten Lager diejenigen aus Brüssel, zusammen etwa 7 000 jüdische Männer. Alle kamen zum Teil mit Güterzügen im nahen Ort Elne an und wurden von dort in das Lager St-Cyprien mit Lastwagen gebracht, begleitet von Gendarmerie mit auf uns gerichteten Gewehren. Hinter dem Stacheldraht war am Ende das Mittelmeer, aber für uns verboten, obgleich es sehr heiß war und das Schwimmen uns gut getan hätte. Denn für 100 Menschen oder zwei Baracken gab es eine Wasserleitung mit manchmal etwas Wasser. Toiletten gab es keine, nur alte Ölfässer und Gruben.

In der Ferne sahen wir die hohen Berge der Pyrenäen mit Schnee auf den höchsten Spitzen und um uns herum nur hohen Meeressand wie in der Wüste. Das Laufen fiel uns schwer, denn wir waren sehr geschwächt. Wir bekamen täglich eine sogenannte Gemüsesuppe und ab und zu große Mengen Tomaten oder Aprikosen, das war alles. Tag und Nacht starben Menschen, und den Kranken konnte nur mit der Asche verbrannter Tierknochen geholfen werden. Medikamente gab es nicht, denn wir waren ja in der Wüste. Mit der Außenwelt gab es keine Verbindung, es war sogar verboten, über den Stacheldraht hinweg mit unseren Freunden in den zwei anderen Lagern zu sprechen. Einmal flog ein deutsches Militärflugzeug über uns - sehr tief - und schon entstand Panik. Die einen sagten, die Deutschen kommen, und die anderen, der Krieg wäre zu Ende, aber beides war falsch.

In unserem Lager, dem Antwerpener Lager, befanden sich viele Rabbiner, und in zwei Tagen war Schawuot. Die Rabbiner hatten eine Besprechung und beschlossen, daß man unter freiem Himmel beten wird, daß man aber verschiedene Stellen im Gebet auslassen muß, da man keine Torarolle hatte.

Am nächsten Morgen sehr früh, am Abend sollte Erew Schawuot sein, ging von allen Seiten, aus allen Baracken ein Sturm nach der Seite des Lagertores los. Man wußte nicht warum, aber man lief mit, so schwer es uns allen fiel, geschwächt und im hohen Sand. Es mußte etwas geschehen sein - und es war etwas geschehen. Dort standen drei alte Juden im Kaftan mit langen Bärten. Sie kamen aus Antwerpen illegal durch ganz Frankreich und wurden in der Nähe von Perpignan verhaftet und bei uns eingeliefert. Ihre einzige Sorge war, mit uns beten zu können, und sie wurden darauf aufmerksam gemacht, daß man natürlich beten wird, aber daß man keine Torarolle habe, und da zeigten uns die drei alten Juden, daß sie die Torarolle mitgebracht hatten. Von Antwerpen zu uns in die Wüste.

Am nächsten Morgen wurde an drei Plätzen, zwischen den Baracken im dicken Meeressand stehend, gebetet, und von einem Platz zum anderen wurde die Torarolle gebracht, und ich glaube nicht, daß es Menschen in unserem Lager gab, die nicht gebetet haben. Wir alle glaubten, ein wahres Wunder erlebt zu haben.

Es gibt nur noch wenig Überlebende von denen, die mit uns zusammen in St-Cyprien waren, aber wer dort war, hat dieses Erlebnis nicht vergessen, weil man es nicht vergessen kann und nicht vergessen darf.

Vor einigen Jahren sprach ich in Vevey mit einem Mann, welcher seine alte Schwiegermutter in unserem Altersheim besuchte. In der Unterhaltung stellten wir fest, daß wir zusammen in St-Cyprien waren, und sofort fragte er, ob ich mich noch erinnere, wie am Erew Schawuot die drei frommen Juden mit der Torarolle ankamen.

Oberrabbiner Dr. Georg Vadnai

„So blieb ich am Leben"

Seit dem Zweiten Weltkrieg ist Gurs zu einem Symbol geworden: Symbol des Leidens und der Vernichtung. Aus diesem an der spanischen Grenze liegenden Lager wurden Zehntausende von Juden – darunter beinahe das ganz badische Judentum – nach Polen verschleppt. Als Haltestelle auf dem zum Tod führenden Weg ist Gurs trotz gewisser Unterschiede als das „französische Auschwitz" zu betrachten. Gewiß, in Frankreich selbst, in Gurs speziell, wurde niemand direkt getötet. Die SS und die Gestapo begnügten sich damit, die „schmutzige Arbeit" der Verhaftungen und Deportation der französischen Vichy-Polizei zu überlassen. Sie selbst übernahmen die Gaskammer-Kandidaten erst im Lager Drancy bei Paris, um sie nachher bei „Nacht und Nebel" verschwinden zu lassen. Zahlreiche Menschen kamen durch Gurs in den Jahren 1939–1945: spanische Republikaner, später deutsche Juden, am Ende alle ausländischen Juden, derer die Polizei in Frankreich habhaft werden konnte. Die Internierten lebten – und starben – unter den schwersten Umständen: Am Anfang gab es in den Baracken weder Betten noch Strohsäcke noch hygienische Einrichtungen, und das Essen war ebenso unzulänglich wie ungenießbar.

Ich sollte Gurs Anfang 1943 kennenlernen. Verhaftet wurde ich schon am 9. Dezember 1942. Da ich aber bei meiner Festnahme die Vichy-Polizisten derb angefahren, sie als Nazi- und Gestapo-Agenten, als „Anti-Franzosen" apostrophiert hatte, wurde ich nach meiner Einlieferung in das Hauptkommissariat von Clermont-Ferrand einer Leibesvisitation unterzogen, deren Resultat für die Inspektoren ebenso überraschend wie erfreulich war. Sie fanden in meiner Manteltasche einen echten Staatsstempel, der – der dümmste Polizist hätte es begreifen können – zur Herstellung von falschen Ausweisen bestimmt war.

Dieser glückliche Fund sollte mein Schicksal für zwei Jahre in eine neue Richtung lenken. Ich wurde im Kommissariat zurückgehalten, tagelang verhört, und der Oberkommissar von Clermont-Ferrand, H. Trotta, hat so manche Stunden seines kurzen Lebens - er wurde nach der Befreiung zum Tode verurteilt - mit mir vergeudet. Auf die Frage aber, woher ich den Stempel hatte, gelang es ihm nie, eine richtige Antwort zu bekommen. Nachdem ich nun die Gastfreundschaft der Polizei und die Gesellschaft der Ratten im Kommissariatskeller einen Monat lang genossen hatte, wurde ich aus meiner Troglodyten-Wohnung herausgeholt, gefesselt und in der Begleitung von zwei Gendarmen in das Konzentrationslager Le Vernet geschickt. Die herzliche Aufnahme, die ich in diesem irdischen Paradies erhielt, das Arthur Koestler in seinem Buch „La lie de la terre" eingehend beschrieb, wird mir ewig in Erinnerung bleiben. Kaum waren wir - ich und meine zwei uniformierten Schutzengel - in das Aufnahmebüro eingetreten, steckte mir ein Beamter einen Papierbogen unter die Nase: „Ich nehme zur Kenntnis, daß die Lagerleitung keine Haftung übernimmt, wenn ich auf der Flucht erschossen werde." Ich begann über die Folgen dieser Erklärung nachzudenken: Ich sah mich schon erschossen „auf der Flucht", im weißen Schnee, der zu dieser Jahreszeit das Lager bedeckte, verblutend, als mich eine nicht besonders zarte Stimme wachrief: „Wen sollen wir benachrichtigen, wenn Sie in diesem Lager krepieren?" Dank der Vorsehung ist diese Eventualität nie Wirklichkeit geworden, aber einige Male gingen wir - der Tod und ich - aneinander vorbei. Eines schönen (?) Tages erkrankte ich an Typhus. Nach der vierten oder fünften Hämorrhagie war ich am Rande des Grabes, und meine Glaubensgenossen versammelten sich, um für mich „T'hillim" (Psalmen) zu sagen. Ein jeder Jude weiß aber, daß diese „in extremis" gesagten Gebete oft zu spät kommen! In meinem Falle wurden sie erhört, und es gelang meinen Freunden, meine arme Seele für eine gewisse Zeit zu retten. Ein anderes Mal sollte ich deportiert werden. Fünf Minuten vor dem Ende entging ich dem sicheren Tode. „Eine Nacht in Gurs", die beinahe meine letzte sein sollte, will ich in den folgenden Zeilen in Erinnerung bringen.

Meine Lagerkarriere begann, wie schon erwähnt, in Le Vernet. Kaum hatte ich mich aber an das Hungern und Leiden gewöhnt, da erschien am 21. Februar 1943 der Lagerkommandant in der jüdischen Baracke - wir waren von den Christen getrennt und lebten in einem „Getto" - und ordnete hundertzwanzig namentlich aufgerufene Juden an, sich zur Abreise bereitzumachen. Fragen hat niemand gestellt, denn eine Antwort hätten wir ohnehin nicht bekommen. Andererseits schien uns das Ziel unserer „Fahrt ins Blaue" von vornherein bekannt. Nachdem wir unsere armseligen Kleider und Fetzen zusammengepackt hatten, wurden wir von den anderen isoliert, um am nächsten Morgen von den französischen Gendarmen, die besonders flinke Hände und Kolben hatten (als ob sie bei der Gestapo oder der SS Privat- oder Nachhilfestunden genommen hätten) einwaggoniert zu werden. Wir glaubten unseren letzten Weg antreten zu müssen. Die Stimmung im Zug war infolgedessen ziemlich gedämpft. Hundertzwanzig zum Tode verurteilte Menschen haben keine Lust, Späße zu machen! Zwei Mitfahrende machten eine Ausnahme: ein Rechtsanwalt aus Jugoslawien, Dr. Friedmann aus Novi-Sad, der mit der starren Logik eines Juristen bewies, daß a) wenn die Deutschen uns deportieren, sie Arbeitskräfte brauchen, b) wenn sie von uns Arbeit forderten, sie uns auch anständig ernähren müßten. Seine Schlußfolgerung war: In Deutschland werden wir es besser haben als in Frankreich. - Der andere, ein polnischer Jude, namens Wrobel, dessen Frau und Kinder ein Jahr früher verhaftet und deportiert worden waren (und seitdem hatte er nie ein Lebenszeichen bekommen), war fest davon überzeugt, daß die SS und die Gestapo nichts Besseres zu tun haben werden, als ihm bei der Suche seiner Familie behilflich zu sein. Armer Wrobel. Er hat seine Frau und Kinder gesucht, gefunden aber hat er den Tod. Nach einem längeren Aufenthalt in Toulouse bog der Zug statt nach Norden gegen Westen ein. Wir sollten also in Frankreich bleiben. Am nächsten Tag kommen wir in Oloron-Ste-Marie, Bahnhofstation des Lagers Gurs, an.

Eine für die Saison überraschend warme Sonne hieß uns willkommen während der zwei Stunden, die wir in „Habt-Acht-Stellung"

am Bahnhof verbringen sollten. Dann kamen Lastwagen aus Gurs, um uns in das Lager einzuliefern. Eine Kommission nahm unsere Personalien auf. Die Schlauen unter uns gaben – von einer dunklen Vorahnung bestimmt – falsche Daten an und machten unrichtige Aussagen. So manche Glaubensgenossen, die Vernet als waschechte Juden verließen, wurden bei ihrer Ankunft in Gurs von Gottes Gnaden erleuchtet zu Christen, andere zu Mohammedanern, wieder andere sogar zu „Zoroastrianern". Ich erinnere mich an einen jungen persischen Burschen, der den schönen hebräischen Familiennamen „Schalom" trug und der sich als überzeugter Anhänger von Zarathustra ausgab. Diese Lüge sollte ihm einige Tage später das Leben retten.

Im ersten Augenblick erschien Gurs uns, die wir aus einem Straflager gekommen waren, wie ein „Mädchenpensionat": Die Wächter gingen ohne Waffen herum und wir ohne Bajonette im Rücken. Tagsüber durften wir im Lager frei spazieren gehen. Die Anwesenheit der Frauen zwang uns eine gewisse soziale Etikette auf: In Le Vernet hatten wir uns fast nie anständig angezogen, uns nur selten rasiert und liefen wie aus Neandertal hergelaufene Wildlinge herum. Hier in Gurs sollten wir uns äußerlich wieder zu Menschen machen.

Leider brach nach einigen ruhigen und sonnigen Tagen die Katastrophe über uns herein. Die in der Direktion arbeitenden jüdischen Internierten erfuhren – und das Gerücht verbreitete sich blitzschnell –, daß eine spezielle Einheit der französischen Gendarmerie in Gurs eingetroffen sei. Eine Deportation stand also dicht bevor. Tatsächlich wurde das Lager am 25. Februar 1943 umzingelt, um jeder Flucht vorzubeugen. So manche Juden versuchten es trotzdem, den Stacheldraht durchzuschneiden oder unten durchzukriechen. – Die ganze Nacht verging in einem makabren „Ganoven gegen Gendarmen"-Spiel. Leider wurden diejenigen, denen es gelang auszubrechen, von den Gendarmen wieder zurückgeführt oder, um Zeit und Weg zu sparen, über den Stacheldraht zurückgehoben. Das Lager ähnelte einem zerstampften

Ameisenhaufen: Leute liefen hin und her, wildes Geschrei, Hilfe- und Halt-Rufe ertönten fortwährend in der dunklen Nacht. Besonders angstvoll waren die Juden, die in den allerletzten Tagen den in ganz Süd-Frankreich erfolgten und großangelegten Razzien zum Opfer gefallen waren. Männer und Frauen, Alte und Junge, Blinde, Verkrüppelte, auf Tragbahren liegende Kranke, die in Wohnungen, in Spitälern, auf der Straße verhaftet und ohne Übergang in die Hölle von Gurs geworfen worden waren.

Der 27. Februar 1943 begann normal, wie alle anderen Wochentage im Lager, nur war die Luft mit Elektrizität geladen. Und dann, genau um 14 Uhr, ging die „große Jagd" los. Die Wächter drangen in die Baracken ein, lasen Namen von einer durch die Direktion aufgestellten Liste und verschwanden in Begleitung von 20 bis 30 Internierten. Diese Menschen, die sich mit ihrem Los schon längst abgefunden hatten, folgten den Henkersknechten ohne Widerstand. Ihre Resignation war um so bedauernswerter, als die Rettung hie und da doch möglich war. Ich möchte nur zwei Beispiele zitieren: Nach dem Mittagessen, also noch vor Beginn der Deportation, verließ einer meiner Bekannten unsere Wohnbaracke, um in einer anderen Zuflucht zu finden. Etwas später wurde er von den Wächtern gesucht (er figurierte auf einer Namensliste); da er aber „spurlos verschwunden" war, wurde sein Name von der Deportationsliste gestrichen. Ein anderer hatte unter seinem Bett eine Grube ausgegraben, sich darin versteckt, und da die Militärpritschen kaum 15 Zentimeter über der Erde standen, ist es keinem der Wächter eingefallen, unter dem Bett zu suchen. – Die entscheidende Mehrzahl reagierte aber überhaupt nicht und ging, den Zurückgebliebenen ein letztes „Auf Wiedersehen" zurufend, dem Tod entgegen. – Um 22 Uhr wurde die von den Deutschen verlangte Zahl – 750 Juden – erreicht und die Aktion eingestellt. Während des ganzen Nachmittags hatte ich die Geschehnisse ruhig mit angesehen, miterlebt, ohne daran zu denken, daß auch ich mitgenommen werden könnte. Ein unbegründeter Optimismus hatte sich meiner bemächtigt: „Einen Rabbiner werden weder die Franzosen noch die Deutschen in den Tod schicken." Die Frage:

„Warum denn nicht?" ist mir nicht in den Sinn gekommen. - Nach dem Gewitter die Sonne: einige ruhige Tage, um die schrecklichen Erinnerungen der nahen Vergangenheit vergessen zu machen und das Lager mit neuen Juden-Opfern zu füllen. Nachdem dies geschehen war, ging am 2. März 1943 „die zweite große Jagd" los, mit einer bedeutenden Variante: Die Barackentüren wurden abgeschlossen und öffneten sich nur vor den Wächtern. Mit der Pünktlichkeit einer Schweizer Uhr erschienen sie jede Stunde und verschwanden mit ihrer „Abteilung", die - wir wußten oder ahnten es - entweder in den deutschen oder polnischen Lagern ihre letzte Reise beenden sollte. Gewiß, hinter dem Stacheldraht, im Jahre 1943, hatten wir keine sicheren Kenntnisse von der „Endlösung", aber Thomas Manns Rede im Schweizer Radio, die Nachrichten über Dachau und ganz allgemein über das Schicksal der deutschen Juden, „last but not least" die Erfahrungen, die ich selbst anläßlich des Anschlusses und in den darauffolgenden Monaten in Wien gesammelt hatte, ließen keinen Zweifel über die Behandlung zu, die die deportierten Juden in Deutschland oder in den besetzten Gebieten erwartete.

Diese zweite Deportation ging gegen 22 Uhr zu Ende, ich blieb zwar verschont, aber ein unangenehmes Vorgefühl verbot mir, mich auszuziehen. Ich warf mich angekleidet auf die Pritsche. Kaum war ich halbwegs eingeschlummert, weckte mich das Licht einer auf mein Gesicht gerichteten Taschenlampe. Ein Wächter beugte sich über mich, verglich mich mit einer Photographie in seiner Hand: „Sind Sie Georges Vadnai?" Auf meine bejahende Antwort zwang er mich aufzustehen und ihm zu folgen. Er führte mich mit anderen in eine große Baracke. In der Mitte, rings um einen Tisch, saß eine Kommission. Ich sollte hier vorbeigehen, meine Personalien angeben und, nachdem wir registriert worden waren, in der zweiten Hälfte der Baracke warten, damit uns Autobusse nach Oloron-Ste-Marie und von dort via Drancy und Polen in das ewige Leben führen sollten. Ich kam an die Reihe und gab an, statt der jugoslawischen die ungarische Staatsbürgerschaft zu besitzen. Meine Braut hatte erfahren, daß nach gewissen Gerüchten ungari-

sche Staatsbürger, sogar Juden, von der Horthy-Regierung geschützt würden. Sie ging in Lyon zum ungarischen Ehrenkonsul, um die Bestätigung meiner Staatsangehörigkeit durch ein offizielles „gelbes Telegramm" an die Lagerleitung von Gurs zu erbitten. Da sie keinen Erfolg hatte, sandte sie mir selbst ein Telegramm: „Bist ungarischer Staatsbürger, offizielle Bestätigung folgt." Dieses vom amtlichen Standpunkt aus wertlose Telegramm gab mir genug Mut, mich als Ungar auszugeben, und so wurde ich registriert. Ich befand mich schon unter den Todeskandidaten, da öffnete sich die Barackentür und der katholische Seelsorger des Lagers, der Abbé Grosz, Vertreter des Schweizerischen Roten Kreuzes, enger Mitarbeiter des R. P. Braun, kam herein. Ich hatte eine Empfehlung an ihn, hatte aber davon nie Gebrauch gemacht. Nun schien die Gefahr zu handgreiflich, um Bedenken zu haben. Ich näherte mich ihm und sprach ihn an: „Mon père, ich bin Rabbiner, ich diene Gott, zwar in einem anderen Tempel als Sie, hoffe aber, daß Sie dies nicht hindern wird, für mich einzutreten." Er schaute mich an, ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen und kam einige Minuten später in Begleitung eines hochgewachsenen Herrn zurück. Dieser, der zweifelsohne ein „großes Tier" war, rief laut aus: „Vadnai, nehmen Sie Ihre Sachen und kommen Sie mit." Wir verließen die Sammelstelle und gingen in der stillen und finsteren Nacht in Richtung einer beleuchteten Baracke. Der Abbé Grosz kam auf meine Seite: „Freuen Sie sich nicht, Sie sind noch nicht gerettet. Wie Sie wissen, müssen die Franzosen in dieser Nacht 750 Juden an die Deutschen abliefern. Wird diese Zahl erreicht (die amerikanischen, englischen, südafrikanischen, rumänischen und ungarischen Juden sind geschützt), dann bleiben Sie hier, wenn nicht, dann fahren Sie mit. Wir bringen Sie jetzt in die „Reserve". Er nahm Abschied von mir und ging wahrscheinlich einer neuen Rettungsmission nach. – In der Reserve liefen ungefähr vierzig Personen wie Irrsinnige oder wilde Tiere herum. Einige von ihnen waren mir bekannt; sie stammten aus meiner Baracke und waren schon nachmittags herausgeholt worden. Mit anderen Worten, sie befanden sich seit etwa 12 Stunden mit dem Damoklesschwert über dem Kopf in diesem Käfig.

Gegen drei Uhr morgens öffnete sich die Tür. Die Baracke wurde in einer Sekunde still. Die Herumlaufenden verwandelten sich, wie Loths Frau, in Statuen. Niemand bewegte sich. Man hielt seinen Atem zurück: Die Todeskommission hielt ihren feierlichen Einzug. „Messieurs" (der Franzose blieb sogar unter diesen Umständen höflich), begann der Vorsitzende, „es fehlen noch 38 Personen, um die Zahl von 750 zu erreichen. 38 von Ihnen werden mitfahren müssen!" Ein jeder gab sich demselben Gedanken hin: Sich als letzter oder vorletzter in die Schlange zu stellen, um sich auf diese Weise zu retten.

Die Wächter begannen den ersten vor die Kommission zu zerren:
- „Ihr Name?"
  „Matarasso."
- „Warum sind Sie in der Reserve?"
  „Ich war Freiwilliger in der französischen Armee."
- „Mitfahren!"

Der nächste kam dran. - „Ihr Name?"
  „Ezratty."
- „Warum sind Sie in der Reserve?"
  „Ehemaliger Frontkämpfer, ich bekam ‚la Croix de Guerre'."
- „Mitfahren! Mitfahren! ..."

Mindestens dreißigmal war schon das todbringende „Mitfahren!" gefallen, als ich an die Reihe kam. „Warum sind Sie in der Reserve?" „Ich bin Ungar". „Wieso denn? Sie sind als Jugoslawe eingetragen?" „Das mag stimmen, da ich als Jugoslawe nach Frankreich gekommen bin ..." Und hier begann ich die erfolgreichste Rede meiner irdischen Karriere: „Zwischen den zwei Weltkriegen habe ich effektiv in Jugoslawien gelebt und unter der königlichen Diktatur gelitten. Das wäre die größte Tragödie meines Lebens und gleichzeitig die bitterste Ironie des Schicksals, wenn ich nun als Jugoslawe deportiert würde." - Man ließ mich sprechen, und ich machte von dieser Bewilligung reichlich Gebrauch. Nach fünf Minuten war ich selbst von meinen ungarischen hochpatriotischen Gefühlen und von den „unsäglichen Qualen, die ich in meiner Ju-

gend in Jugoslawien erlitten habe", tief überzeugt. - Nach meiner Rede herrschte in der Baracke eine eindrucksvolle Stille. Die Herren von der Kommission schwiegen. „Na schön", sagte der Vorsitzende, „gehen Sie in die Reserve zurück, wir werden sehen, was mit Ihnen geschehen soll." Ich zog mich in eine halbdunkle Ecke zurück, um dort den Dr. Rhein, einen der ehemaligen Direktoren der „Berliner Börsen Zeitung" zu treffen. Ich kannte ihn noch aus Le Vernet, wo unsere Pritschen nebeneinander standen. Seiner Version nach war er als Ehrengast von Minister Louis Barthou nach Frankreich gekommen und befände sich in einem Konzentrationslager, um vor der Gestapo „geschützt zu sein" -. Da standen wir an der Demarkationslinie zwischen Leben und Tod und warteten, daß der Ewige - der für einige Stunden einem dummen Konzentrationslager-Direktor Vollmacht gegeben zu haben schien - über unser Sein oder Nichtsein entscheide.

Gegen fünf Uhr in der Früh waren 36 „Reservisten" als tauglich für die große Reise befunden. Es fehlten noch immer zwei, um die Zahl 750 zu ergänzen. Da wurde ich nochmals vor die Kommission geladen. Der Vorsitzende jedoch, der meinen „Schmus" schon kannte, ging hinaus und kam mit einem höheren Beamten und mit dem Seelsorger, Abbé Grosz, zurück. - „Warum sind Sie in der Reserve?"

Ich begann die zweite, verbesserte Auflage meiner Rede. In der Zwischenzeit waren meine patriotischen Gefühle für Ungarn ins Unendliche gewachsen. Nie wird es einen größeren, echteren Ungarn geben als mich! Hingerissen von meinem Pathos, schloß ich mit den Worten: „Meine Herren, da haben Sie das Telegramm meiner Braut, daß ich tatsächlich ungarischer Staatsbürger bin. Die briefliche, offizielle Bestätigung trifft morgen, spätestens übermorgen ein. Sollte dies nicht der Fall sein, so melde ich mich als Freiwilliger für den nächsten Transport an."

Diese tapferen Worte haben den Vorsitzenden anscheinend beeindruckt. Er wandte sich dem Seelsorger zu: „Was meinen Sie, mon

Père, ist er Jugoslawe oder Ungar?" - Die Antwort unterlag keinem Zweifel: „Er ist Ungar", entschied Abbé Grosz, und ich glaubte mich schon endgültig gerettet. „Ich will es glauben", erwiderte der Vorsitzende, „aber es fehlen noch immer zwei Personen, um die Zahl von 750 zu erreichen. Gehen Sie in die Reserve zurück".

5 Uhr 30: Es fehlen noch immer zwei, Dr. Rhein und ich müssen uns reisebereit halten.
5 Uhr 45: Es fehlen noch immer zwei Personen, und der letzte Autobus muß punkt 6 Uhr nach Oloron-Ste-Marie abfahren.
5 Uhr 50: Es fehlt noch eine Person. Einer von uns beiden (entweder Dr. Rhein oder ich) ist schon gerettet.
5 Uhr 55: Ein Wächter kommt herein und meldet der Kommission: „Messieurs, der letzte Autobus ist soeben abgereist. Die Zahl - 750 - ist erreicht worden."

Um sechs Uhr gingen Dr. Rhein und ich in unsere Baracke zurück. Gott sei Dank war dies vorläufig die letzte Deportation aus Gurs („en attendant" die endgültige Liquidation des Lagers). Zwei Wochen später sollten wir, „die Übriggebliebenen", nach Le Vernet zurückgeschickt werden. Unterwegs gelang es mir, die Schiebetür des Viehwagens zu öffnen und in der Nähe von St-Gaudens (Haute Garonne) aus dem Zug zu springen. Vier Tage später wurde ich in Lourdes wieder verhaftet. Ich gab mich als englischer Fallschirmjäger-Offizier, Kapitän John Roberts, aus, der aus Belgien nach Nordafrika wollte, um dort seine Einheit zu erreichen. „Wegen illegalen Übertritts der französisch-belgischen Grenze und Fehlen von Identitätspapieren" wurde ich zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Nachdem ich die Strafe - in Gesellschaft von einem australischen Kapitän, Georges Green (alias Simon Rubinstein), und einem polnischen Oberstleutnant Kolarski, beide getarnte Juden - im Bezirks-Gefängnis von Tarbes abgesessen hatte, wurde ich via Gurs wieder nach Le Vernet geschickt.

Eines Tages, als ich in meinem Strafquartier den Stacheldraht entlang spazieren ging, sah ich Dr. Rhein, „den Ehrengast des Mini-

ster Barthou", zwischen „zwei Herren" in den bekannten Ledermänteln das Lager Le Vernet verlassen. Er machte mir ein Zeichen der Verzweiflung, und ich verstand, daß die Gestapo ihn ausfindig gemacht hatte. Was mit ihm geschehen ist, weiß ich nicht mit Sicherheit. Wenn ich aber annehme, daß Dr. Rhein von den Nazis umgebracht wurde, so bin ich der einzige aus der Baracke der „Reservisten" dieser Schreckensnacht in Gurs, der den Krieg überlebt hat.

Wilhelm Vogelsinger

Ich, Wilhelm Vogelsinger, bin am 3. März 1905 in Frankfurt am Main geboren worden. Mein Vater Abraham war von Beruf Kaufmann. Er starb 1933 an den psychischen Schäden, die er durch das nationalsozialistische Regime erlitten hatte.

Mit vier Jahren wurde ich zu einem jüdischen Lehrerehepaar nach Sprendlingen in Pflege gegeben. Bis heute weiß ich nicht, weshalb meine Eltern mich in Pflege gaben. Auch die Gründe, weshalb man mir einen Vormund gab, sind mir nicht bekannt.

Ich besuchte acht Jahre lang die Volksschule in Sprendlingen. Nach meiner Schulentlassung im Jahre 1918 wurde ich durch die Vermittlung meines Vormundes in der Israelitischen Gartenbauschule Ahlem bei Hannover aufgenommen, um dort ein Handwerk zu erlernen. Man entschied sich für eine Schneiderlehre. 1923 legte ich meine Gesellenprüfung ab.

In Berlin fand ich eine Anstellung als Geselle. Mein Arbeitgeber war überzeugter Kommunist. Durch ihn kam ich zur kommunistischen Jugendbewegung und später zur KPD. Entscheidenden Einfluß auf meine politische Überzeugung hatte auch die Zeit von Ende 1923 bis 1926, in der ich arbeitslos war. Trotz eifrigster Bemühungen fand ich keine neue Stelle in meinem Beruf. Da die Arbeitslosenunterstützung wöchentlich nur drei Mark betrug, was zum Sterben zuviel und zum Leben viel zuwenig war, entschloß ich mich, mich selbständig zu machen. Durch die Annahme von Reparaturen und Änderungen verdiente ich wenigstens ein paar Mark und war so den Bettelgängen zum Arbeitsamt enthoben. Obwohl ich mit nur sechs Mark Betriebskapital angefangen hatte, florierte meine Reparaturwerkstatt bald, und ich hatte mir eine sichere Existenz geschaffen – bis Hitler und seine Massenmörder ihr Terrorregime errichteten.

Am 10. Mai 1933 flüchtete ich über das Riesengebirge nach Prag. Nachdem ich mich zwei Monate illegal in der Tschechoslowakei aufgehalten hatte, verließ ich Prag mit einem falschen Paß. Diese Papiere hatten mir Funktionäre des antifaschistischen Widerstandes besorgt, mit denen ich über die Grenzen der KPD hinaus zusammenarbeitete. Ich begab mich in das Saargebiet, welches 1933 noch unter der Aufsicht des Völkerbundes stand. Nachdem sich das Saargebiet 1935 Hitlerdeutschland angeschlossen hatte, flüchtete ich nach Frankreich. Trotz meines französischen Visums und obwohl noch kein Kriegszustand herrschte, wurde ich sofort an der Grenze interniert. Man brachte mich in eine Kaserne der Garde Mobile bei Straßburg. Nach einigen Tagen wurde ich zur Verwaltung gerufen. Man erklärte mir, daß ich mit weiteren 50 Flüchtlingen zusammen in den Süden Frankreichs geschickt würde. Man verfrachtete uns auf einen Lastwagen und brachte uns statt in den Süden an die saarländische Grenze. Mit Fußtritten und Kolbenstößen jagte man uns Flüchtlinge bei Saargemünd über die Saar, wo bereits Hitlers Sendboten einmarschiert waren. Zu meinem Glück war meine Freundin nicht mit mir emigriert und wohnte noch in Saarbrücken. Mit ihrer Hilfe gelang es mir, das Saargebiet zu verlassen und nach Luxemburg zu fliehen. Am selben Tag noch, als Hitlers Truppen in Luxemburg einmarschierten, verließ ich dieses gastfreundliche Land. 1940 mußte ich also abermals nach Frankreich emigrieren. Von nun an begann meine Odyssee durch 15 Lager und Gefängnisse Frankreichs und Spaniens. Unter anderem war ich auch in Gurs und Les Milles interniert.

1983 wurde ein Film, der in Zusammenarbeit mit der Frankfurter Filmemacherin Renate Bayer über meine Emigration in Frankreich gedreht wurde, bei der „Mannheimer Filmwoche" uraufgeführt. 1988 wurde zur Buchmesse in Frankfurt meine Autobiographie veröffentlicht. Das Buch mit dem Titel „Nicht verlorengegangen" ist im Mannheimer Persona-Verlag erschienen, und ich berichte darin über mein Leben seit dem vierten Lebensjahr.

Ruth Wertheimer

Ich bin am 6. April 1931 in Mannheim geboren. Ich lebte mit meiner Mutter und meinem Bruder in Mannheim, bis wir nach Gurs deportiert wurden, im Oktober 1940. Es ging uns schon nicht mehr so gut seit der Kristallnacht, wir konnten nicht sehr gut einkaufen, unsere Lebensmittel nur zwischen zwei und vier Uhr. Zur Schule gingen wir nur in die jüdische.

Am 22. Oktober wurden wir nach Gurs deportiert. Die SS ist gekommen und hat uns abgeholt, sie gaben uns nur eine Stunde, um unsere Kleider und andere Sachen mitzunehmen. Ich war erst neun Jahre alt und wußte nicht, was los war. Nach einer Stunde mußten wir weg, und man hat uns mit allen anderen Juden aus Mannheim in einen großen Saal gebracht. Was dann vorgegangen ist, daran kann ich mich nicht mehr recht erinnern. Dann sind wir mit dem Zug nach Gurs gefahren. Wir mußten alle in den Zug rein. Wir haben unsere Cousine und Großtante getroffen, aber nicht meinen Großvater. Wir wußten nicht, wo er war. Dann ging's los. Der Zug ist abgefahren, und wir wußten nicht wohin. Es hat sehr lange gedauert. Unsere Großtante hat uns Zitronen und Zucker gegeben, so hatten wir etwas zum Essen. Sie hat das noch schnell eingepackt. Nach ein paar Tagen sind wir in Gurs angekommen. Dann hat man die Frauen und Männer separiert, aber mein Bruder konnte mit uns kommen, weil er erst 13 Jahre alt war. Unsere Verwandten sind auch bei uns geblieben, und dann haben wir unseren Großvater gefunden. Wir sind in die Baracken reingekommen, und es sah furchtbar aus. Wir hatten Stroh auf dem Boden, und darauf mußten wir schlafen. Es gab dort nichts zu essen. Es kam immer eine französische Frau in die Baracke und gab uns Bescheid, was sein würde.

Wir hatten zum Essen ein kleines Stück Brot und eine Suppe aus Wasser und so ein paar Rüben sind drinnen geschwommen. Jeden

Tag starben Leute. Wir mußen das Brot hochlegen, weil die Ratten alles fraßen.

Nach einem Jahr in Gurs wurden die Kinder durch die OSE befreit. Ich bin mit anderen Kindern fort und bin nach Chabannes (La Creuse) gekommen. Es war sehr schwer für meine Mutter, mich fortzuschicken. Chabannes war ein schönes Heim. Ich bin dort zur Schule gegangen und habe auch Französisch gelernt. Im April 1942 kamen Nazis nach Chabannes und haben welche von den größeren Kindern abgeholt, um sie nach Auschwitz zu schicken. Dann hat die OSE alle Kinder langsam rausgeholt, und manche sind in die Schweiz gekommen und manche sind in Frankreich geblieben. Ich bin in einem Kloster versteckt gewesen und war ein Jahr dort. Ich wußte die ganze Zeit nicht, wo mein Bruder war. Nach der Libération 1944 haben wir uns wieder getroffen.

Wir waren dann wieder in OSE-Heimen, bis wir nach Amerika gekommen sind.

Mutter wurde in Auschwitz in den Tod geschickt.

Dr. Karl Wilczynski

Geboren 4. 9. 1884 in Grünberg.

Schulzeit in Posen. Abitur - Jurastudium in Genf, Freiburg, Heidelberg und Breslau. - Schon während seiner Studienzeit literarisch tätig. 1906 erschien die erste Arbeit: „Eric Edmund Smart", ein Prolog.

1911 Herausgabe zusammen mit Freifrau Adda von Liliencron des „Ostdeutschen Almanachs". 1914 - 1918 Leutnant im Weltkrieg.

Nach dem Krieg Aufenthalt in Berlin. Verkehrte im „Romanischen Café", 1920 erschien sein Roman „Spielfieber".

War Mitarbeiter und Leiter von literarischen Kabaretts.

Gleich zu Anfang für den neu gegründeten Rundfunk als Berater des Direktors der Funk-Stunde AG Friedrich Georg Knöpfke tätig.

1926 Herausgeber der „Funkköpfe".

In dieser Zeit auch Autor einer ganzen Anzahl bekannter Schlager.

Durch ihn veranlaßt, sprachen bekannte Literaten und Kritiker wie z. B. Alfred Kerr im Radio und machten dadurch das Radio gesellschaftsfähig.

Mit den anderen Intendanten der Rundfunkanstalten, wie Friedrich Bischoff (Breslau) und Dr. Alfred Bofinger (Stuttgart), befreundet.

Bei der Machtübernahme 1933 durch die Nazis sofortige Flucht über die Schweiz nach Frankreich. - Aufenthalt bis Kriegsanfang in Paris. Seine schriftstellerischen Arbeiten aus dieser Zeit wurden

aus Unwissenheit - da sie in deutscher Sprache geschrieben waren - nach dem Krieg zerstört.

1939 Internierung und Aufenthalt in den verschiedensten Lagern wie z. B. Les Milles und Gurs.

Trifft 1940 im Lager Les Milles Samuel Schmitt. Ist mit ihm bis zu seinem Tod zusammen. Entzieht sich 1942 der Deportation durch Flucht in die Schweiz. Auffang- und Internierungslager.

Nach dem Kriegsende das Leben eines Emigranten in der Schweiz.

Nachdem er eine teilweise Arbeitserlaubnis erhalten hatte, Mitarbeit bei Zeitungen und Zeitschriften.

Veröffentlichungen in der Schweiz: „Abenteurer wider Willen", - „Im Zwielicht" - „O wonnigliche Reiselust" - „Von Liebe, Treue und sonsterlei".

Nach Kriegsende auch wieder Reisen durch Deutschland und Kontakt zu früheren Bekannten und Freunden wie Dr. Bofinger, Friedrich Bischoff und Dr. Magnus. Wiederholt Sendungen seiner Arbeiten im Süddeutschen Rundfunk und Südwestfunk. Für den Bayerischen Rundfunk organisierte K. W. eine einwöchige Reportagereise durch die Schweiz (Leitung: Schneider-Schedde und Lembke).

Seine letzte Arbeit „Bürger wider Willen" wollte K. W. noch überarbeiten, kam aber nicht mehr dazu.

Gestorben am 13. Februar 1959 in Mannheim.

„Bürger wider Willen"

Über die Lebensgeschichte von Karl Wilczynski, romanhaft erzählt*

Wilczynskis Lebensbericht beginnt mit der Zeit unter Kaiser Wilhelm II. Man schwärmt in Schule und Gymnasium von Gott, Kaiser und Vaterland und will ein Held, aber kein Bürger sein.

Persönliche Begegnungen dieser Zeit mit Hans Thoma, Siegfried Wagner, Max Liebermann, Caruso u. a. werden geschildert.

Der Krieg 1914 - 1918 wird gewissermaßen übergangen, und nur zwei sehr persönliche Erlebnisse, grotesk geschildert, zeigen den Wert bzw. Unwert von Beziehungen in Kriegszeiten.

Von kulturhistorischem Interesse ist die Zeit nach 1920.

Die Brettl- und Rundfunkzeit. Wilczynski macht die Bekanntschaft vieler berühmter Persönlichkeiten. Zur Schilderung dieser Zeit ist er mehr als die meisten, die je über diese Zeit schrieben, befähigt, da seine persönlichen Erlebnisse zugleich einen Spiegel dieser Zeit sind.

Wir erleben mit ihm die Anfänge des deutschen Radios mit seinen Kollegen Staatssekretär Dr. Bredow, Ministerialrat Dr. Magnus, Prof. Knöpfke, Minister Greczinski, Friedrich Bischoff, Alfred Bofinger usw., mit Schauspielern wie Adele Sandrock, Rosa Valetti, Wolfgang Zilzer usw., mit Journalisten und Schriftstellern wie Manfred George, Klabund, Alfred Kerr, Bronnen usw., mit den Leuten aus der Schlagerbranche.

Die Emigrationszeit in Paris zeigt sein und zugleich das Leben vieler Emigranten der 30er Jahre in Frankreich.

Es folgen Episoden aus dem Pariser Leben.

Internierung und Flucht werden übergangen, da sie ja im „Abenteurer wider Willen" beschrieben sind.

Es folgt dann die Schilderung seiner Zeit in der Schweiz. Man erlebt das Verhalten bekannter und unbekannter Schweizer Bürger während des Krieges und die erste Nachkriegszeit. Mit viel Liebe wird das hilfreiche Verhalten vieler einfacher, kleiner Leute während dieser Zeit geschildert.

Das Werk endet gewissermaßen mit einem Wiedersehen in Deutschland und Berlin.

* Das unveröffentlichte Manuskript dieses Werkes befindet sich im Exilarchiv der Deutschen Bibliothek, Frankfurt/M.

George Wronkow

„Mais Monsieur, pour moi vous êtes mort" - „Aber mein Herr, für mich sind Sie tot", ruft der französische Offizier und wendet sich ab, als ob ich nicht vorhanden wäre.

Ich habe mich als braver Soldat am frühen Morgen bei meinem Kompanieführer gemeldet und um einen Urlaubsschein für den Tag gebeten; so tief sitzt mir noch die militärische Ordnung in den Knochen, das muß meine preußische Seele sein.

Dieser Hauptmann hatte die Nacht dagesessen und persönlich eine bereinigte Kompanieliste aufgestellt, aus der fünf Namen fortgelassen wurden: Der eine war der frühere Sekretär des Reichskanzlers Wirth, der zweite war einst ein Dolmetscher Stresemanns, der dritte ein bekannter Schauspieler, der vierte ein Ansager des Straßburger Senders, und der fünfte war ich, einstiger Redakteur an diesem Sender.

Am Abend vorher hatte sich eine deutsche Waffenstillstandskommission zur Kontrolle des Militärlagers Langlade angesagt. Eine Bestimmung dieses Waffenstillstandes besagte zwar, daß Frankreich keine Kriegsteilnehmer fremder Nationalität auszuliefern habe. Aber die Sieger hatten eine Klausel angebracht, daß sie das Recht auf gewisse Personen in Anspruch nähmen, die sich nicht als Soldaten, sondern vorher als Zivilisten gegen deutsche Interessen vergangen hätten. Das war deutlich gegen politische Emigranten gerichtet. Die meisten von uns waren von Hitler ausgebürgert worden; wir besaßen französische Schutzpässe für Staatenlose, wir waren bei Kriegsausbruch mobilisiert worden - doch jetzt gab es für uns nur eine Parole: Verschwinden.

Unser Kompanieführer sagte uns, worum es ging - daher seine vorsorgliche nächtliche Arbeit. Wir fünf machten aus, daß jeder in

eine andere Richtung marschieren müsse. Unsere Hauptsorge war im Augenblick weniger die deutsche Kommission, die das Lager durchkämmen sollte, als die französischen Gendarmen, die jeden Herumlaufenden, der nicht die rechten Papiere vorweisen konnte, aufgriffen und in ein Konzentrationslager steckten. In unserem Falle hätte jeder Gendarm in der Umgebung uns an lange Stahlketten genommen und sofort zurückgeliefert, das heißt in die Hände der deutschen Kommission, denn er erhielt zehn Francs Kopfgeld pro Gefangenen.

Die breite Chaussee ist mir also versagt, ich wage auch nicht, den kleinen Bahnzug, der am Morgen vorbeirollt, zu benutzen, denn die Gendarmen lieben Bahnhöfe besonders. Der einzige Weg geht durch die Rebenfelder, die sich kilometerweit erstrecken, und durch das Maquis, mit Stachelpflanzen übersäter Sandboden, das später dem Untergrund seinen Namen geben wird. Es ist ein schöner früher Herbsttag, die Weinreben färben sich schon blau, die Trauben sind noch sehr sauer, aber helfen gegen den Durst. Ich habe einen Kanten Brot und ein paar Francs in der Tasche und marschiere los über den lehmigen Boden der Weinfelder; das einzige Ziel: möglichst weit fort vom Lager.

Die ersten Kilometer nimmt mich der Marsch voll in Anspruch, es ist schweres Vorwärtskommen im Lehm. Allmählich kommt mir der ganze Widersinn meiner Situation zum Bewußtsein: „Mais Monsieur, pour moi, vous êtes mort!" Ich bin aus den Listen der amtlichen Gesellschaft gestrichen und laufe als bürgerlich Toter durch eine fremde Welt.

Oben, in den nicht fernen Bergen der Cevennen sitzt meine Frau in Zwangsresidenz und lebt von den kläglichen Francs, die Soldatenfrauen ausgezahlt werden. Wie benimmt sich ein Toter, der Hunger hat und in seinen Brotkanten beißt?

Ich setze mich auf einen breiten Stein, einen Markierungsstein, der die Felder abgrenzt, und spreche mit mir selbst: „Wenn du je wie-

der ins Leben zurückkehrst – nicht unter die Halbtoten im Lager, sondern unter die wirklich Lebenden, wenn du diesen Krieg überstehst, der erst richtig angefangen hat, was dann? Die Chancen sind nicht sehr groß. Heute wirst du wohl durchkommen – welcher Gendarm wird sich schon seine blanken Stiefel im weichen Lehmboden eines Rebenfeldes dreckig machen wollen? Aber wie oft wird noch ein französischer Offizier sich als Schutzengel hinsetzen und Kompanielisten korrigieren? Die Kompanie wird bald aufgelöst werden, dann kommt Arbeitslager oder Schlimmeres. ‚Etranger superflu' – überflüssiger Ausländer – lautet der neue, schmeichelhafte Titel, den dir Pétains Frankreich verliehen hat."

In Gedanken habe ich den ganzen Brotkanten aufgegessen, und es ist noch früh am Tage. Ich stehe auf und sehe mir den Stein, auf dem ich gesessen habe, etwas genauer an. Römische Ziffern sind eingemeißelt und lateinische Worte; ein römischer Grabstein aus dem alten Gallien. Ich suche weiter – ein anderer Grabstein und in gleicher Entfernung ein dritter und vierter. Das ganze Rebenfeld ist mit römischen Grabsteinen abgesteckt. Etwas weiter eine Art Schilderhaus aus Stein, eine Regenhütte, als Fundament eine verwitterte Säule, das Ganze wohl aus den Überresten eines Mausoleums gebaut.

Ich suche nach neuen Funden, sehe aber nur noch gewöhnliche Feldsteine. So ein bißchen römische Historie bringt weitere Perspektiven. Ich marschiere und grüble weiter, alles wird etwas unwichtiger: Wenn du je aus diesem Dreck herauskommen solltest, nimm nichts mehr so schrecklich wichtig. Sieh die Zukunft als neues geschenktes Leben – vielleicht wirst du sogar auf der Siegerseite dieses Krieges sein – es sieht heute nicht so aus, aber vielleicht, vielleicht.

In der Ferne taucht Calvisson auf, ein reiches Weinbauerndorf. Ich wage mich hinein, denn die Gendarmen sind vor allem auf den Landstraßen gefährlich. Ein größeres Dorf mit einer richtigen Stadtmauer, wie es diese Hugenottendörfer häufig haben. Und in

den Fundamenten der Mauer wieder römische Steine, die Inschriften nicht mehr zu entziffern, sogar ein eingravierter Kopf.

Ich erstehe ein paar aus Traubenzucker gefertige Bonbons und ein Stück kuchenähnliches Gebäck. Im Wirtshaus trinke ich eine Tasse „Nationalkaffee", der mit Hilfe eines Schnapses genießbar wird, und tausche ein Paket grauen Militärtabaks beim Wirt gegen zwei hartgekochte Eier ein. Der Friseur steht vor seiner Türe. Warum soll sich ein Toter nicht die Haare schneiden lassen? Der Friseur ist gesprächig. Vom Haarschneiden allein kann man hier nicht leben, er hat sein Rebenfeld: „Wir bauen hier nicht billigen Landwein an, sondern wir haben Tafeltrauben, die besten der Welt. Die gingen sogar an den Hof des Königs von England, na, das ist jetzt aus. Aber die Deutschen wissen ja auch, was gut schmeckt, die nehmen uns die ganze Ernte ab. Wissen Sie, ich habe nie etwas gegen Hitler gehabt - der Léon Blum, der hat uns das alles eingebrockt."

Auf dem Stuhl liegt eine bunte Zeitschrift, „Le Signal", ein deutsches Propagandablatt in französischer Sprache, herausgegeben von der Wehrmacht. Plötzlich fesselt mich eine Überschrift: „Mit unsern blauen Jungens auf Jagd im Ärmelkanal", Autor Fritz Kelian. Fritz Kelian, das war doch mein Kollege in Berlin, ein alter Zechkumpan. Fritz Kelian, der laute Sozialist, der mir anno 1933 Mut machte, als ich ihm meinen Kündigungsbrief zeigte: „Mensch, Courage, der faule Zauber ist bald vorbei." Unter seinem Namen im „Signal" der Titel eines hohen Offiziersrangs. Und ich sitze als Toter auf dem Friseurstuhl eines französischen Petinisten und studiere römische Grabsteine. Wenn ich jetzt Kelian träfe, was geschähe dann? Würde er mich verhaften lassen?

Ich trete kurz geschoren aus dem Friseurladen; gegenüber, an der Theke des Wirtshauses steht ein Gendarm und trinkt einen Schnaps. Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps - der Mann ist beim Schnaps, also keine unmittelbare Gefahr. Doch ich mache mich schnell dünn und verschwinde in meinen Rebenfeldern. Es ist

auch Zeit für den Rückmarsch. Marschieren ist das einzige, was ich beim französischen Kommiß gelernt habe. Heute kommt mir das Training zustatten. Leider begleitet mich zumindest ein Floh auf meinem Marsch. Trotz meines Antiflohpulvers scheint mein Begleiter unersättlich. Es ist heiß geworden, ich ziehe mein Hemd aus und schüttle es gründlich, ein halbes Dutzend Flöhe wirbeln durch die Luft. Ich streue etwas Pulver in die Hose, ich muß sparsam sein; wegen der Ungezieferverseuchung ist selbst Flohpulver in Pétains Frankreich knapp geworden.

Ich habe Durst und esse saure Trauben. Aus dem Dickicht des Maquis taucht ein magerer Hund auf – ein Streunhund, wie sie jetzt in Massen durch Frankreich laufen. Ich gebe ihm ein Bonbon, er wird mir ein Weggenosse für einige Kilometer: ein überflüssiger Hund und ein überflüssiger Mensch. Aber ich muß meinen traurigen Gefährten loswerden, es laufen schon genug herrenlose Hunde im Lager herum. Ich versuche ihn fortzuscheuchen, er weicht nicht. Da werfe ich einen Stein nach ihm und noch einen Stein, er springt erschreckt zurück und legt sich auf den Boden. Ich gehe weiter, er bleibt zurück und sieht mir traurig aus braunen Hundeaugen nach. Plötzlich fühle ich mich sehr einsam.

Sind die Deutschen noch im Lager? Haben sie die bereinigte Kompanieliste akzeptiert? Hat einer uns „Deserteure" verpfiffen? Ich verlangsame meine Schritte, es ist noch zu früh, um eine Rückkehr zu riskieren. Der Kirchturm von Langlade taucht in der Ferne auf, das Lager liegt am Dorfrand und besteht aus einer Reihe von Scheunen. Als ich mich dem Dorf gegen den frühen Abend nähere, kommt mir der Gemüsekrämer entgegen: „Du willst doch nicht da runter, die ‚Boches' sind noch immer da." Kein Wort weiter, und er verschwindet.

Der Gemüsekrämer ist wohl der einzige Rote in Langlade. Er hat einen kleinen Garten und verkauft außer seinem Gemüse zuweilen auch ein paar Eier oder selbstgemachten Käse. Früher hatte ihn das Dorf so weit wie möglich boykottiert, unsere Kompanie hatte

ihn etwas ins Brot gesetzt. Jetzt aber waren Lebensmittel knapp; die Bäuerinnen standen bei ihm Schlange, wenn er etwas zu verkaufen hatte, und die Dorfältesten hatten ihm jeden Verkauf von Lebensmitteln an die lästigen Ausländer, die da unten in Scheunen hausten, verboten. Zur Inkraftsetzung ihres Verbotes stellten sie den Feldhüter in seinen winzigen Laden.

Zwei Franzosen haben mich „überflüssigen Ausländer" an diesem Tag meines Todes als Schutzengel begleitet: mein Kompanieführer, der die Namen der politischen Flüchtlinge aus der Kompanieliste verschwinden ließ, und dieser „kleine Mann", der Gemüsekrämer von Langlade. Beide kannten mich und meine Kameraden kaum, unser Schicksal konnte sie nicht viel angehen. Doch sie waren in diesen Tagen des militärischen und moralischen Zusammenbruchs Frankreichs Menschen geblieben.

Ich klettere durch ein Pinienwäldchen einen Hügel hinauf, zupfe ein paar Karotten aus dem Gemüsegarten und kaue hungrig. Auf dieser Höhe hat mein Freund Wache gehalten. Er hatte uns wohl am frühen Morgen beobachtet, wie wir in verschiedene Richtungen verschwanden. Von hier aus konnte er das Lager völlig überschauen. Jetzt kann auch ich, von halber Höhe aus, die Situation studieren: Auf dem Exerzierplatz stehen noch immer die Stabswagen mit der Hakenkreuzstandarte am Kühler. Auf zwei Lastwagen sitzen Männer mit Kisten und Koffern, es sind die freiwilligen Rückwanderer, die schon vorher eine besondere Gruppe gebildet hatten. Freiwillige Rückkehrer, das sind vor allem Menschen mit fragwürdiger Staatszugehörigkeit, Menschen aus Grenzgebieten, die sich französisch fühlten, solange es Frankreich gut ging, sie haben jetzt für das Nazireich optiert. Sie werden als „Volksdeutsche" mit offenen Armen aufgenommen und später in die deutsche Armee gesteckt werden.

Unwahrscheinlich schöner Sonnenuntergang über rotblau schimmernden Rebenfeldern. Was tut ein Toter im wartenden Dämmerlicht eines unwirklichen Tages? Ich schaue auf das Lager der aus-

ländischen Arbeitssoldaten mit einer Gruppe deutscher Offiziere im Zentrum, ich schaue auf das Hugenottendorf in einem verlorenen Winkel Frankreichs. Ich hole einen zerknitterten Papierbogen aus der Tasche und schreibe:

Der Kriegsgott hat uns hergeweht
und glaubt es noch als Gnade -
hier, wo ein Häuflein Häuser steht,
das Häuflein heißt Langlade.
Jahrtausendfältiges Gestein,
geschichtsdurchfurcht und kantig.
Was könnte dies wohl anders sein
als glückliche Romantik.
Oliven, Feigenbäume, Wein
und südlich heiße Sonne.
Was könnte dies wohl anders sein
als Menschheitstraum von Wonne.
Nein, Wonne hab ich nicht im Sinn,
besiegt muß ich hier dienen
und hocke in der Scheiße drin
in stinkenden Ruinen.
Die Prosa sieht prosaisch aus,
Romantik fehlt der Szene,
Du siehst ein halbverfallnes Haus,
spürst keinen Hauch Hygiene.
Es greift der lange Naziarm
in dieses Land der Reben;
Im Hintergrund lugt der Gendarm -
Ich muß als Toter leben.
Doch glänzt im Bädeker der Stern
so schön ist die Provence -
Ach, lieber wär ich meilenfern
von dieser „Douce France".

Es ist dunkel geworden. Die deutschen Stabsautos rollen aus dem Lager; hinter ihnen die Lastwagen mit den Rückwanderern. Ich steige vorsichtig ins Dorf hinunter, die Luft scheint rein. Das Lager-

tor ist weit offen, ich schleiche in meine Scheune und werfe mich müde auf den Strohsack.

„Alles nicht so schlimm gewesen", vertraut mir mein Kamerad vom nächsten Strohsack an. „Erst war allgemeiner Appell. Zwei deutsche Offiziere verfolgten die aufgerufenen Namen auf ihrer Suchliste". Natürlich wurde mein Name nicht erwähnt. „Sie haben niemanden gefunden. Dann mußten die Juden vortreten: ‚Um Euch kümmern wir uns nicht!' schnarrte der Offizier. Die Juden durften abtreten. Dann wurden die deutschgebürtigen Kaukasier vernommen. Das ging gründlich zu. Die meisten von ihnen sind mit der Kommission abgezogen, zurück ins Reich - die sind wir los. Übrigens war ein Mann vom schwedischen Roten Kreuz dabei und ein Franzose von der Waffenstillstandskommission. Mensch, war das alles korrekt." Kameraden haben mir einen Topf mit kaltem Essen aufgehoben. Am Morgen werden die Kompanielisten wieder auf volle Höhe gebracht. Ich kehre unter die beinahe Lebenden zurück.

*

Von Langlade führte mich der Weg nach Erhalt des amerikanischen Visums in das Auswandererlager Les Milles, wo ich auf die Durchreisevisa für Spanien und Portugal warten mußte. Durch mein amerikanisches Visum erhielt ich Privilegien zum beinahe täglichen Urlaub nach Marseilles. Der Lagerkommandant tat dies nicht etwa aus Liebe, sondern er behielt meine Rationen zurück, so daß ich mich und meine Frau in Marseille auf dem Schwarzen Markt ernähren mußte. Schließlich hatte ich alle Papiere zusammen und erhielt in Les Milles auf einem Fetzen rosa Papiers die französische Ausreiseerlaubnis. Mit drei Büchsen gehamsterter Ölsardinen und einer Bahnfahrkarte der HIAS in Marseilles ging's schließlich über Spanien nach Lissabon. Im März 1941 landeten wir in New York, wo uns mein Bruder und Freunde vom Schiff abholten. Das amerikanische Visum hatte ich als politisch Gefährdeter unter der Emergency Quote Präsident Roosevelts erhalten.

Hugo W. Zarnel

Mein Name ist Hugo Zarnel. Ich hieß früher Hugo Zarnicer und habe in Mannheim in F 4, 3 und dann nach der Kristallnacht in F 1, 2 gewohnt. Am 22. Oktober 1940 wurde ich mit meiner Mutter und Schwester nach Gurs deportiert. Ich war gerade 13 Jahre alt (zwei Wochen nach meiner Barmitzwah). Wir sind ungefähr zwei oder drei Tage später im „Camp de Gurs" angekommen . Ich glaube, es war abends. Ich wurde mit meiner Mutter und Schwester in die Ilôt L Baracke 14 mit 40 oder 50 anderen Frauen und Kindern eingewiesen. Ich erinnere mich noch, da war ein großer Haufen Stroh und Säcke. Man hat uns gesagt, die Säcke auffüllen für Matratzen. Danach bekamen wir eine grüne Suppe mit ein paar Krautblättern und dünne Stücke Rüben. Im ersten Monat konnten wir Kinder unter 14 Jahren zu dem Dorf Gurs gehen und uns Lebensmittel einkaufen wie Wurst, Brot, Leber-Paté und andere Sachen.

Nach einem Monat konnten wir dann nicht mehr gehen. Ich habe nach ein paar Tagen meinen Großvater gefunden. Er war in einem Männer-Ilôt. Er war damals 67 Jahre alt. Er hatte mit seinem Magen Probleme und ist nach einem Monat, November 1940, gestorben. Er ist auf dem Gurser Friedhof beerdigt.

Das Essen war nicht gut, sehr wenig Brot und Karananzen-Suppe oder Topinambur. Ich und noch ein Freund haben am Sabbat Gottesdienst gehalten für die Frauen. Natürlich konnten wir uns nach ein paar Monaten Bettgestelle kaufen oder machen lassen. Wenn es regnete, sind wir bis zu den Knien im Lehm gegangen. Meine Schwester wurde ein Jahr später durch die OSE befreit und nach Chateaux Chabbanes geschickt.

In Gurs ist das Essen mit der Zeit etwas besser geworden, wir bekamen Kartoffeln. Als ich 14 Jahre wurde, mußte ich

in eine Männerbaracke einziehen und drei Monate später wieder in eine Kinderbaracke.

Im April 1942 wurde ich von der OSE befreit und wurde auch nach Chabannes geschickt. Ende 1942 wurde ich von der OSE auf einem Bauernhof versteckt. Meine Mutter wurde im Juni 1942 nach Rivesaltes geschickt und im August 1942 wurde sie von dort nach Auschwitz deportiert, wo sie umgekommen ist.

Nach der Befreiung Frankreichs 1944 ging ich nach Limoges. Im Winter 1946 fuhr ich nach Paris und bin Ende August 1946 mit einem OSE-Kindertransport nach Amerika ausgewandert. Ich wohne jetzt in Amerika seit 1946, bin verheiratet und habe zwei Kinder.



Badische Juden, von Mannheim nach Gurs deportiert - jetzt im Lager Les Milles auf Auswanderungsmöglichkeiten hoffend

Die Diktatur des Gewissens

André Trocmé und die Bewohner von Chambon sur Lignon –
von Samuel Schmitt

Am Anfang dieses Buches kamen die Freunde der Überlebenden zu Wort. Deshalb soll dieser Bericht eines einmaligen Geschehens das Buch beenden.

Das Dorf Chambon sur Lignon hatte in den Kriegsjahren ca. 3 000 Einwohner und nahm in dieser Zeit mehrere tausend jüdische Flüchtlinge auf. Weitgehend konnte ihnen zur Flucht verholfen werden. Der Dorfpfarrer André Trocmé und sein Kollege, Pfarrer Edouard Theis, waren Pazifisten. Sie nahmen nicht am bewaffneten Widerstand teil, aber sie halfen den Flüchtlingen und leisteten dem Befehl der Vichy-Regierung, die Flüchtlinge auszuliefern, offenen Widerstand.

Pfarrer Trocmé betonte in seinen Predigten die Notwendigkeit, dem eigenen Gewissen zu folgen, selbst wenn ihm die Gesetze und Befehle der Regierung entgegenstünden. Beide Pfarrer waren ihrem eigenen Gewissen treu – wenn sie dafür auch ins Lager kamen und später im Untergrund leben mußten. Das Vorbild von Trocmé und Theis veranlaßte die Bewohner, ebenfalls ihrem Gewissen zu folgen. An den Küchentischen der einfachen Bürger- und Bauernhäuser wurden Rettungspläne entworfen, um dann später auch ausgeführt zu werden.

Das hervorragende Buch von Philip Hallie „... Daß nicht unschuldig Blut vergossen werde" (3. Aufl., Neukirchen-Vluyn, 1990) bietet eine genaue Schilderung dieser Zeit und der Menschen, die in ihr lebten. Es waren nicht nur die beiden Pfarrer, die einmalig waren – auch die Frau von Trocmé, Magda, rieb sich mit ihrer Arbeit für die Bedrohten fast völlig auf; und viele Bewohner von Chambon sur Lignon folgten freudig dem Weg, den ihr Gewissen vorschrieb. So

weit es ihm möglich war, hat Philip Hallie sich mit allen noch lebenden Zeitzeugen getroffen und sein Werk mit großer Einfühlungsgabe geschrieben.

Da ich die meisten der im Buch erwähnten Personen persönlich kannte, kann ich bezeugen, daß seine Schilderungen lebensecht sind. Ich war – wie in meinem Lebenslauf erwähnt – drei Monate in Chambon sur Lignon. Da man damals noch nichts von Deportationen wußte, folgte ich dem Rückruf ins Lager, und man ließ mich aus Chambon gehen.

Pfarrer Trocmé hat mich nach dem Krieg 1948 in Zürich besucht. Bei einem Essen, an dem auch meine Mutter teilnahm, kam das Gespräch auf die Wahrheit. Meine Mutter sprach dafür, daß man immer die Wahrheit sagen müsse. Pfarrer Trocmé, der perfekt deutsch sprach, erwiderte: „Frau Schmitt, ich habe schon einmal einen Meineid geleistet. Das war so: Ein deutscher Offizier kam überraschend zu uns ins Pfarrhaus. Er sagte: ‚Herr Pfarrer, ich bin in Eile; wenn Sie mir auf die Bibel schwören, daß Sie keine Juden versteckt haben, geh ich gleich weiter.' Ich habe geschworen, und das Haus war voll versteckter Juden." – Pfarrer Trocmé log aber nicht, wenn er persönlich sich durch Lügen hätte retten können.

In der Urkunde zur „Medal of Righteousness", die Trocmé vom Staat Israel verliehen wurde, wird ein Spruch Baal-Shem-Tovs, des Chassidismus-Begründers, zitiert: „In der Erinnerung liegt das Geheimnis der Erlösung." Und Philip Hallie schreibt in seinem Buch: „Wenn das Geheimnis der Erlösung in der Erinnerung liegt, dann geht sie verloren durch das Vergessen."

Um gegen das Vergessen zu kämpfen, schrieb er sein Buch, und auch unsere Arbeit soll ein Beitrag im Kampf gegen das Vergessen sein.

»Das dauert und dauert. Niemand spricht. Endlich setzen sich die Autobusse in Bewegung. Von den Großen bis zu den Kleinen, alle brechen in Tränen aus. Nicht ein Schrei, keine Geste. Aber angespannte Gesichter, die in einem Augenblick die Ewigkeit schauen wollen. Um mich herum sind die Polizisten sehr bleich. Einer von ihnen hat mir am nächsten Tag gesagt: ›Ich bin in den Kolonien gewesen. Ich bin in China gewesen, ich habe Massaker gesehen, den Krieg, den Hunger. Aber ich habe noch nie so etwas Schreckliches gesehen wie das!‹ Für den Augenblick kann niemand sprechen, noch sich bewegen. Der Autobus ist verschwunden. Schließlich fällt eine Mutter um und wälzt sich auf dem Boden in einer Nervenkrise. Den ganzen Tag über bitten der Rabbiner, zwei jüdische französische Männer und ich selbst beim Polizeidirektor für die Sache der Unglücklichen, deren Abreise uns schlimmer erscheint als eine Verurteilung zum Tod.«

Aus dem Tagebuch von Henri Manen

